

JULIÁN CARRÓN

GIBT ES HOFFNUNG?

DIE FASZINATION DES ENTDECKENS



JULIÁN CARRÓN

GIBT ES HOFFNUNG?

Die Faszination des Entdeckens

Aus dem Italienischen übersetzt von
Christoph Matyssek, Bettina Scholz und Christoph Scholz

© 2021 Fraternità di Comunione e Liberazione

EINFÜHRUNG

„Tod und Leben lieferten sich ein unglaubliches Duell“.¹ Mit diesen Worten fasst die christliche Osterliturgie das Außergewöhnliche des Ereignisses zusammen, das sie feiert. Dieses Außergewöhnliche wird unterstrichen durch die Tatsache, dass es zwischen Tod und Leben nie ein *reales* Duell gegeben hat. Es ist nur eine Redensart, da man schon von Anfang an weiß, wer der Sieger sein wird. Kann es einen echten Kampf geben, wenn man das Ergebnis schon von vorneherein kennt?

Man sollte nicht bis zum Jüngsten Tag warten, um sich das bewusst zu machen. Die jungen Leute merken es sehr schnell. Das konnte ich erst kürzlich feststellen, als ich mich online mit einer Gruppe Gymnasiasten traf. Sie sind in der Abschlussklasse und spüren schon die ersten Symptome des Nichts, das über ihren Tagen schwebt, als ein Vorzeichen des Todes: „Mein Leben verblasst langsam immer mehr.“ „Der anfängliche Enthusiasmus hat schon seit einiger Zeit nachgelassen. Ich spüre nicht mehr den gleichen Schwung wie früher.“ „Ich bin ganz apathisch, nichts berührt mich mehr, nichts zieht mich mehr an.“ Trotzdem resignieren sie nicht. Paradoxe Weise weckt ausgerechnet das klare Wahrnehmen dieser Symptome bei ihnen wieder die Sehnsucht nach dem Leben. Sie ist – wie bei uns – in der DNA ihres Menschseins eingeschrieben und bricht auf als eine Frage, die sie nicht

¹ Ostersequenz „Victimae paschali laudes“ (Übers. P. Badde, in: *Vatican Magazin*, 11/2010).

unterdrücken können: „Was kann die Langeweile, die Apathie wirklich auflösen und bewirken, dass ich wieder anfangen zu leben?“ So jung sie auch sein mögen, in ihnen tobt schon der Kampf zwischen dem Verlangen nach Leben und der Angst, dass alles im Nichts endet. Wir Erwachsenen haben im Unterschied zu ihnen schon genug erlebt, um zu wissen, dass all unsere Bemühungen nicht ausreichen werden. Das Ende ist schon klar, der Tod geht immer als Sieger hervor. Deswegen ist es eigentlich euphemistisch, von Duell zu sprechen.

In diesem Kontext werden der Sinn und die Kühnheit der Osterliturgie deutlich. „In der Tat: Wenn Christus nicht auferstanden wäre, würde die ‚Leere‘ unweigerlich die Oberhand gewinnen. Wenn wir Christus und die Auferstehung ausblenden, gibt es für den Menschen kein Entrinnen, und jede Hoffnung bleibt eine Illusion. Doch gerade heute [am Ostersonntag] bricht die Botschaft von der Auferstehung des Herrn mit Macht hervor und stellt die Antwort auf die immer wiederkehrende Frage der Skeptiker dar, die auch im Buch Kohelet wiedergegeben ist: ‚Gibt es etwa ein Ding, von dem man sagen könnte: Sieh dir das an, das ist etwas Neues?‘ (vgl. Koh 1,10). Ja, antworten wir: Am Ostermorgen ist alles neu geworden. ‚Tod und Leben, die kämpften unbegreiflichen Zweikampf; des Lebens Fürst, der starb, herrscht nun lebend‘ (Ostersequenz). Das ist das Neue! Eine Neuheit, die das Leben dessen, der sie annimmt, verändert“.²

Ohne die Auferstehung Christi wäre es kein echter Zweikampf. Die Botschaft von diesem „Faktum“, verstehen wir uns da richtig, bestimmt nicht im Voraus den Ausgang des Kampfes, der sich in jedem von uns ab-

² Benedikt XVI., *Botschaft Urbi et Orbi*, 12. April 2009.

spielt. Sie entfesselt ihn überhaupt erst, da sie ein Duell in dem genannten Sinne überhaupt erst möglich macht.

Wir müssen uns also fragen: Können Menschen von heute, die für sich beanspruchen, ihre Vernunft und ihre Freiheit im Vollsinn zu gebrauchen, überhaupt noch an die Botschaft von der Auferstehung Jesu glauben? Die Antwort auf diese Frage verlangt, dass wir uns auf die Geschichte beziehen, auf unsere persönliche Erfahrung, in der allein die Gründe für die Verlässlichkeit dieser Botschaft zutage treten können. Im Leben, in der konkreten Erfahrung muss sich die Glaubwürdigkeit dieser Botschaft zeigen.

Eine paradoxerweise besonders günstige Gelegenheit, um das zu prüfen, bot sich uns in den Zeiten der Pandemie. Wir wohnen einem Kampf zwischen dem Sein und dem Nichts auf allen Ebenen bei, einem Duell von einzigartiger Bedeutung und Dimension, mit einem stärker sichtbaren Teil, von dem die Medien uns ständig berichten (die Todeszahlen, die Auslastung der Intensivbetten, die wirtschaftlichen Probleme), und einem weniger sichtbaren, persönlicheren Teil, der zu Angst, Einsamkeit, Zerbrechlichkeit führt und damit verbunden zu Fragen, die unsere sicher geglaubten Gewissheiten umgestoßen haben. Wir können sie in einer Frage zusammenfassen, die in diesen unsicheren Zeiten am häufigsten gestellt wird und uns am meisten herausfordert: *Gibt es Hoffnung?*

Diese Frage war zunächst das Thema bei den Exerzitien der Studenten der Bewegung und dann auch bei denen der Fraternität von *Comunione e Liberazione*. Viele haben sich von dieser Frage zutiefst angesprochen gefühlt und zu diesen Exerzitien beigetragen durch Briefe und Zeugnisse, wie man feststellen wird, wenn man den Text liest.

Das Zusammentreffen mit der harten Wirklichkeit hat unsere Bedürfnisse als Menschen umso deutlicher zum Vorschein gebracht. Auf die eine oder andere Weise müssen wir uns alle mit der Frage nach der Hoffnung auseinandersetzen. Es gibt nichts, was wichtiger wäre für unser Leben. Wenn wir auf sie keine angemessene Antwort finden, wird der Tod immer wie ein Damoklesschwert über unseren menschlichen Erfahrungen hängen, wie wahr sie auch sein mögen, vor allem über den bedeutsamsten.

Aus Leidenschaft für das Leben und weil wir uns nicht damit zufriedengeben wollen, jeden Augenblick erdrückt von der Angst vor dem Tod, vor der Sinnleere, zu leben, haben wir uns entschlossen, der Frage ohne Umschweife ins Auge zu sehen, als Männer und Frauen, die ihr Leben nicht vergeuden wollen. Don Giussani sagte schon vor vielen Jahren: „Wenn wir uns zusammenschließen, warum machen wir das? Um die Freunde, und wenn möglich auch die ganze Welt, dem Nichts zu entreißen, in dem jeder Mensch sich befindet.“³ Dieses Ziel wollen wir auf den folgenden Seiten verfolgen. Sie sollen uns helfen, uns nicht selbst zu betrügen, unsere Sehnsucht nach Leben nicht aufzugeben, sondern offen zu bleiben für die Faszination der Entdeckung einer verlässlichen Antwort auf die Erwartung, in der unser Wesen als Menschen zum Ausdruck kommt.

³L. Giussani, „Messaggio al Pellegrinaggio a piedi Macerata-Loreto“, 14. Juni 2003, in: *Tracce-Litterae communionis*, Nr. 7/2003, S. 105. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

KAPITEL 1

„SCHLIMMER ALS DIE GEGENWÄRTIGE KRISE WÄRE NUR, WENN WIR DIE CHANCE, DIE SIE BIRGT, UNGENUTZT VERSTREICHEN LIESSEN“

„Schlimmer als die gegenwärtige Krise wäre nur, wenn wir die Chance, die sie birgt, ungenutzt verstreichen ließen.“¹ Diese Worte von Papst Franziskus fordern uns dazu auf, uns bewusst zu machen, was uns widerfahren ist, was wir im vergangenen Jahr durchlebt haben.

1. Das Zusammentreffen mit der Wirklichkeit

Um dieser Herausforderung zu begegnen, die niemandem gleichgültig lassen konnte, haben wir uns von Anfang an eine Arbeitshypothese² gegeben, die in diesen Worten Giussanis zum Ausdruck kommt: „Ein Individuum, das dieses Zusammentreffen mit der Wirklichkeit nicht voll erlebt hat, da es nur wenig gefordert war, wird keine große

¹ Franziskus, *Predigt bei der Heiligen Messe am Hochfest Pfingsten*, 31. Mai 2020.

² Vgl. J. Carrón, *Das Erwachen des Menschlichen. Reflexionen in einer schwindelerregenden Zeit*, www.de.clonline.org 2020.

Sensibilität für sein eigenes Bewusstsein entwickeln und auch die Kraft und Prozesse seiner Vernunft nur begrenzt wahrnehmen.“ Giussani folgend sind wir also eingeladen, „stets intensiv das Wirkliche zu leben“³, ohne etwas zu verleugnen oder auszublenden. Es ist nämlich eine Sache, dass man den Auswirkungen der Umstände nicht ausweichen oder sie ignorieren kann, eine ganz andere, sie zu leben, indem man die Herausforderung annimmt, die sie mit sich bringen.

Diese Hypothese gilt es nun zu prüfen. Mit ihr könnte sogar eine schlimme Situation wie die Covid-Pandemie paradoxerweise zu einer Gelegenheit werden, unser oft so vernebeltes Selbstbewusstsein zu klären. Außerdem kann dies zur Gelegenheit werden, die Kraft und Lebendigkeit unserer Vernunft neu wahrzunehmen. Damit kann auch eine solche Situation zum Anlass werden, das Menschliche in uns wachzurufen, als Bewusstsein, Vernunft und Zuneigung.

Was ist geschehen? Was haben wir nach mehr als einem Jahr um uns herum und in uns selbst wahrgenommen?

Viele haben von zwei Phasen, zwei Gesichtern der Erfahrung in der Pandemie gesprochen, die den zwei Wellen der Ausbreitung des Virus entsprechen. Die zweite Welle, so hat Antonio Scurati beobachtet, „traf uns nicht weniger unvorbereitet und nicht weniger unreif als die erste, aber müder, entmutigter, zänkischer und kleinlicher“⁴. Als hätten wir nicht gewusst, wie wir das, was in der ersten Phase passiert ist, nutzen können, um daran zu wachsen, um unser Bewusstsein zu weiten und

³ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, EOS, Sankt Ottilien 2011, S. 153, 165.

⁴ A. Scurati, „Un Natale severo (e di speranza)“, in: *Corriere della Sera*, 20. November 2020, S. 11. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

beständiger zu werden. Dies lässt sich aus dem erahnen, was während der zweiten Welle zu beobachten war: ein stärkeres Gefühl der Zerbrechlichkeit, die Ausbreitung von Unsicherheit und Angst, Anzeichen, die darauf hindeuten, wie Massimo Recalcati feststellt, dass „das wahre Trauma nicht in der Vergangenheit liegt, sondern in der Zukunft“. Die zweite Welle, „die die Illusion der Rückkehr des Lebens, an die wir alle glaubten, zerstörte, [...] hat den Horizont des Albtraums erweitert. Die zweite Hälfte des Traumas ist traumatischer als die erste, weil sie zeigt, dass das Schlechte nicht einfach verschwunden ist, sondern immer noch unter uns. Die Hoffnungen des Sommers haben sich zerschlagen. Diese Enttäuschung ist das Gefühl, das heute vorherrscht.“⁵

Wir hatten uns schon lange daran gewöhnt, in einem Zustand scheinbarer Sicherheit zu leben, mit der Illusion, die Wirklichkeit beherrschen zu können. Der Virusausbruch hat dieser Illusion einen herben Schlag versetzt. Nachdem die erste Welle vorüber war, dauerte es allerdings nicht lange, bis wir meinten, wir hätten die Kontrolle wieder und eine Rückkehr zum normalen Leben sei in greifbarer Nähe. So genossen wir, mehr oder weniger, den Sommer. Aber „man weiß nicht, was man weiß, oder auch nur, was man zu wissen wünscht, bevor man nicht herausgefordert wird“, wie Thornton Wilder sagt.⁶

Die zweite Welle hat den Traum oder unsere Anmaßung wieder zerstört und uns daran erinnert, dass wir die Wirklichkeit letztlich nicht kontrollieren können.

⁵ M. Recalcati, „Il trauma della seconda ondata. Se cresce la paura del futuro“, in: *La Repubblica*, 31. Oktober 2020, S. 28. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁶ Th. Wilder, *Die Iden des März*, Fischer, Frankfurt a.M. 1957, S. 50.

„Wir dachten“, schreibt Cesare Cornaggia, „der Tod sei etwas Zufälliges, wie ein Tumor oder ein Unfall, und die Infektionskrankheiten seien längst besiegt. Doch nun tötet uns das Unbekannte, das wir nicht sehen können und von dem wir nicht wissen, wie wir damit umgehen sollen. Daraus entsteht Unsicherheit.“⁷

Im gleichen Maße wie das „Unbehagen angesichts des Unbekannten“ hat also die „Unsicherheit über die Zukunft“ zugenommen. Zu Beginn der zweiten Welle beschrieb der französische Philosoph Edgar Morin auch das Ende der Illusion mit dem Begriff „Unsicherheit“. „Wir sind in das Zeitalter der großen Unsicherheiten eingetreten“, schreibt er und spricht vom „vielschichtigen Charakter der Krise, die das Leben jedes Einzelnen, aller Nationen und des gesamten Planeten berührt [...]“. Wir sind alle Teil dieses Abenteuers, das angefüllt ist mit Unwissenheit, Unbekanntem, Wahnsinn, Vernunft, Geheimnis, Träumen, Freude, Schmerz. Und Unsicherheit.“⁸ Trotz gewisser beschwichtigender Reden und des Optimismus, der die Fortschritte der Wissenschaft und die Erfolge der pharmazeutischen Industrie begleitet hat, lauert in uns noch immer bedrohlich die Angst.

Nach mehr als einem Jahr fahren wir immer noch auf Sicht, ohne zu wissen, wie lange wir sie noch haben werden, obwohl zum Glück die Anzeichen für einen Ausweg immer konkreter werden. Wir werden sehen, ob, und wir alle hoffen, dass sich die Dinge so schnell wie möglich klären werden. Die beschriebene Situation, die das Leben

⁷ C.M. Cornaggia, „Ansia, paura, insicurezza: ecco quel che ancora non sappiamo“ (Interview: Paolo Vites), *ilsussidiario.net*, 8. November 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁸ E. Morin, „Il potere dell’incertezza“, in: *La Repubblica*, 1. Oktober 2020, S. 27. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

von einzelnen Menschen, ganzen Gesellschaften und der Welt insgesamt so sehr in Mitleidenschaft gezogen hat, hat aus dem Innersten unseres Lebens eine Frage auftauchen lassen, die die Existenz des Menschen immer begleitet: Gibt es Hoffnung?

„Gibt es Hoffnung?“ Der Titel dieser Exerzitien hat bei den Mitgliedern der Fraternität und bei anderen, die zur Teilnahme eingeladen waren, viel Widerhall gefunden, wie es auch schon im Dezember bei den Exerzitien für Studenten der Fall war. „Ihr greift immer einen Punkt auf, der etwas in mir berührt. Dieses Thema ist ganz wichtig!“, erklärte eine Studentin denjenigen, die sie eingeladen hatten. „Der Titel“, sagt jemand anderer, „hat etwas in mir in Bewegung gebracht. Diese Frage hat mich die ganze letzte Zeit begleitet.“

Die Frage nach der Hoffnung taucht immer wieder auf dem Grund unserer täglichen Mühsal auf. Eine Freundin schreibt mir: „Seit Oktober letzten Jahres, als sich die Pandemie-Situation wieder zu verschärfen drohte und immer mehr Gewaltausbrüche die Nachrichten prägten, drängte sich mir diese Frage auf: ‚Habe ich denn wirklich Hoffnung, dass die Dinge ein gutes Ende nehmen werden?‘ Und leider ertappte ich mich dabei, dass meine Antwort war: ‚Ich weiß es nicht.‘ So viele Menschen sind an Covid gestorben und sterben auch heute, ein Jahr später, noch daran. Mehrere Freunde von meinem Mann und mir, Menschen, die uns nahe stehen, sind von der Wirtschaftskrise stark betroffen. Außerdem haben mich einige schmerzliche Dinge und Probleme, die ich vor allem in der Arbeit erlebe, zu der Feststellung veranlasst: ‚Ich bin nicht mehr sicher, dass die Dinge gut ausgehen. Alles sagt mir das Gegenteil.‘ Mir wurde klar, dass diese meine Frage letztlich auch die Angst offenbart, Dinge,

Beziehungen und Menschen, die mir am Herzen liegen, könnten im Nichts enden. Anfangs fiel es mir schwer, mir das einzugestehen. Ehrlich gesagt, schämte ich mich sehr. Doch dann erinnerte ich mich daran, dass die wichtigsten Fortschritte in meinem Leben aus unbequemen, ungewohnten und ernststen Fragen entstanden sind. Was mir am meisten Mut gemacht hat, mich dieser Frage zu stellen, warst du. Als ich erfuhr, dass du als Titel für die Exerzitien ‚Gibt es Hoffnung?‘ gewählt hast, empfand ich dich als echten Freund. Ich dachte: ‚Sie mal an, da ist jemand, der nicht nur keine Angst hat, sich selbst diese Frage zu stellen, sondern der auch keine Angst hat, sie allein zu stellen.‘ Daher empfand ich dich zugleich als einen Vater, weil du mir geholfen hast, keine Angst zu haben, mich selbst anzuschauen und die Fragen, die ich habe, mit Liebe anzugehen. Im Laufe der Monate ist diese Frage immer brennender geworden. Und ich muss leider zugeben, dass ich auch heute noch nicht weiß, wie ich auf sie antworten soll. Ich frage dich also: Was kann mir helfen, sie anzupacken?“

Die erste Hilfe, das sage ich gleich, ist die Frage selbst. Das haben mir auch viele von euch geschrieben. „Die Frage nach der Hoffnung beeindruckt mich. Sie ist sehr kraftvoll. Diese Frage befreit uns wieder von unserem einseitigen Blick und öffnet uns für etwas anderes. Es liegt an uns, ob wir ihrer Wirkung nachgehen, oder ob wir sie abschwächen wollen. Die Frage scheint mir aktueller denn je, und ich möchte diese Chance nicht verpassen.“ „Ich merke“, schreibt ein anderer, „dass die Arbeit an der vorgeschlagenen Frage schon jetzt meine Tage prägt und mich aufmerksamer macht und offener für das, was geschieht.“ Und wieder jemand anderes bemerkt: „Wir müssen es zulassen, dass die Frage sich aufdrängt,

sich dort hineindrängt, wo sie es für richtig hält, ohne uns eine Pause zu gönnen. ‚Gibt es Hoffnung?‘ Es ist ein Kampf, diese Frage zuzulassen. Es ist ein Kampf, sie nicht aus meinen Tagen auszuschließen. Es ist ein Kampf, mir nichts vorzumachen und mir nicht einzureden, es gäbe keine Hoffnung, um dann der Bequemlichkeit halber doch so zu tun, als gäbe es sie.“

2. Verschiedene Haltungen angesichts dessen, was geschieht

Jeder ist aufgerufen, persönlich auf diese Frage zu antworten, sich selbst im Handeln zu beobachten, festzustellen, wie er das Leben sieht und wie er sich diesem Leben stellt, das keinem von uns etwas erspart. Versuchen wir also zunächst, die Haltungen zu betrachten, die wir angesichts der gegenwärtigen Ereignisse bei uns selbst oder bei anderen gesehen haben (die ja auch bis zu einem gewissen Grad unsere eigenen Haltungen waren). Dies wird uns helfen, ein klareres Bewusstsein für die aufgeworfene Frage zu entwickeln, für ihre Bedeutung für das Leben und für die Antworten, die wir auf sie geben können.

a) Die Versuchung, die Tatsachen auszublenden

Im vergangenen Dezember widmete das berühmte US-Magazin *Time* seine Titelseite dem Jahr 2020. Die Zahl „2020“ stand in großen schwarzen Ziffern da und war mit einem dicken roten Kreuz durchgestrichen. Unmittelbar darunter, kleiner gedruckt: „Das schlimmste Jahr aller Zeiten“. Das vergangene Jahr wurde also durchgestrichen,

als wolle man es auslöschen. Doch wie wir alle wissen, kann man drei Millionen Tote und die Krise, die diese Pandemie verursacht hat (deren schlimmste Auswirkungen wir vielleicht noch gar nicht kennen), nicht einfach auslöschen! „Dies ist die Geschichte eines Jahres, das Sie nie wieder erleben wollen.“ So beginnt dann der Leitartikel von Stephanie Zacharek.⁹

Die Versuchung, das auszublenden, was uns in die Enge treibt und uns zwingt, uns zu fragen, was dem Leben einen Sinn gibt, gibt es immer. So schrieb ein Student: „Ob es Hoffnung in meinem Leben gibt oder nicht, ist die Frage, die ich mir in den letzten 21 Tagen, seit Beginn der Quarantäne wegen Covid, jede Nacht vor dem Einschlafen gestellt habe. Es waren schwierige Tage. Die Krankheit hat mich ziemlich hart getroffen. Deshalb war die Antwort auf die Frage in einem frühen Stadium ein trockenes: ‚Nein, es gibt keine Hoffnung‘. Diese Zeit erschien mir wie ein Moment, den man ausstreichen sollte. Ich ‚überlebte‘ nur noch. Ich wachte morgens auf, aß etwas, wusch mich, arbeitete und ging ins Bett, nur um am nächsten Tag das Gleiche zu wiederholen. Ab morgen werde ich frei sein. Aber – und das ist ein großes Aber – ich frage mich, ob die 21 Tage, die ich auf diese Art gelebt habe, mein Sein, das was ich bin, annulliert haben.“ Die Erfahrung vieler ist geprägt von dem Versuch zu überleben und sobald das Schlimmste vorbei ist, das, was man erlebt hat, zu verdrängen. Was zur Folge hat, dass man sich selbst nicht mehr richtig wahrnimmt und der eigenen Zukunft misstraut.

Andere dagegen wollten die Augen nicht verschließen. Sie versuchten nicht, zu vergessen, sondern wollten die

⁹ Vgl. S. Zacharek, „2020. The Worst Year Ever“, in: *Time*, 14. Dezember 2020.

Chance nutzen. „Ich sage dir sofort, dass dieses Jahr für mich eine Gelegenheit war zu erkennen (wie nie zuvor), wie schwach ich bin und wie viele Grenzen ich habe. Aber ich kann nicht sagen, dass diese Gefühle schlecht für mich waren. Im Gegenteil, sie haben mich entdecken lassen, wie sehr ich es nötig hatte und habe, mein Leben auf etwas anderes zu gründen als mich selbst, auf eine Fülle, die nicht ich mir gebe, die nicht von den Umständen abhängt, die nicht von mir abhängt, und die Bestand hat!“

b) Traurigkeit und Angst

Viele Gefühle, die wir uns vielleicht nie wirklich eingestanden haben und über die wir uns, bestärkt durch den günstigen Verlauf der Dinge, kaum Gedanken gemacht haben, sind in der letzten Zeit auf eine sehr eindringliche und kaum zu unterdrückende Weise an die Oberfläche gespült worden. Der spanische Journalist Salvador Sostres schreibt: „Zum ersten Mal spreche ich mit einem Freund über Enttäuschung, über Traurigkeit. Und zum ersten Mal wissen wir nicht, was wir sagen oder tun sollen. Wir sind sehr müde, weil wir nicht viel geschlafen haben. Und uns wird klar, dass wir bis jetzt nie grundlegend daran gezweifelt hatten, dass wir aus eigener Kraft etwas verändern können.“¹⁰

Ein Unbehagen steigt an die Oberfläche, das schon vorher da war. Es war nur verdeckt durch einen Schleier, durch unsere Lebensart, durch den Takt unseres sozialen Lebens, das plötzlich verschwunden ist. Und so tritt das

¹⁰ S. Sostres, „La próxima vez que me muera“, in: *ABC*, 24. September 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Unbehagen hervor. Bei vielen Menschen hat sich daher ein düsteres Gefühl für ihre Person und ihr Schicksal eingeschlichen, wie eine Ahnung des Nichts, wie ein bedrückender Schatten, der auf die Zukunft fällt. Karmelo C. Iribarren beschreibt das sehr gut: „Ich denke daran, wenn ich jetzt durch das offene Fenster auf die Autobahn schaue und die Lichter der Autos verlöschen sehe, auf dem letzten Stück, vor dem Tunnel. Ich denke, so ist das Leben, und mehr gibt es nicht. Ein kurzes Aufflackern von Licht vor dem Schatten, mit mehr oder weniger Geschwindigkeit.“¹¹ Ist das Leben also nichts anderes als eine Reise in die Dunkelheit? Ändert sich nur die Geschwindigkeit?

Die Angst um sich selbst, um die eigene Zukunft, verbunden mit der unvermeidlichen Wahrnehmung, wie bedroht und verletztlich wir sind, hat sich in vielen Fällen sogar zwischen die Wände des eigenen Zuhauses geschlichen und die vertrautesten Beziehungen unterminiert, wie der Schriftsteller und Drehbuchautor Francesco Piccolo gesteht: „Bis zum Eintreffen der Pandemie hatten höchstens meine Kinder Angst vor mir. [...] Jetzt [...] halte ich mich instinktiv fern von ihnen. Manchmal lädt mein Sohn einen Klassenkameraden zum Lernen ein. Ich versuche fast immer, erst nach Hause zu kommen, nachdem der Mitschüler gegangen ist. [...] Meine Tochter ist in Bologna. [...] Sie ruft mich nie an, denn meine Angst hat sie so beeindruckt, dass sie befürchtet, ich glaubte, sie könne mich anstecken, wenn sie mich anruft. [...]

¹¹ „Lo pienso ahora que miro / por la ventana abierta / la autopista, viendo / cómo los coches parpadean / en el último tramo, / antes de túnel. Pienso / que así es la vida, / y que no hay más. Un leve / guiño de luz hacia la sombra / a mayor o menor velocidad“ (K.C. Iribarren, „Hacia la sombra“, in: ders., *Seguro que esta historia te suena*, Renacimiento, Salamanca 2015, S. 42). Eigene Übersetzung aus dem Spanischen.

Manchmal habe ich das Gefühl, in einer Fernsehserie zu sein. [...] Es beruhigt mich überhaupt nicht, einen Sohn im Haus zu haben, der jeden Tag rennt, schreit und rausgeht. Das ist das neue verdrehte und unnatürliche Gefühls-Wirrwarr, das das Coronavirus bewirkt hat: Man hat mehr Angst vor den eigenen Kindern als vor jedem anderen Menschen auf der Welt.“¹²

c) *Angst vor dem Tod*

Von welcher Angst sprechen wir? Nicht nur von der Angst vor Ansteckung, sondern auch von der Angst zu sterben, da eine Ansteckung tödliche Folgen haben könnte. Wir haben den Tod bisher sorgfältig versteckt und verdrängt. Jetzt ist er wieder sichtbar geworden. Seine massive Präsenz in den Medien und im täglichen Leben erlaubt es nicht mehr, ihn im kollektiven Unterbewusstsein nur als Betriebsunfall zu verbuchen, als eine gelegentlich auftretende Unannehmlichkeit, die zwar noch vorkommt, aber bald ausgerottet oder zumindest eingedämmt sein wird. Um das zu unterstreichen, hat *L'Espresso* als „Personen des Jahres“ 2020 den Tod und das Leben gewählt. Unter einer „Fotografie“ des verummten Todes, der mit einem neugeborenen Kind unter einem bleigrauen Himmel Schach spielt, steht in der Zusammenfassung auf dem Cover: „Die Angst vor dem Ende hat wirtschaftliche und politische Systeme umgestürzt. Und unser tägliches Leben.“ Im Leitartikel lesen wir dann, dass der Tod, „der aus der

¹² F. Piccolo, „Maledetto virus mi hai insegnato ad avere paura dei miei figli“, in: *La Repubblica*, 1. Februar 2021, S. 12 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Kultur entfernt worden war, [...] im Jahr der Pandemie wieder ins Zentrum gerückt ist“. Und weiter, die Angst vor dem Ende bringe paradoxerweise auch eine seltsame Vorahnung mit sich: „Angst vor dem Sterben zu haben, bedeutet zu wissen, dass es etwas gibt, das unsere individuelle Existenz überschreitet. Ein Ende. Und Erben.“¹³ Massimo Cacciari weist in seinem Artikel darauf hin: „Es ist Leopardi, der dies lehrt [...]: Wenn das Leben sich wirklich lohnt, das heißt, wenn es darauf abzielt, etwas zu erreichen, das seine endliche Existenz überschreitet, dann fürchtet man den Tod nicht, *man lebt ihn*.“¹⁴ Und indem man ihn lebt, werden tiefgreifende Fragen wach.

d) Das Wiedererwachen tiefgreifender Fragen

Heschel stellt fest: „Die erste Antwort auf die Frage: ‚Wer ist der Mensch?‘ lautet: Der Mensch ist ein Wesen, das Fragen über sich selbst stellt. Indem der Mensch solche Fragen stellt, entdeckt er, dass er eine Person ist, und die Qualität der Fragen offenbart ihm seinen Zustand.“¹⁵ Der Mensch ist jene Ebene der Natur, in der sie nach sich selbst, ihrem Sinn, ihrem Ursprung und ihrer Bestimmung fragt. „Warum bin ich hier? Worum geht es in meinem Leben? Diese Frage leitet sich von keiner Prämisse ab. Sie ist mit der Existenz selbst gegeben.“¹⁶ Aber die

¹³ Vgl. „Persone dell’anno. La morte e la vita“. Cover-Titel von *L’Espresso*, 20. Dezember 2020.

¹⁴ M. Cacciari, „Per amore della Vita“, in: *L’Espresso*, 20. Dezember 2020, S. 17. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁵ A. J. Heschel, *Chi è l’uomo?*, SE, Mailand 2005, S. 42. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁶ Ebd., S. 25.

Frage nach dem Sinn des Lebens kann man nicht von der Frage nach dem Sinn des Todes trennen.

Diejenigen, die sich von der ungeheuren Herausforderung dieses dramatischen Jahres haben bewegen lassen, haben unweigerlich bei sich selbst, in ihrem Gewissen, Fragen auftauchen sehen, die sie sich in „normalen“ Zeiten wahrscheinlich nicht gestellt hätten. Aber dieses Mal, aufgrund des globalen Charakters der Bedrohung, haben Verletzlichkeit, Einsamkeit, Leid und Tod uns oder die, die uns nahe stehen, eindringlicher und direkter betroffen. Die Situation hat alle aus ihrer alltäglichen Erstarrung gelöst, in der die existenziellen Fragen oft nicht so wichtig erscheinen, oder als eine Übertreibung derjenigen, die anderen die Freude am Leben verderben wollen. Diese Blase ist geplatzt, spätestens mit dem Eintreffen der zweiten Welle. „Das Leiden stellt einen Angriff dar, der uns zur Bewusstwerdung unserer selbst auffordert“¹⁷, mahnt Claudel.

Ignacio Carbajosa hat fünf Wochen als Seelsorger auf der Covid-19-Station eines Krankenhauses in Madrid verbracht und seine Erfahrung als „privilegierter Zeuge“ des Lebens und Sterbens so vieler Menschen in einem Tagebuch festgehalten. Er schreibt: „Was ich gesehen habe, hat in mir gerungen. Es hat mich verletzt.“ Was hat er gesehen? Unter anderem ein kleines Mädchen, das noch keine 24 Stunden alt ist, und eine Frau, Elena, die gerade gestorben ist. Er fragt sich: „Wo bist du, Elena? Die beiden Extreme des Lebens: Geburt und Tod, in weniger als einer Stunde. Welche Versuchung, einen der beiden Pole auszublenden! Welcher Mut ist vonnöten, welche Anfor-

¹⁷ P. Claudel, *Eine Heilige unserer Tage. Therese von Lisieux*, in: ders., *Gesammelte Werke. Bd. VI. Religion*, Kerle, Heidelberg 1962, S. 723.

derung an den Verstand, beides zu bewahren, um sich der einen Frage zu stellen! ‚Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?‘ (Ps 8)“ Nachdem er einen Monat mit der Betreuung von Covid-19-Patienten verbracht hat, schreibt er in sein Tagebuch: „Schon die ganze Zeit lang quält mich verstandes- und gefühlsmäßig ein Verständnisproblem: Was ist der Schmerz? Was ist der Tod? Und folglich: Was ist das Leben? Tagtäglich bin ich mit diesen Fragen konfrontiert, wenn ich zu den Kranken komme, die leiden und sterben.“¹⁸

Wer sich in diesen Zeiten nicht völlig verschlossen hat, wird gespürt haben, wie in seinem Inneren Saiten zum Schwingen kamen, um die er vorher vielleicht nicht einmal wusste. Mancher hat sie vielleicht sofort zum Schweigen gebracht und versucht, zur Normalität zurückzukehren. Aber den Anstoß hat er trotzdem gespürt, wenn auch nur für einen Augenblick. Wie ein winziges Samenkorn, fast ein Nichts, begann vielleicht sein Menschsein zu erwachen. „Gerade wegen der Schwierigkeiten, die mir nicht erspart blieben“, hat mir jemand geschrieben, „fiel für mich das Jahr 2020 mit einem unerwarteten Erwachen meines Ichs zusammen.“ Wer weiß, wie viele das gespürt haben, und wer weiß, wie lange es dauert, bis diese Saat aufgeht!

Ich verstehe, dass das angesichts der Dimensionen des Dramas zu wenig scheinen mag, aber es ist wie eine Verheißung. Dieses Gefühl in unserem Innersten ist in der Tat Zeichen für eine Erwartung, die tief in uns verwurzelt ist, ja, die uns ausmacht: etwas zu erwarten, das dem Leben und dem Tod standhält, ein unerwartetes Ereignis, das eine neue Zuneigung zu uns selbst aufbrechen lässt,

¹⁸ I. Carbajosa, *Der Corona-Priester*, fe-medien, Kißleg 2021, S. 13, 67 f., 102.

unsere Sehnsucht wieder wachruft und uns hoffen lässt, dass sie sich erfüllt. Dieses Erwachen unserer Vernunft, dieses dringende Verlangen nach Sinn, das wir für einen Augenblick deutlich wahrgenommen haben, schenkt uns die beste Voraussetzung, um die Antwort zu erkennen – wann und wo sie sich zeigt. Giussani zitierte in diesem Zusammenhang oft einen Satz von Reinhold Niebuhr: „Nichts ist so unglaublich wie die Antwort auf eine Frage, die sich nicht stellt.“¹⁹ Was heißt das? Heute können wir es vielleicht besser verstehen, gerade aufgrund der Erfahrung des letzten Jahres: Je mehr ich ein Problem wahrnehme, desto drängender wird in mir das Verlangen nach einer Antwort, desto aufmerksamer bin ich, falls sich irgendwo eine zeigt. Jede Andeutung einer solchen weckt meine Neugier.²⁰

Bei aller Dringlichkeit und Unvermeidlichkeit stellt die Frage nach dem Sinn des Daseins (das sollten wir nicht vergessen) auch eine Einladung dar, die man immer auch ablehnen kann. Und wenn man sich ihr verweigert, verwässert sich gleichsam das Bewusstsein für diese Frage, bis sie dann ganz verdrängt wird. „Die Frage drängt sich auf, aber nicht jeder schenkt ihr Aufmerksamkeit. Mancher sieht sie auch als müßig an [...]. Dann verblasst die Frage nach dem Sinn des Daseins und verschwindet schließlich. Irgendwann spürt man dann, wie Andre Gide

¹⁹ R. Niebuhr, *Glaube und Geschichte*, Müller, München 1951, S. 13.

²⁰ Luigi Maria Epicoco bemerkt: „Das Ziel dieser Zeit ist nicht, die Ansteckung zu überleben, sondern, auch durch diese Erfahrung, zu erkennen, dass wir die große Frage nach dem Sinn des Lebens nicht mehr aufschieben können, die diese Pandemie besonders energisch wieder aufs Tapet bringt“ (L.M. Epicoco im Dialog mit S. Gaeta, *La speranza non è morta. Parole di fede in tempo di crisi*, San Paolo, Cinisello Balsamo-Mi 2020, S. 40. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen).

sagte, ‚kein Bedürfnis mehr danach‘.²¹ Wer nicht vor der Frage flieht, erfährt dagegen ihre Bedeutung für die Erkenntnis und ihre Fähigkeit, den Menschen aufzurütteln. „In diesem ‚beispiellosen‘ Jahr hat sich für mich eine Revolution ereignet: Ich brauche nicht mehr das schnelle Ergebnis, das mir perfekte und untadelige, aber vorgefertigte Antworten liefert, sondern genau das Gegenteil: Ich will die Frage lebendig halten, ihre Dramatik annehmen. Denn in solcher Armut, die nichts besitzt und sich nicht auf Schemata, Rituale, erworbene Gewissheiten verlässt, erlebe ich die große Chance, mir dessen bewusst zu werden, was da ist.“

3. Das Urteilkriterium

Wenn wir die Bedürfnisse des Menschen ernst nehmen, haben wir das Kriterium in der Hand, um alles beurteilen zu können, was uns vor Augen kommt, alle Haltungen und Meinungen (seien es unsere eigenen oder die anderer), alle Täuschungen und Illusionen entlarven zu können und zu erkennen, was wirklich einen Wert besitzt. Die letzten und konstitutiven Fragen, das „hellsichtige, intelligente und dramatische, unvermeidliche Ergriffensein“²², das am Grunde unseres Ichs liegt, stellen den Vergleichspunkt für jeden Vorschlag, jede Perspektive, jede Begegnung dar.

Ungaretti sagt in einem seiner Gedichte: „Mein Herz / ist heute / nichts anderes / als ein Pochen der Sehnsucht.“²³

²¹ F. Varillon, *L'umiltà di Dio*, Qiqajon - Comunità di Bose, Magnano (Bi) 1999, S. 30. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²² Vgl. L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 74.

²³ G. Ungaretti, „Oggi“, in: ders., *Poesie e prose liriche. 1915-1920*, Mondadori, Mailand 1989, S. 40. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Etty Hillesum drückt es so aus: „Immer das schmerzliche Gefühl der Sehnsucht, die nie zu befriedigen war, das Heimweh nach etwas, das mir unerreichbar schien“²⁴ Wir tragen eine geheimnisvolle und unstillbare Sehnsucht in uns, wie einen unsichtbaren Hintergrund, mit dem wir das ganze Leben und alle Beziehungen vergleichen. Der heilige Augustinus nennt es Unruhe: „Du hast uns für dich geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir.“²⁵ Diese Unruhe wird zum Kriterium, um erkennen zu können, wofür das Herz geschaffen ist. Darin kann sich der Mensch nicht irren, denn er kann es verifizieren, wenn er etwas erlebt: die Ruhe. Was eine Antwort darstellt auf seine Unruhe, auf seine Erwartung, das erkennt er an der Ruhe, die ihn durchströmt, wenn er es findet – eine Ruhe, die seine Sehnsucht erhält oder sogar noch steigert.²⁶

Unabhängig davon, wo er geboren wurde, unabhängig von der Kultur, in der er aufwächst, kommt jeder Mensch auf die Welt mit einem Verlangen nach Sinn, nach Bestimmung, nach dem Absoluten, das irgendwann in ihm auftaucht und mit dem er sich, ob er will oder nicht, auseinandersetzen muss, egal wie er sich dazu stellt. Dieses Verlangen mag unter den Trümmern der Ablenkung begraben sein, aber bestimmte Ereignisse, wie zum Beispiel die Pandemie, durchbrechen diese Verkrustungen, rütteln uns aus unserer Erstarrung auf und lassen es an die Oberfläche kommen. Und wir können uns nicht mit irgend-

²⁴ *Das denkende Herz. Die Tagebücher von Etty Hillesum. 1941-1943*, Rowohlt Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg ²⁴2013, S. 23.

²⁵ „Fecisti nos ad te [Domine] et irrequietum est cor nostrum, donec requiescat in te“ (Augustinus, *Confessiones. Bekenntnisse*, I,1,1).

²⁶ Diese „Ruhe“, schreibt Guardini, „ist mehr als bloß nicht Arbeiten“, sie ist „eine Fülle in sich selbst“ (vgl. R. Guardini, *Briefe über Selbstbildung*, Grünewald, Mainz 1964, S. 134).

einer x-beliebigen Antwort zufriedengeben. Je mehr sich, angestachelt durch das, was geschieht, dieses Verlangen bemerkbar macht, desto deutlicher erkennen wir, was eine Antwort darauf sein könnte und was ihm entspricht.

Versuchen wir also, die verschiedenen Haltungen zu bedenken, die wir angesichts der Herausforderung, vor der wir stehen, einnehmen (vielleicht auch nur teilweise oder vermischt), und zu sehen, ob sie bestehen können.

a) „*Alles wird gut*“

Wir erinnern uns an den Slogan, der im ersten Lockdown überall auftauchte: „Alles wird gut.“ In der Tat tragen wir alle eine Art natürliche Hoffnung in uns, mit der wir dem Leben begegnen. Wir haben gesehen, wie sie hervorbrach, als die Gesundheitskrise begann. Während Ärzte und Pfleger sich heldenhaft aufopferten und oft ihr eigenes Leben aufs Spiel setzten, standen viele Menschen auf den Balkonen und bekundeten ihre Unterstützung. Wir haben die Worte „Alles wird gut“ sehr oft gehört. Aber konnte diese Hoffnung, dieser Optimismus, angesichts der Dauer und Stärke der Herausforderung bestehen? Die zweite Welle hat sie in die Enge getrieben und gezeigt, wie zerbrechlich sie ist. Sie konnte dem Sturm nicht standhalten, der über uns hinweggefegt ist.²⁷

²⁷ Jean Daniélou bemerkt: „Die Hoffnung ist kein Optimismus. Der Optimismus ist jene unbeschwerte Haltung, die uns meinen lässt, die Dinge werden sich schließlich doch immer wieder von selbst einrenken. [...] Indem er so dem tragischen Ernst des Übels sein Gewicht nimmt, ist der Optimismus der größte Feind der Hoffnung“ (J. Daniélou, *Vom Geheimnis der Geschichte*, Schwabenverlag, Stuttgart 1955, S. 391).

Das Gleiche geschieht auch angesichts der diversen Widersprüche, die unsere Existenz begleiten. Leopardi drückt es poetisch so aus: „Doch wenn e i n Missklang sie / Verletzt, im Nu zu nichts / Versinkt das Paradies, das sie uns lieh.“²⁸ Es braucht fast nichts, ein kleiner Missklang genügt, um das Paradies, das wir uns aufgebaut hatten, einstürzen zu lassen. Stellen wir uns vor, was erst geschieht, wenn es sich um die Covid-Pandemie handelt, mit all ihren Folgen, die wir nur zu gut kennen.

Das Auftreffen auf einen Umstand, der uns nicht passt, auf die harte Wirklichkeit, unterzieht unsere Hoffnung einer schweren Prüfung. Eine Studentin schreibt mir: „Ich war mir immer sicher, dass es Hoffnung gibt und dass wir etwas Großes erleben. All das war mir im ersten Lockdown noch klar, und besonders im Sommer, als ich das Praktikum nachholen musste. Doch in den letzten Tagen liegt zunehmend eine große Last auf meinem Herzen. Meine Tage sind nicht mehr von dieser Hoffnung bestimmt, sondern nur noch von all den Mühen. Ich bin tausenden Gedanken und täglichen Versuchungen ausgesetzt. Wie kann das sein?“

b) *Solidarität*

Wenn ein Ereignis „jedermanns Sache“ ist, wie Camus in der *Pest* sagt, versucht jeder, damit klarzukommen, so gut er kann. Früher oder später zerfallen dann die Illusionen, mit denen wir versuchen, uns ihm zu entziehen, eine nach

²⁸ G. Leopardi, „Auf das Bildnis einer schönen Frau, gemeißelt in ihr Grabmal“, in: ders., *Canti. Gesänge*, Aufbau Taschenbuch Verlag, Berlin 1999, S. 229.

der anderen. Die Grausamkeit bestimmter Ereignisse erschüttert uns so sehr, dass selbst die größten Gewissheiten ins Wanken geraten. Wie bei Pater Paneloux in Camus' Roman, der angesichts des Todes eines Unschuldigen die Idee der ausgleichenden Gerechtigkeit zerbrechen sieht. „Was ist also zu tun? Hier sind die Worte des Paters [Paneloux] erhellend“, schreibt Recalcati, „die Voraussetzung jeder menschlichen Form des Sich-Kümmerns sind. Er berichtet, dass während der großen Pest in Marseille von den 81 Ordensleuten im Kloster der Barmherzigkeit nur vier die Pest überlebten. Und von diesen vier flohen drei, um ihr Leben zu retten. Aber wenigstens einer war fähig zu bleiben. Das ist das letzte Wort, das der Pater seinen Gläubigen sagt: Sie sollen zu denen gehören, die bleiben. In der Lage sein zu bleiben, auszuhalten, ist in der Tat die erste Voraussetzung für jede Praxis der Fürsorge. Es bedeutet, auf den Ruf dessen zu reagieren, der in Not ist. Das, was die Bibel mit den Worten ‚Hier bin ich!‘ zum Ausdruck bringt, macht das Sich-Kümmern um andere menschlich: Man überlässt niemanden der inakzeptablen Gewalt des Übels. Man behauptet nicht, dass das Übel einen Sinn habe, aber man bleibt bei den Betroffenen.“²⁹ Wie Papst Franziskus sagte, hat die Covid-Pandemie uns bewusster gemacht, dass wir alle im selben Boot sitzen. Und das hat viele ermutigt, die Ärmel hochzukrempeln und im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu helfen. Niemand wird den großen Wert dieses Engagements leugnen. Aber gleichzeitig kann auch niemand behaupten, die geleistete Hilfe (gleich ob sie erfolgreich war oder nicht) reiche aus, um die Bedürfnisse zu befriedigen, die unter diesen ext-

²⁹ M. Recalcati, „Ed io avrò cura di te“, in: *La Repubblica*, 15. Oktober 2020, S. 27. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

remen Umständen zutage treten. Wir brauchen nicht nur Beistand und medizinische Versorgung, wir brauchen auch etwas, das es uns erlaubt, vor dem Leiden und dem Tod zu stehen, ohne zusammenzubrechen. Hier werden die Grenzen jedes noch so unverzichtbaren Bemühens um Solidarität, Nähe und Hilfe deutlich. Die Natur der Bedürfnisse, die diese Situation bei denen hat auftauchen lassen, die sich anrühren ließen, von dem, was geschah, reicht viel tiefer als die Antwort der Solidarität.³⁰

c) *Die Impfung als Allheilmittel*

Hurra, ein Impfstoff! Wie sollte man sich nicht freuen, nachdem man so viel Leid, Angst, Fassungslosigkeit und Tod gesehen hat? Aber wir können nicht übersehen, was Susanna Tamaro in ihrem „Brief an das Christkind“ schreibt, der am 22. Dezember vergangenen Jahres im *Corriere della Sera* veröffentlicht wurde: „Verzeih uns, dass wir davon überzeugt sind, die Impfung werde die Rettung sein. Denn der Impfstoff wird eine wunderbare, unentbehrliche Hilfe sein – so wunderbar und unentbehrlich wie die Wissenschaft, die im Dienst des Menschen steht. Aber er wird den Nebel unseres Unglücks nicht auflösen können. Dazu bräuchten wir einen neuen Blick und ein geläutertes Herz, das mit diesem Blick ins

³⁰ Dasselbe geschieht, wenn wir uns bemühen, der Not anderer abzuhelpen: „Es ist die Entdeckung, dass gerade weil er sie liebt, *nicht er selbst es ist, der sie glücklich macht*. Es ist die Einsicht, dass selbst die perfekteste Gesellschaft, der gesetzlich gefestigste und umsichtigste Staat, der größte Reichtum, die blühendste Gesundheit, die reinste Schönheit und die gebildetste Zivilisation nicht in der Lage sind, den anderen jemals glücklich zu machen“ (L. Giussani, *Der Sinn der Caritativa*, pro manuscripto, S. 3).

Gespräch treten kann.³¹ Diese Worte legen eine Frage offen, die sich nicht umgehen lässt: Reicht die Impfung, um alle Fragen zu beantworten, die die Pandemie aufgeworfen hat? Ist das alles, was wir brauchen, um die Krankheit zu überwinden?

Und wenn es gegen bestimmte Krankheiten kein Mittel gibt? Die Mutter eines Kindes, das eine unheilbare Krankheit hat, schreibt: „In dieser besonders anstrengenden Zeit musste unser Sohn auch noch auf die Intensivstation, sediert und intubiert werden. In solchen Momenten klammere ich mich an alles, was mich daran erinnert, dass jemand an mich denkt und mich liebt. Daher rufe ich Freunde an und schreibe ihnen SMS. Ich lese bestimmte Dinge immer wieder und suche Kraft. Auf der Kinderstation, auf der wir sind, ist der Internet- und Telefonempfang sehr schlecht und wegen Covid dürfen wir niemanden treffen. Damit fällt das weg, woran ich mich normalerweise am meisten klammere. Ich erinnere mich, einen Satz gelesen zu haben, einen von vielen, die in den Zeitungen standen: ‚Das vergangene Jahr sollten wir vergessen und nach vorne schauen. Es gibt Hoffnung auf einen Impfstoff.‘ Wie kann man meinen, die Hoffnung liege nur in einem Impfstoff? Ich denke an meinen Sohn: Ist unsere Hoffnung, dass er gesund wird? Dann wäre alles verloren. Dabei ist er so oft für mich Zeuge einer unermesslich viel größeren Hoffnung. Wenn ich ihn anschau und seinen Körper, dann erinnert mich das an den Wunsch, dass alles gut wird, den jeder von uns hat, an den Wunsch, glücklich zu sein und geliebt zu werden, auch wenn wir nicht vollkommen sind. Unsere Defizite

³¹ S. Tamaro, „Sotto l'albero vorrei ritrovare l'innocenza“, in: *Corriere della Sera*, 22. Dezember 2020, S. 29.

sind das Drama, das uns Fragen stellen lässt. Sie ermöglichen es uns, um mehr zu bitten und uns nach mehr zu sehnen.“

Wie kann man auf den Abgrund reagieren, der durch den medizinischen Notstand zutage getreten – aber nicht entstanden – ist? Und vor allem, um was für einen Abgrund handelt es sich? Es ist der Abgrund unserer eigenen menschlichen Bedürfnisse, des Durstes nach Leben, den wir uns vorfinden. Und es ist auch der Abgrund einer immer größer werdenden Angst vor dem Tod und dem Schmerz, der Angst, unser Leben zu verlieren, oder dass es am Ende keine Erfüllung gibt. Reichen die genannten „Antworten“ aus, um diesen Abgrund zu füllen?

4. Flucht vor sich selbst

Eine junge Ärztin schreibt mir: „Anfangs ging ich die Tage mit der Hoffnung an, dass es mehr oder weniger so laufen würde wie geplant. Ich bin Ärztin, habe im November meine Facharztausbildung beendet und im Januar war ich gerade in eine neue Stadt gezogen, um eine neue Stelle anzutreten. Ich war voller Erwartungen und hatte den Wunsch, endlich, nach all den Jahren der Ausbildung, meinen Beruf als Arzt auszuüben. Im März letzten Jahres kam dann der erste Lockdown. Unser Gesundheitswesen ging in die Knie, mein Vertrag verlor jede Priorität und ich konnte nicht mehr im Krankenhaus arbeiten. Ich durfte nicht einmal dort sein, um zu helfen. So war ich eine nutzlose Ärztin, mitten in einer Pandemie! Gleichzeitig wurden im Fernsehen ständig alle Ärzte aufgerufen, sich zu melden. Ich habe mindestens zehn Bewerbungen verschickt und mich in Nah und Fern

gemeldet, aber ich war nicht qualifiziert genug. Eine nutzlose Ärztin. Du kannst dir vorstellen, wie wütend und frustriert ich war. Ich war immer einverstanden mit dem, was hier über den Wert des Unerwarteten gesagt wurde. Aber unterschwellig dachte ich immer, das Unerwartete müsse sich ohnehin im Rahmen dessen bewegen, was ich im Kopf habe. Daher fühlte ich mich nun verlassen, ausgerangiert und beiseitegeschoben. Ich fragte mich: ‚Wo ist nun dein Gott? Wenn es ihn gibt, dann hat er dich vergessen. Aber wahrscheinlich gibt es ihn gar nicht.‘ Kurzum, die Mühsal dieser Monate bleibt mir im Gedächtnis. Aber ich möchte nicht, dass ‚meine Covid-Krise‘ umsonst war. Ich möchte nicht die Gelegenheit verpassen, den Zweifeln an der Existenz Gottes auf den Grund zu gehen. Oder andersherum, der Möglichkeit, dass Gott existiert und dass er sich wirklich um mich kümmert. Kann man wirklich mit Gewissheit aus Erfahrung sagen, dass ‚sogar die Haare auf unserem Kopf gezählt sind‘? Kann man sich dessen so sicher sein, dass man auch gegenüber Menschen, die nicht glauben, oder schlicht angesichts seiner eigenen Zweifel darüber Rechenschaft ablegen kann?“

Wenn wir die Krise, die wir gerade erleben, nicht ungenutzt verstreichen lassen wollen, wie Papst Franziskus sagt, müssen wir die Gelegenheit nutzen, uns von den Fragen, die uns bedrängen, herausfordern zu lassen. Die Krise zu nutzen, heißt, zu versuchen, auf den Zweifel einzugehen, der uns so oft ins Herz dringt. Wenn wir uns der Krise nicht direkt stellen und keine Antwort finden, die der Frage gerecht wird, dann sind wir gezwungen, vor uns selbst zu fliehen, weil es sonst unmöglich wäre, dem Drama standzuhalten.

Die Flucht vor sich selbst ist der häufigste Weg, solange wir es noch schaffen, uns fernzuhalten vom Abgrund un-

seres Herzens, von den „unerfüllbaren“ Bedürfnissen, die wir nicht stillen können und die uns keine Ruhe lassen.

Wenn während der ersten Welle meist Angst und Solidarität vorherrschten, dominiert in der zweiten Welle, wie gesagt, eine Unsicherheit über die Zukunft, ein schärferes Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Sinnhaftigkeit und die Schwierigkeit, sich dem zu stellen. Das ist die Ursache für die Flucht vor sich selbst. Wir fliehen, weil wir ein Leben, das nach Sinn schreit, nicht ertragen können. Dann versuchen wir, uns so weit wie möglich von uns selbst zu entfernen, „als hielten wir uns selbst für weniger wichtig als alles andere“³². Der Preis, den wir dafür zahlen, ist ein verstümmeltes Leben, unter Wert. Wie Alessandro Baricco kürzlich schrieb: „Und wann sprechen wir über diesen anderen Tod? Den schleichen den Tod, den man nicht sieht. Es gibt keine Verfügungen der Behörden, die das berücksichtigen, es gibt keine täglich aktualisierten Graphiken dazu. Offiziell gibt es dieses Sterben nicht. Aber es ist da, schon ein Jahr lang: das ganze Leben, das wir nicht leben.“³³

Das Weglaufen vor uns selbst macht die Situation nur noch schlimmer. Denn dann ist nichts mehr wirklich unser, dann wird uns alles fremd. Giussani hat das in unvergesslichen Worten beschrieben: „Das größte Hinder-

³² Nikolaos Kabasilas schreibt: „Viel gilt uns der Erfolg, das Schickliche und Rechte, der gute Name. Nur das, was unser Eigentlichstes ist, und wie wir dies geziemenderweise bewahren und dadurch lediglich unserer Schuldigkeit nachkommen, das sehen wir als das Geringste an, gleich als ob wir im Vergleich zu allem anderen uns selber als minderwertig betrachteten. Und wenn es schon nicht aus anderem Grunde geschieht – so sollte unsere Aufmerksamkeit schon angezogen werden durch das Neue und Befremdende (dieser Heilstat), die alles erschütterte und veränderte“ (N. Kabasilas, *Das Buch vom Leben in Christus*, Cura, Wien/München 1966, S. 182 f.).

³³ A. Baricco, „Mai più, prima puntata“, www.ilpost.it, 8. März 2021.

nis auf unserem menschlichen Weg ist die ‚Vernachlässigung‘ des Ich. Das Gegenteil dieser ‚Vernachlässigung‘, nämlich das Interesse am eigenen Ich, ist der erste Schritt auf einem wahrhaft menschlichen Weg.“ Und er fährt fort: „Eigentlich erscheint ein solches Interesse selbstverständlich, doch das ist es keineswegs. Man braucht sich nur anzuschauen, welche Abgründe von Leere sich täglich in unserem Bewusstsein auftun und welcher Mangel an Gedächtnis.“ Wenn diese Worte wie für uns geschrieben scheinen (obwohl sie aus dem Jahr 1995 stammen), dann weil die Pandemie eine Erfahrungsdynamik neu ans Licht gebracht hat, die es schon vorher gab und auch weiter geben wird. Giussanis Worte machen uns auf eine ständige Versuchung des menschlichen Geistes aufmerksam, etwas, das uns Tag für Tag begleitet: die Vernachlässigung unseres Ichs. „Hinter dem Wort ‚ich‘ steht heute eine große Verwirrung. Aber [...] wenn ich mein eigenes Ich vernachlässige, können auch die Dinge des Lebens nicht meine sein, das Leben selbst (der Himmel, meine Frau, ein Freund, die Musik). Um ernsthaft ‚mein‘ sagen zu können, muss ich mir darüber im Klaren sein, was mein Ich ist. Nichts ist so faszinierend wie das Entdecken der wahren Dimensionen meines eigenen Ichs. Nichts ist so reich an Überraschungen wie das Entdecken meines menschlichen Antlitzes.“³⁴

Dass sich diese Verwirrung ausbreitet, liegt auch an einem Einfluss von außen auf unsere Person. Die Schwächung des Sinns für das Ich ist ein Symptom für unsere heutige Kultur und für die Sackgasse, in der sie sich befindet: „Der Fortschritt einer Zivilisation misst sich in der

³⁴ L. Giussani, *Alla ricerca del volto umano*, Bur, Mailand 2007, S. 9. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Tat daran, ob sie das Hervortreten und die Klärung des Wertes des einzelnen Ichs begünstigt.“ Wir sehen hier das paradoxe Ergebnis einer Entwicklung, der Moderne, in der das Ich den Anspruch erhoben hat, der Mittelpunkt der Welt zu sein, Herr über sich selbst und über die Dinge zu sein. Und die Vernunft hat sich zum letzten Maßstab über die Wirklichkeit erhoben. Gott, das Geheimnis, auf das sich die Wirklichkeit letztlich und unweigerlich bezieht, ist aus dem Lebens- und Weltbild getilgt worden. Das hat aber nicht etwa zu einer engeren und direkteren Beziehung zur Wirklichkeit geführt, sondern im Gegenteil zu einer Flucht vor ihr, vor ihrem Sinn, und zur Verkürzung der menschlichen Existenz auf eine bloße Tatsache. „In der Verwirrung über das letztgültige Wesen des eigenen Ichs und der Wirklichkeit gibt es nun einen äußersten Versuch, diese Flucht aus der Beziehung zu jenem unendlichen Geheimnis, das jeder vernünftige Mensch am Horizont und am Ursprung jeder menschlichen Erfahrung erkennt, fortzusetzen: Man spricht dem Leben jeden letzten Bestand ab. Wenn die Wirklichkeit sich der Herrschaft des Menschen zu entziehen scheint, dann greift der Hochmut zum äußersten Mittel und spricht ihr jeden Bestand ab, betrachtet vielmehr willkürlich alles als Illusion oder als Spiel. Was heute vorherrscht in der Art des Denkens und Wahrnehmens, kann man als Nihilismus bezeichnen.“³⁵

Diese Flucht vor sich selbst beschreibt die Bibel auf andere Weise im ersten Kapitel des Buches Jona. Wir kennen die Geschichte. Zweimal wird dort wiederholt: Jona floh „weit weg vom Herrn“.³⁶ Aber diese Flucht vor Gott,

³⁵ Ebd., S. 10,13.

³⁶ Vgl. Jona 1,3.

sagt Giussani, fällt zusammen mit „der Flucht vor unserer Verantwortung, also der Flucht vor dem ‚einen‘ Leben, vor der Einheit mit allen Dingen, der Flucht vor der Fülle, vor dem Sinn und der Erfüllung“. Selbst wenn wir uns „entschieden einer katholischen Bewegung verschrieben haben“ (er sagte das 1963 einer Gruppe von Verantwortlichen) und ihr unsere ganze Freizeit widmen, bewirkt diese Flucht vor dem Geheimnis „eine Leere, die wir in jeden unserer Tage einziehen lassen“³⁷, eine Flucht vor uns selbst, die unterschiedliche Formen annehmen kann.

a) *Aktivismus*

Wir können den Schrei, der aus dem Innersten unseres Menschseins kommt, unterdrücken, indem wir uns hektisch in Aktivitäten stürzen, uns so einsetzen, dass wir keine Zeit mehr haben, über unsere wahren Bedürfnisse nachzudenken. Die Aktion wird zur Droge. Wie sehr dieser Aktivismus unser Leben prägt, haben wir gesehen, als der Lockdown uns zwang innezuhalten. Als wir zuhause eingesperrt waren, mussten wir plötzlich mit uns selber klarkommen. Wie viele von uns empfanden sich da als leer, desorientiert, unerträglich in ihren eigenen Augen! Der Aktivismus ist ein Handeln ohne angemessenen Grund. Deshalb öffnet er uns nicht und lässt uns nicht reifen. Wenn wir also Momente erleben, in denen wir unvermeidlich innehalten müssen, dann sind wir verunsichert und spüren die Last unserer selbst wie einen Berg auf den Schultern. Eine junge Frau hat mir geschrieben:

³⁷ Fraternità di Comunione e Liberazione, *Documentazione audiovisiva*, Esercizi Incaricati di GS, Varigotti (SV), 6. bis 9. Dezember 1963.

„In diesen Monaten, die so schwierig und trocken waren, habe ich gemerkt, dass ich vor bestimmten Fragen nicht die Augen verschließen darf. Wenn sie auftauchen, und das passiert oft, versuche ich sie zu begraben unter der Liste der Dinge, die ich zu erledigen habe. Denn ich weiß keine Antwort. Das macht mich fertig. Wenn Freunde mich fragen, wie es mir geht, weiß ich nicht, was ich sagen soll. Ich habe zwei tolle, gesunde Kinder. Es geht uns allen gut. Finanziell sind wir von der Pandemie nicht betroffen. Eigentlich habe ich mich nicht zu beklagen. Aber ich spüre immer eine große Leere und Einsamkeit in mir. Ich bin wütend und sehe in allem nur das Negative. Freunden gegenüber bin ich kaum je frei, weil ich Angst habe, wenn ich über meine Leere spreche, könnte ein peinliches Schweigen entstehen, aus dem wir nur herausfinden, indem wir schnell das Thema wechseln.“

Der Aktivismus, den ich meine, kann viele Dinge oder Bereiche betreffen. Meistens ist es die Arbeit. Aber es kann auch eine Partei sein, eine kulturelle Vereinigung, ehrenamtliche Tätigkeit und (wie Giussani sagte) „eine katholische Bewegung“. Auch wir sind vor dieser Haltung überhaupt nicht gefeit. Statt uns ehrlich mit unserer Menschlichkeit auseinanderzusetzen, „machen“ wir immer irgendetwas. Auch die „Dinge der Bewegung“ zu tun, kann eine Form sein, vor sich selbst zu fliehen.

Bei vielen Gelegenheiten hat Giussani uns vor einer solchen Haltung gewarnt und vor dem, was ihr zugrunde liegt. Beim Aktivismus stellen in der Tat die Dinge, die wir tun, die Dinge, an denen wir beteiligt sind und in denen wir Befriedigung suchen, den eigentlichen Sinn des Lebens dar. Der eigentliche Gegenstand der Wertschätzung ist dann nicht Gott, ist nicht Christus, ist nicht die Beziehung zu dem Geheimnis, das Mensch geworden ist.

„Tatsächlich schätzen wir, existenziell gesehen, alles andere mehr als Christus.“ Wir sind in der Bewegung nicht wegen des Geheimnisses, das sie in sich birgt, sondern wegen der Dinge, die wir tun. Damit kann sich „die Erfahrung unseres Lebens“ nicht entwickeln.³⁸ Das scheint mir keineswegs übertrieben. Wenn das, was uns verbindet, nämlich nur die Dinge sind, die wir tun, dann wird unser Zusammensein früher oder später uninteressant. „Ich habe die Bewegung vor dreißig Jahren verlassen, am Ende des Studiums. Meine Tage waren voller Aktivitäten und Beziehungen, aber der Sinn des Ganzen ging verloren. Alles schien selbstverständlich, und deshalb wurde das Leben fad.“

b) Sich ablenken und die Leere mit Lärm füllen

Wenn wir uns unvermeidlich unserer Zerbrechlichkeit bewusst werden, wie in dieser Zeit der Herausforderungen und Prüfungen, wenn wir unsere Hinfälligkeit und die Flüchtigkeit unseres Dasein mit Händen greifen können, dann suchen wir leicht Ablenkung. Wenn Fragen in uns auftauchen, die uns selbst hinterfragen, die uns beunruhigen und auf die wir keine Antwort wissen, dann füllen wir diese Leere mit Lärm. In unserer Freizeit jagen wir Reizen und Neuigkeiten nach, wir surfen endlos im Netz und in sozialen Netzwerken herum, wir interessieren uns immer wieder für andere Dinge, wir gehen schnell von einem zum nächsten über, ohne irgendetwas zu vertiefen. Unser Ziel dabei ist, eingestanden oder uneingestanden,

³⁸ L. Giussani, *La convenienza umana della fede*, Bur, Mailand 2018, S. 104, 107.

der Frage nach der Bestimmung, den Bedürfnissen, die wir empfinden, auszuweichen. Wir vermeiden es, uns selbst Rechenschaft abzulegen.³⁹ Das sind stumpfe Waffen, wir wissen, dass sie am Ende nichts ausrichten werden. Aber wir geben uns zufrieden mit der Ruhe, die sie uns, zumindest für eine gewisse Zeit, versprechen.

Ablenkung und Nicht-Nachdenken-Müssen können viele unserer Tage und sogar weite Teile unseres Lebens prägen. Sie stellen gewissermaßen die Kehrseite des Zynismus dar: Wenn Ablenkung nicht funktioniert, kommt der Zynismus ins Spiel. Denn er ist nur eine andere Art, die Augen vor dem zu verschließen, was uns innerlich bedrängt. Wir tun lieber alles als substanzlos ab und schwimmen „auf der Welle des Nichtigkeitsgefühls“⁴⁰.

„Ich ahnte nicht“, bekennt Bernanos, „dass das, was man mit dem so alltäglichen Wort Zerstreutheit bezeichnet, einen solchen Grad der Auflösung, der Zersplitterung erreichen könnte.“⁴¹ Unser Ich versinkt in der Entfremdung, im Mechanischen. Wir sind uns unserer selber immer weniger bewusst. Zerstreut zu sein bedeutet abgeschnitten zu sein von der Substanz des Lebens.

³⁹ Die „Zerstreutheit“, schreibt Romano Guardini, ist der Zustand, „in welchem der Mensch nicht Mitte noch Einheit hat, seine Gedanken von diesem zu jenem Gegenstand schweifen, sein Fühlen unbestimmt und sein Wille der eigentlichen Möglichkeiten nicht mächtig ist“ (R. Guardini, *Vorschule des Betens*, Grünewald/Schöningh, Mainz/Paderborn 1986, S. 21).

⁴⁰ L. Giussani, *La familiarità con Cristo*, San Paolo, Cinisello Balsamo (Mi) 2008, S. 147.

⁴¹ G. Bernanos, *Tagebuch eines Landpfarrers* Fischer, Frankfurt a.M. 1986, S. 238.

c) *Zurück zur Normalität und ein neues Kapitel aufschlagen*

„Was steht uns bevor? Ist das Spiel wirklich aus? Können wir zu unserem früheren Leben zurückkehren, oder ist es damit für immer vorbei?“⁴², fragte Orwell 1939. Diese Frage hat kein bisschen an Brisanz verloren. Das, was geschehen ist, schnellstmöglich hinter sich lassen und alles vergessen! Das scheint der Imperativ zu sein, der momentan kursiert. So tun, als wäre nichts geschehen, als wären die Fragen nicht aufgewacht, als hätte es keine Toten gegeben und unsere Hilflosigkeit sei ein Unfall gewesen, den man mit einem Federstrich wegwischen könnte. Das ist eine Versuchung, die immer lauert, wie Wassili Grossman am Ende seines Lebens schrieb: „Dass alles wieder so wird, wie es war, bevor es sich so unerträglich verändert hat, dass alles wieder zur Gewohnheit wird, zu dem, was wir kennen, und es dann keine Spur mehr gibt von jenem Neuen, das einem sämtliche Knochen bricht und in die Eingeweide dringt ...“⁴³ Aus einer solchen Haltung kann niemals ein Gewinn für unsere Erfahrung erwachsen, ganz im Gegenteil.

⁴² G. Orwell, *Auftauchen, um Luft zu holen*, Diogenes, Zürich 1981, S. 291.

⁴³ V. Grossman, *Il bene sia con voi*, Adelphi 2011, S. 212. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

KAPITEL 2

WIR SIND ERWARTUNG

Aktivismus, Ablenkung, die Aufforderung, zur Normalität zurückzukehren (womit aber nicht, verstehen wir uns da richtig, der verständliche Wunsch gemeint ist, Probleme zu überwinden und zu einer stabileren gesundheitlichen und wirtschaftlichen Situation zurückzukommen, sondern der Drang zu vergessen und die Fragen des Menschseins zum Schweigen zu bringen), all das sind Wege, vor sich selbst und vor der Wirklichkeit zu fliehen. Für die meisten Menschen stellen sie eine gewohnheitsmäßige Haltung dar, die es ihnen erlaubt, sich nicht mit jener Tiefe ihres Ichs auseinanderzusetzen, die wir in dem Wort „Erwartung“ zusammenfassen können, der Hoffnung auf Leben, Sinn, Fülle, Vollendung. Es gibt aber, wie gesagt, Umstände wie die Pandemie mit all ihren Folgen, die uns, wenn auch nur für ein paar Augenblicke, herausreißen aus der Zerstreuung, uns zurückholen von unserer Flucht, so dass wir uns unser selbst wieder bewusst werden.

Warum scheitern unsere Versuche, uns selbst zu verwirklichen oder vor uns selber zu fliehen? „Meine Seele in mir ist größer als das Größte, das meine Augen schauen. Meine Seele ist nicht zu sättigen mit Dingen, die mich umgeben. Klagend ruht sie in mir, von einem namenlosen Heimweh ergriffen“¹, schreibt Pieter van der Meer. Egal

¹ P. van der Meer, *Heimweh nach Gott*, Herder, Freiburg i. Brsg. 1937, S. 29.

wie sehr wir uns anstrengen oder wie hartnäckig wir es versuchen, keine unserer Bemühungen wird uns die Erfüllung verschaffen, die wir implizit oder explizit suchen, wenn wir morgens aufstehen, wenn wir unseren Aktivitäten nachgehen oder unsere „kleinen Fluchten“ organisieren. Aufgrund des strukturellen Ungenügens unserer Kräfte und dessen, was wir erreichen, gelingt es uns nicht, das zu finden, was wir erwarten. Deshalb bemerkt Simone Weil sehr treffend: „Die kostbarsten Güter soll man nicht suchen, sondern erwarten. Denn der Mensch kann sie aus eigenen Kräften nicht finden, und wenn er sich auf die Suche nach ihnen begibt, findet er statt ihrer falsche Güter, deren Falschheit er nicht zu erkennen vermag.“²

1. Ein nicht auszurottendes Faktum

Erwartung ist also das, was immer bleibt, wenn unsere Versuche, auch die erfolgreichen (ja, ich würde sogar sagen, besonders diese), sich als unzureichend erwiesen haben, das Ziel zu erreichen, nämlich die Selbstverwirklichung, die Fülle hier und jetzt, in jedem Augenblick, und nicht erst morgen oder im Jenseits.

Einer der größten zeitgenössischen Dichter, der kürzlich verstorben ist, Adam Zagajewski, hat mit diesen Worten die Weite unserer Erwartung beschrieben:

„Diese kurzen Momente
Die so selten vorkommen –
Ist es das, was das Leben ausmacht?
Diese wenigen Tage

² S. Weil, *Zeugnis für das Gute*, Walter, Olten und Freiburg 1979, S. 56 f.

In denen Klarheit einkehrt –
 Ist es das, was das Leben ausmacht?
 Diese Momente, in denen die Musik
 Ihre Würde wiedererlangt –
 Ist es das, was das Leben ausmacht?
 Diese seltenen Stunden,
 In denen die Liebe triumphiert –
 Ist es das, was das Leben ausmacht?³

In diesem Gedicht kommt beispielhaft etwas zum Ausdruck, was zur Erfahrung jedes Menschen gehört. Obwohl die Kultur, in der wir leben, versucht, diese Erwartung zu unterdrücken, ihr den Schneid abzukaufen oder sie zu ändern, kollidiert jeder Versuch mit etwas, das sich nicht umgehen lässt: unserer Natur als Menschen. Bertold Brecht bekennt in einem seiner Gedichte:

„Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen
 Gilt für weise.
 Alles das kann ich nicht:
 Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!“⁴

Nicht einmal finstere Zeiten können also die Sehnsucht, das Erwarten von etwas, was unseren Durst nach Leben stillt, aus unserem Herzen ausrotten. „Die herrschende Kultur“, die ein gewisses Interesse daran haben mag, einer Entleerung des Lebenssinns Vorschub zu leisten, indem sie den existentiellen Nihilismus fördert, „hat, wie sehr

³ A. Zagajewski, „I brevi istanti“, in: ders., *Guarire dal silenzio*, Mondadori, Mailand 2020, S. 16. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁴ B. Brecht, „An die Nachgeborenen“, in: *Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1981, S. 723.

sie auch den Geist des Einzelnen und damit der Massen beeinflusst, eine Grenze, die sie nicht überschreiten kann: die Natur des Menschen, die durch den religiösen Sinn definiert ist“. Diese Natur, so stellt Giussani fest, „kann nie ganz verkümmern, sondern wird immer, mehr oder weniger spürbar, in einer Haltung der Erwartung bleiben“.⁵

Diese Erwartung ist das nicht auszurottende Faktum, mit dem es jeder von uns in jedem Augenblick seines Lebens zu tun hat, selbst wenn wir vor ihm fliehen. „Hat uns je einer etwas versprochen? Und warum warten wir dann?“⁶ Mit diesen Worten verweist Pavese auf die Mitte seines und unseres Ichs, auf etwas, das zu uns allen gehört: die Erwartung. Es gehört zu unserem Wesen. Wir sind als „Erwartung“ geschaffen. Wir erwarten nicht nur etwas, wir *sind* Erwartung!

Eine Freundin schreibt mir: „Ich bin mir bewusst, dass mein tiefstes Inneres etwas erwartet, das Hoffnung schenkt. Es erwartet, dass es sagen kann: Ja, es gibt Hoffnung. In einer Zeit, in der ich dazu verleitet sein könnte zu sagen: ‚Ich bin mir nicht ganz sicher‘, wird mir klar, dass ich aus ‚Erwartung‘ bestehe, aus der Erwartung von etwas letztlich Gutem bei allem, was ich lebe. Das heißt, ich bin für die Hoffnung geschaffen. Ich weiß, dass sowohl Giussani als auch du viele Male gesagt und dargelegt haben, dass das Vorhandensein einer solchen Erwartung schon ein Zeichen dafür ist, dass es etwas gibt, was dar-

⁵ L. Giussani, *Un avvenimento di vita, cioè una storia*, hrsg. von C. Di Martino, EDIT, Rom 1993, S. 41. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁶ C. Pavese, *Das Handwerk des Lebens*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1987, S. 297.

auf antwortet. Aber ich kann das, so scheint mir, nur mit Worten wiederholen.“

Alle, auch die, denen diese Erwartung fremd zu sein scheint, die ihr keine Bedeutung beimessen oder sie nicht ernst nehmen, die gefangen sind in Ablenkungen oder ihr eigenes Menschsein ausblenden, lässt es nicht gleichgültig, wenn sie auf eine Gegenwart stoßen, die eine Verheißung in sich trägt, einen Sinn, der mit dieser Erwartung zu tun hat. Sie merken, wie die Erwartung in ihnen neu erwacht. Sie müssen sich eingestehen, dass auch sie im Stillen auf etwas gewartet haben. Wie bei jenen Studenten, die in der Zeit zwischen einem Lockdown und dem nächsten, in einem Klima, in dem sich fast alle den Umständen beugten, von Kommilitonen ein Flugblatt erhielten, auf dem stand: „Die Universität ist nicht geschlossen, solange wir leben.“⁷ Ihre Gesichter veränderten sich sofort und sie wurden wieder erwartungsfroh.

Die Erwartung ist ein Faktum. Daran hat auch Benedikt XVI. erinnert: „Die Erwartung, das Warten ist eine Dimension, die durch unser ganzes persönliches, familiäres und soziales Dasein geht. Die Erwartung ist in tausend Situationen gegeben, von den kleinsten und banalsten bis zu den wichtigsten, die uns ganz und in der Tiefe einnehmen. Denken wir etwa an die Erwartung eines Kindes bei den Eheleuten; an jene eines Verwandten oder Freundes, der von weit her kommt, um uns zu besuchen; denken wir an das Warten eines Jugendlichen auf das Ergebnis einer entscheidenden Prüfung oder eines Vorstellungsgesprächs; an das Warten in den affektiven Beziehungen auf die Begegnung mit dem geliebten Menschen, bei der

⁷ <https://www.ateneostudenti.it/2020/11/01/luniversita-non-e-chiusa-finche-noi-viviamo/>

Antwort auf einen Brief oder auf die Annahme einer Vergebung ... Man könnte sagen, dass der Mensch lebt, solange er etwas erwartet, solange in seinem Herzen die Hoffnung lebendig ist. Und an seinen Erwartungen erkennt man den Menschen: Unsere moralische und geistliche ‚Statur‘ kann nach dem bemessen werden, was wir erwarten, worauf wir hoffen.“⁸

Die Erwartung ist so wesentlich für unser Ich, dass nicht einmal die schlimmsten, schmerzhaftesten Umstände sie völlig auslöschen können. Selbst in Situationen, in denen es allen Grund gäbe, nichts mehr zu erwarten, bezeugen manche sie noch. „Die Zeit ist immer ausgefüllt, aber im Hintergrund steht eben doch von morgens bis abends das Warten“⁹, schrieb Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis in Tegel, wo er von 1943 bis 1945 wegen seines Widerstands gegen das NS-Regime inhaftiert war und später hingerichtet wurde. Er verschwendete nicht eine einzige Minute, und im Hintergrund wuchs die Erwartung.

Nichts kann diese elementare und unzerstörbare Evidenz besiegen: Wir *sind* Erwartung. In Anspielung auf eine Erzählung von Kafka spricht der spanische Schriftsteller Gustavo Martín Garsa von unserem wartenden Herzen als „einem Tier, das Dinge verlangt, zu denen wir nicht fähig sind, aber darauf besteht, dass wir sie tun“.¹⁰ Und Iribarren schreibt im gleichen Sinne: „Wie kann es sein – sage ich mir, während ich das Leben vorbeiziehen sehe, Richtung Strand –, dass trotz der unbarmherzigen Verwüstungen, die die Zeit uns zufügt, nicht einmal um

⁸ Benedikt XVI., *Angelus*, 28. November 2010.

⁹ Vgl. D. Bonhoeffer, *Werke*, Bd. 8,

¹⁰ G. M. Garsa, „Estimado Franz Kafka“, in: *El País*, 25. Oktober 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

ein Jota abnimmt, uns nicht einmal für eine Sekunde in Ruhe lässt, dieses unaufhörliche Träumen vom Unmöglichen.“¹¹

2. Zuneigung zu sich selbst

Wohlgermerkt, das Faktum dieser Erwartung ist zwar beeindruckend und objektiv, aber nicht das letzte Wort. Es verlangt nämlich, dass man es anerkennt, akzeptiert, zur Geltung bringt. Es fordert also unsere Vernunft und unsere Freiheit heraus. Das ist unsere Größe als Menschen. Die Erwartung liegt in unserer Natur, aber wir können auf viele Arten versuchen – wie ich gesagt habe –, so zu leben, als gäbe es sie nicht. Wir können uns ablenken und so tun, als sei sie nicht da. Sie ist da, aber sie drängt sich nicht automatisch auf.

Manche mögen es als ein weiteres Unglück ansehen, dass sich die Evidenz dieser Erwartung, die wir sind, nicht automatisch aufdrängt, sondern von uns anerkannt werden muss. Sie mögen auch die Tatsache als negativ betrachten, dass wir sie nicht nur nicht aus eigener Kraft befriedigen können, sondern auch nicht loswerden können. Aber wenn wir unserer Erfahrung treu bleiben, werden wir erkennen, dass es uns überhaupt nicht helfen würde, sie uns aus dem Herzen zu reißen. Es ist ein Glück, dass der Versuch, die Erwartung zu ersticken, letztlich

¹¹ „Y cómo puede ser / —me digo, viendo pasar la vida / hacia la playa—, que, pese / a las devastaciones inclementes / que el tiempo / nos inflige, / no se amortigüe un ápice / siquiera, no nos dé tregua / un segundo, / este incesante / soñar con lo imposible“ (K. C. Iribarren, „Verano cruel“, in: ders., *Seguro que esta historia te suena*, a.a.O., S. 330 f.; eigene Übersetzung aus dem Spanischen).

scheitern muss. Auch hier ist erhellend, was Pavese sagt: „Warten ist noch eine Beschäftigung. Auf nichts warten – das ist schrecklich.“¹² Davon kann sich jeder überzeugen, wenn er morgens aufwacht und nichts mehr erwartet. In solchen Momenten mag er sich fragen, ob es besser ist, aufzuwachen und auf etwas zu warten, oder morgens die Augen zu öffnen, ohne etwas zu erwarten.

Die Erwartung, die niemand vollständig aus seinem Herzen tilgen kann, stellt uns jeden Morgen vor eine Alternative, die das ins Spiel bringt, was unsere Größe als Menschen ausmacht: unsere Freiheit. Und was ist die Alternative? Ob wir die Erwartung ernst nehmen oder uns nicht um sie kümmern. Die Entscheidung ist nie selbstverständlich. Wir sind frei darin. Jemand schrieb mir: „Zum ersten Mal versuche ich, die Fragen zu beantworten, die du uns vor den Exerzitien oder Versammlungen stellst. Es ist das erste Mal, dass ich mich selbst so ernst nehme und mir sage: Die Frage ‚Gibt es Hoffnung?‘ gilt mir. Sie richtet sich wirklich an mich, nicht nur andere müssen sie beantworten. Ich habe entdeckt, dass in meinem Leben ich der Protagonist bin.“

Das Drama unserer Freiheit, das sich jeden Tag abspielt, beschreibt das Gedicht „George Gray“ von Edgar Lee Masters sehr gut:

„Ich habe ihn oft studiert,
Den Marmelstein, den sie mir bauen ließen –
Ein Schiff mit eingerafftem Segel ruht im Hafen.
Das zeigt in Wirklichkeit mein Ende nicht,
Sondern mein Leben.

¹² C. Pavese, *Das Handwerk des Lebens*, a.a.O., S. 313.

Denn Liebe bot sich mir, ich scheute das Ernüchtertwerden;

Leid klopfte an die Tür, ich war zu ängstlich;
Ehrgeiz rief mir, ich schauderte von den Gefahren.
Doch dabei hungerte ich stets nach Sinn für meine Tage.

Jetzt weiß ich es: wir müssen die Segel spannen
Und dann des Schicksals Wind auffangen,
Wo immer er das Schiff hintreiben mag.

Den Sinn des Lebens suchen, kann im Wahnsinn enden;

Doch leben ohne Sinn ist stete Qual,
Rastlos, voll unerkannten Wollens –

Ein Schiff, das nach dem Meere sehnt, und es doch fürchtet.“¹³

Wir sind wie ein Schiff, „das nach dem Meere sehnt“. Es kann nicht anders, denn diese Sehnsucht ist konstitutiv. Und doch fürchtet es sie. Hier beginnt also der Kampf: Folgen wir der Sehnsucht nach dem Meer, unserem Hunger nach einem sinnerfüllten Leben, oder verziehen wir uns in die Selbstgenügsamkeit, schrecken wir vor dem Wagnis zurück, haben wir Angst vor dem Unvorhersehbaren?

Von dieser Versuchung, uns aus unserer Menschlichkeit zurückzuziehen, uns das Unvorhersehbare zu ersparen und an Bord „eines Schiffes mit eingerafftem Segel“ im sicheren Hafen zu bleiben, spricht Jesus in dem Gleichnis von den Talenten.

„Es ist wie mit einem Mann, der auf Reisen ging. Er rief seine Diener und vertraute ihnen sein Vermögen an. Dem

¹³ E. Lee Masters, „George Gray“, in: ders., *Die Toten von Spoon River*, Deutschland Verlag, München 1924, S. 54.

einen gab er fünf Talente Silbergeld, einem anderen zwei, wieder einem anderen eines, jedem nach seinen Fähigkeiten. Dann reiste er ab. Sofort ging der Diener, der die fünf Talente erhalten hatte, hin, wirtschaftete mit ihnen und gewann noch fünf weitere dazu. Ebenso gewann der, der zwei erhalten hatte, noch zwei weitere dazu. Der aber, der das eine Talent erhalten hatte, ging und grub ein Loch in die Erde und versteckte das Geld seines Herrn. Nach langer Zeit kehrte der Herr jener Diener zurück und hielt Abrechnung mit ihnen. Da kam der, der die fünf Talente erhalten hatte, brachte fünf weitere und sagte: Herr, fünf Talente hast du mir gegeben; sieh her, ich habe noch fünf dazugewonnen. Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du tüchtiger und treuer Diener. Über Weniges warst du treu, über Vieles werde ich dich setzen. Komm, nimm teil am Freudenfest deines Herrn! Dann kam der Diener, der zwei Talente erhalten hatte, und sagte: Herr, du hast mir zwei Talente gegeben; sieh her, ich habe noch zwei dazugewonnen. Sein Herr sagte zu ihm: Sehr gut, du tüchtiger und treuer Diener. Über Weniges warst du treu, über Vieles werde ich dich setzen. Komm, nimm teil am Freudenfest deines Herrn! Es kam aber auch der Diener, der das eine Talent erhalten hatte, und sagte: Herr, ich wusste, dass du ein strenger Mensch bist; du erntest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, wo du nicht ausgestreut hast; weil ich Angst hatte, habe ich dein Geld in der Erde versteckt. Sieh her, hier hast du das Deine. Sein Herr antwortete und sprach zu ihm: Du bist ein schlechter und fauler Diener! Du hast gewusst, dass ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und sammle, wo ich nicht ausgestreut habe. Du hättest mein Geld auf die Bank bringen müssen, dann hätte ich es bei meiner Rückkehr mit Zinsen zurückerhalten. Nehmt ihm also das Talent weg und gebt es dem, der die zehn

Talente hat! Denn wer hat, dem wird gegeben werden und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat. Werft den nichtsnutzigen Diener hinaus in die äußerste Finsternis! Dort wird Heulen und Zähneknirschen sein.“¹⁴

Der Herr macht dem Diener Vorwürfe, der aus Angst nichts gewagt hat. Nur wer etwas wagt, sagt Jesus, kann das Leben gewinnen. Tatsächlich heißt es in dem Gleichnis ja: „Wer hat, dem wird gegeben werden und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat.“ Jesus kannte die Natur des Menschen und seine Versuchung, nichts zu wagen, die Segel zu streichen und bequem im Hafen zu bleiben. Wer aber im Leben nichts wagt, sich nicht einsetzt, um den Sinn zu erreichen, der wird am Ende mit leeren Händen dastehen.

Seine eigenen Bedürfnisse, den Hunger und Durst nach einem erfüllten Leben ernst zu nehmen, das ist das erste Zeichen einer Zuneigung zu sich selbst. Und die das am wenigstens Selbstverständliche ist, was es gibt. Denn diese Bedürfnisse „spüren wir zwar unausweichlich und beschweren uns mit einem Aufschrei, [...] wenn sie nicht befriedigt werden. Aber normalerweise nehmen wir sie nicht ernst“¹⁵, wir schenken ihnen nicht die Aufmerksamkeit, die sie fordern, wir folgen nicht der Richtung, die sie vorgeben.

Was ist nötig, damit man jene Zuneigung zu sich selbst gewinnt, die es einem erlaubt, seine Sehnsucht, seine Bedürfnisse ernst zu nehmen? „Die Zuneigung zu sich

¹⁴ Mt 25,14-30.

¹⁵ L. Giussani, *Uomini senza patria* (1982-1983), Bur, Mailand 2008, S. 295. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

selbst erfordert Armut“, sagte Giussani 1983 vor Studenten. „Deshalb hat Christus gesagt: ‚Selig, die arm sind vor Gott‘, oder: ‚Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit.“ Die Zuneigung zu sich selbst „bedeutet nämlich nicht, an etwas zu hängen, das wir definiert haben, sondern an etwas, das uns definiert. Sie bedeutet, etwas anzuerkennen, was uns bestimmt, ohne dass wir das entscheiden konnten. Das Bedürfnis nach Liebe oder nach persönlicher Erfüllung oder nach Gemeinschaft ist etwas so unvergleichlich viel Größeres und Tieferes als alles andere, dass wir es unbedingt ernst nehmen und ihm nachgehen müssen, und zwar mit viel größerer Beharrlichkeit, als wir normalerweise dem folgen, was wir uns erdacht, vorgestellt oder ausgesucht haben.“¹⁶

Die Zugneigung zu sich selbst hat also nichts mit Selbstsucht zu tun. Sie öffnet uns dafür, unsere grundlegenden Bedürfnisse zu entdecken, unsere ursprünglichen Bedürfnisse, in ihrer Nacktheit und Weite. Wer ist in diesem Sinne arm vor Gott? „Jemand, der nichts hat, außer einem, wofür und woraus er geschaffen ist, nämlich eine unendliche Sehnsucht [...], eine grenzenlose Erwartung. Sie ist aber nicht deshalb grenzenlos, weil das, was er erwartet, unbegrenzt wäre. Nein, [wer arm ist vor Gott] erwartet nichts [nichts Konkretes, das ihn dann doch enttäuschen würde], sondern er lebt in einer grenzenlosen Offenheit [...]. [Das scheint fast ein Widerspruch zu sein.] Wie es in einem Gedicht von Clemente Rebora heißt [...]: ‚Gespannt in Erwartung – und doch erwart’ ich niemand‘.“¹⁷ Das ist die Originalität des Menschen, dass er ganz „ge-

¹⁶ Ebd., S. 296.

¹⁷ Ebd., S. 298.

spannt ist in Erwartung“, aber nicht weiß, was er erwartet. Trotzdem ergreift ihn das von Kopf bis Fuß.

Der Mensch ist Erwartung, das ist seine Natur. Aber worauf wartet er? Das Herz des Menschen wartet auf das Unendliche, auf etwas Unbegrenzt. Der Arme ist der Mensch, der ganz in dieser Erwartung aufgeht und sich nach etwas ausstreckt, das er nicht kennt, das er nicht ermessen kann, das ihn aber ausmacht und unwiderstehlich anzieht.

Man trifft nicht oft Menschen, die das Menschliche in seiner Gesamtheit, ohne Abstriche anzunehmen wissen. Ich erinnere mich noch an den Eindruck, den es auf mich gemacht hat, als ich Giussani hörte: Er betrachtete das Menschsein mit einer solchen Fähigkeit, alles zu umfassen, was es ausmacht, dass er in mir den Wunsch weckte, mich selbst so anschauen und annehmen zu können. Es erfüllte mich mit Dankbarkeit zu wissen, dass es jemanden gab, der meine Menschlichkeit so voll und ganz aufnahm. Wenn wir jemanden kennenlernen, der zu so einem Blick fähig ist, ist das eine Befreiung. Giussani schreibt weiter: „Die Ernsthaftigkeit in der Zuneigung zu sich selbst zeigt sich in der Wahrnehmung der eigenen grenzenlosen Bedürftigkeit. Aber, das ist entscheidend, nicht eine grenzenlose Bedürftigkeit in dem Sinne, dass jemand 100.000 Dinge will, und dann 100.001! Sie ist grenzenlos, gerade weil sie es nicht zulässt, dass wir uns ein Bild von den Dingen machen, deren wir bedürfen. Wir *sind* Bedürfnis!“¹⁸ Das ist die Erwartung! Welche Erfahrung muss jemand gemacht haben, der so etwas sagen kann! Jeder von uns *ist* Bedürfnis, grenzenloses Bedürf-

¹⁸ Ebd., S. 299.

nis, das zutage tritt, bevor und unabhängig davon, welche Vorstellung wir uns davon machen.

3. „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen“

Die Erwartung ernst zu nehmen, bedeutet nicht, dass wir uns nicht mehr darum sorgen, was sie erfüllen wird. Diese Sorge durchzieht unsere Person und unsere Geschichte. Wir tragen in uns eine nicht zu verkürzende und einzigartige Hoffnung auf etwas, das grenzenlos ist. Und es liegt nicht in unserer Macht, uns vorzustellen, wie sie erfüllt werden wird. Das ist ein Geheimnis. Das Hoffen richtet sich auf etwas, das wir nicht kennen, das wir nicht identifizieren können, das über jedes Maß hinausgeht. Das ist schwer zu akzeptieren, aber genau darin liegt die Größe des Menschen.

Seitdem ich das zum ersten Mal bei Leopardi gelesen habe, ist es mir im Gedächtnis geblieben: Dass „nichts auf dieser Erde“ uns „zu beglücken vermag“¹⁹, ist das deutlichste Zeichen für die „Großartigkeit der menschlichen

¹⁹ Ich gebe die bekannte Passage von Leopardi in vollem Umfang wieder: „Wenn nichts auf dieser Erde, ja bildlich ausgedrückt selbst die ganze Erde uns nicht zu beglücken vermag; wenn wir die unergründliche Weite des Raumes, die erstaunliche Zahl und Größe der Welten betrachten und zu dem Ergebnis gelangen, dass das alles, verglichen mit der Denkkraft der eigenen Seele, klein und unbedeutend ist; wenn wir uns die unendliche Zahl der Welten und das All selbst vorzustellen versuchen und fühlen, dass unser Geist und unsere Sehnsucht noch viel größer sind als eben dieses Universum; und wenn uns das Ganze noch immer ungenügend vorkommt und wir Mangel und Leere und darauf Langweile spüren, so dünkt mich, es könne keinen klareren Beweis für die Großartigkeit und den Adel der menschlichen Natur geben“ (G. Leopardi, „Pensieri LXVIII“, in: ders., *Gedichte und Prosa*, Insel, Frankfurt a. M. 1979, S. 178).

Natur“. Ein solcher Blick auf den Menschen ist selten. Für viele ist es ein Unglück, dass nichts auf Erden sie zufriedenstellen kann. Sie würden alles tun, um diese Erwartung zu dämpfen, um durch irgendetwas befriedigt zu werden, auf das sie Zugriff haben. Doch auch Miguel de Unamuno stellt fest: „Etwas Vergängliches befriedigt mich nicht [...]. Mich dürstet nach Ewigkeit, [...] ohne diese ist mir alles gleichgültig. Ich brauche sie, ich brauche sie! Ohne Ewigkeit gibt es keine Lebensfreude mehr und die Lebensfreude hat mir nichts mehr zu sagen. Es ist zu einfach, wenn man sagt: ‚Wir müssen leben, wir müssen uns mit dem Leben zufriedengeben.‘ Was ist mit denen, die nicht damit zufrieden sind?“²⁰

Diese Unzufriedenheit weist auf etwas unvorstellbar Großes hin. „Das gegenwärtige Los des Menschen ist reines Warten auf ein Ereignis, das er in keiner Weise vorbereiten kann und dessen Eintreffen absolut nicht voraussehen ist.“²¹ Wir wissen nicht, was es sein wird oder wie es geschehen kann, aber wir warten darauf. Ja, es ist das, was wir am meisten erwarten, vor allem anderen und auf dem Grund von allem anderen. Heute wie damals, wie vor 2000 Jahren.

Ernest Hello sagt über die Zeit vor der Geburt Jesu treffend: „Während sie warteten, hatte das Alte Rom abscheuliche Dinge vollbracht, gegensätzliche Machtansprüche hatten zu Kriegen geführt, die Welt hatte sich unter das Zepter von Kaiser Augustus gebeugt. Die Welt hatte die Bedeutung dessen, was da geschah, noch nicht erkannt.

²⁰ M. de Unamuno, *Cartas inéditas de Miguel de Unamuno y Pedro Jiménez Ilundain*, hrsg. v. H. Benítez, *Revista de la Universidad de Buenos Aires* 3 (9/1949), S. 135, 150. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²¹ J. Daniélou, *Vom Geheimnis der Geschichte*, a.a.O., S. 228.

Betäubt vom Lärm [...] der Kriege und Machtkämpfe, hatte sie etwas Wichtiges noch nicht bemerkt: die Stille derer, die in der tiefen Feierlichkeit ihrer Sehnsucht warteten. Die Welt wusste noch nichts davon. Wenn das heute wieder beginnen würde, würde sie es nicht eher merken als damals. Sie würde es mit der gleichen Ignoranz ignorieren, mit der gleichen Verachtung verachten, bis sie gezwungen wäre, es zur Kenntnis zu nehmen. Diese Stille, sage ich, war das Eigentliche, was unter der Oberfläche, unbemerkt von der Welt, *geschah*. Dieses Schweigen war ein echtes Tun. Es war kein negatives Schweigen, nicht nur Abwesenheit von Worten. Es war ein positives Schweigen, aktiv, ohne dass sie viel taten. Während Augustus und Antonius sich um die Weltherrschaft stritten, warteten Simeon und Anna. Wer von ihnen tat mehr?“²²

Benedikt XVI. hat das Geheimnis dieser Erwartung so beschrieben: „In der Zeit, die der Geburt Jesu voranging, war in Israel die Erwartung des Messias sehr stark, das heißt eines Gesalbten, eines Nachkommens des Königs David, der das Volk endlich von jeglicher [...] Knechtschaft befreien und das Reich Gottes errichten sollte. Doch niemand hätte sich je vorgestellt, dass der Messias von einem einfachen Mädchen geboren werden sollte, wie dies Maria war, die Verlobte Josefs, des Gerechten. Selbst sie hätte dies nie gedacht, und dennoch war in ihrem Herzen die Erwartung des Heilands so groß, waren ihr Glaube und ihre Hoffnung so glühend, dass er in ihr eine würdige Mutter finden konnte. Im Übrigen hatte Gott selbst sie vor aller Zeit vorbereitet. Es ist da eine geheimnisvolle Entsprechung zwischen der Erwartung Gottes und jener

²² E. Hello, *Fisionomie di Santi*, Fògola, Turin 1977, S. 58 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Mariens, des Geschöpfes, das [...] ganz transparent für den Plan der Liebe des Höchsten ist.“²³

Die Erwartung, wie wir sie bei Simeon, Anna und Maria finden, ist nicht nur etwas Vergangenes. Nein, in der gleichen Stille wie damals, weit weg vom Rampenlicht wie damals, gibt es diese Erwartung immer noch, tief in unserem Menschsein, in der Stille unseres Herzens, im Innersten unseres Ichs. Und sie glüht weiter. Eine Studentin schreibt: „Mein Menschsein wartet ständig auf eine Gegenwart, die es erfüllt.“ Das erklärt auch Rilke: „Warst du nicht immer noch von Erwartung zerstreut, als kündigte alles eine Geliebte dir an?“²⁴ Die Erwartung, die unser Herz ursprünglich ausmacht, ist die Erwartung einer Gegenwart, die auf unser Menschsein antwortet, es rettet, heilt und erfüllt.

Daniele Mencarelli schreibt in seinem neuen autobiografischen Roman: „Ich würde meiner Mutter gerne sagen, was ich wirklich brauche, immer das Gleiche, seit ich mein erstes Wehgeschrei in die Welt sandte. Was ich will, war lange Zeit nicht einfach zu sagen. Ich habe versucht, es mit komplizierten Konzepten zu erklären. Ich habe die ersten zwanzig Jahre meines Lebens damit verbracht, die besten Worte zu finden, um es zu beschreiben. Ich benutzte viele Wörter, zu viele. Dann wurde mir klar, dass ich in die entgegengesetzte Richtung gehen musste. Also begann ich, jeden Tag eines auszumerzen, das am wenigsten notwendige, das überflüssigste. Nach und nach habe ich gekürzt, gestutzt, bis ich bei einem einzigen Wort angekommen war. Ein Wort, um zu sagen, was ich wirk-

²³ Benedikt XVI., *Angelus*, 28. November 2010.

²⁴ R. M. Rilke, „Duineser Elegien. Die erste Elegie“, in: ders., *Werke*, Bd. I, 2, Insel, Frankfurt a. M. 1980, S. 442.

lich will, was ich seit meiner Geburt mit mir herumtrage, vielleicht schon vor der Geburt, was mir wie ein Schatten folgt, mir immer zur Seite steht. Heil. Ich sage dieses Wort niemandem, nur mir selbst. Aber das Wort ist da, und mit ihm seine Bedeutung, die größer ist als der Tod. Heil. Für mich. Für meine Mutter am anderen Ende der Leitung. Für alle Kinder und alle Mütter. Und alle Väter. Und für alle Brüder und Schwestern in vergangenen und künftigen Zeiten. Mein Leiden heißt Heil. Aber wie kann das sein? Wem kann ich das sagen?“²⁵

Auf dem höchsten Punkt des leidenden und leidenschaftlichen Bewusstseins der Existenz explodiert der Schrei unseres Menschseins, wie ein Ruf, der aus der Tiefe des Herzens der Menschen aller Zeiten aufsteigt, eine Bitte an das unergründliche Geheimnis: „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen“!²⁶ Diese Bitte ist in jedem Erwachen am Morgen und in jeder unserer Handlungen während des Tages impliziert, auch bei denen, die nicht wissen, wer dieses Du ist, auf das sie warten. „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen“. Danach ruft die Vernunft und das Gemüt jedes Menschen, der sein Leben nicht vergeblich leben will. Deshalb schreibt Montale, dem auf seine Weise das Menschliche sehr vertraut war: „Ihn zu erwarten ist das höhere Fest“²⁷.

Da wir auf etwas warten, ohne zu wissen, wie es sich zeigen wird, brauchen wir nicht so sehr den Verstand, sondern die Aufmerksamkeit. Um die müssen wir bitten, wie

²⁵ D. Mencarelli, *Tutto chiede salvezza*, Mondadori, Mailand 2020, S. 22 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²⁶ Jes 63,19.

²⁷ E. Montale, „Herrlichkeit der mittäglichen Ruhe“, in: ders., *Gedichte 1920-1954*, Carl Hanser, München 1987, S. 75.

Papst Franziskus erklärt: „Der heilige Augustinus sagte: ‚*Timeo Iesum transeuntem*‘ (Sermones, 88,14,13), ‚ich fürchte, dass Jesus vorüberzieht und ich es nicht bemerke‘. Von unseren Interessen angezogen – und das spüren wir jeden Tag – und von so vielen Eitelkeiten zerstreut, laufen wir Gefahr, das Wesentliche zu verlieren. Daher wiederholt der Herr heute ‚allen: wachet!‘ (Mk 13,37). Wachet, seid aufmerksam!“²⁸

²⁸ Franziskus, *Homilie bei der Eucharistiefeier mit den neuen Kardinälen*, 29. November 2020.

KAPITEL 3

DAS UNVORHERSEHBARE ERZITTERN

Die Gegenwart mit ihren Erschütterungen hat Strukturen in unserem Leben zutage treten lassen, die wir bisher selbstverständlich nahmen. „So war das nunmal mit den Tatsachen. Sie brachten jedes Ideenbläschen zum Platzen, erschütterten Theorien, machten Überzeugungen zunichte.“¹ Plötzlich wurde für viele Menschen das Bedürfnis nach einem letzten Sinn drängend, wenn auch nur für einen Augenblick, da sie vor der Frage nach Leben und Tod standen, die wir nie ganz unter unsere Kontrolle bringen können. Viele Evidenzen, das ist nichts Neues, haben sich verflüchtigt und gehören nicht mehr zu unserem kulturellen Startgepäck. Wenn die Unsicherheit, wie Morin es ausdrückt, die Chiffre für unsere Zeit ist, dann ist sie durch die Schwere und Hartnäckigkeit der Pandemie noch gewachsen. Von welcher Position auch immer man ausgeht, es ist schwieriger geworden, an dem festzuhalten, was man schon kennt, und sich einfach der Illusion hinzugeben, man habe sein Leben in der Hand. Aber vielleicht macht es paradoxerweise die Dinge leichter, wenn wir sehen, wie gewisse monolithische Annahmen zu Bruch gehen und sich ein Spalt in der Mauer unserer Gewissheiten auftut. Wie Leonard Cohen singt: „Es gibt

¹ I. B. Singer, *Feinde. Die Geschichte einer Liebe*, Coron, Zürich 1979, S. 222.

einen Spalt, einen Spalt in allem. So kommt das Licht hinein.“²

1. „Nur etwas Unverhofftes kann ich erhoffen. Doch man sagt mir, das sei eine Dummheit“

Der Kampf beginnt jeden Morgen. Jeder kann es beim Aufwachen beobachten, wenn er sich auf die Reise des Tages vorbereitet, um sie voller Erwartung nach Erfüllung anzugehen. Montale hat dieses Drama eindrücklich beschrieben in seinem Gedicht „Vor der Reise“:

„Vor der Reise studiert man die Fahrpläne,
die Anschlüsse, Aufenthalte, Übernachtungen,
die Vorbestellungen (von Zimmern mit Bad
oder Dusche, mit einem oder zwei Betten
oder gar einem flat);

man zieht

Museumsführer oder Guides Hachette zu Rat,
man wechselt Geld, macht Häufchen
von Franken, Escudos, Rubeln oder Kopeken;
vor der Reise benachrichtigt man einen Freund
oder Verwandten, man prüft
die Koffer und Pässe, man vervollständigt
die Garderobe, man kauft einen Vorrat
an Rasierklingen, wirft
möglicherweise einen Blick auf das Testament,

² „There is a crack, a crack in everything / That's how the light gets in“ („Anthem“, Text und Musik: Leonard Cohen, aus dem Album *The Future*, 1992, Columbia Records).

nur aus Aberglauben, denn die Flugzeugabstürze
sind proportional nichts;

vor

der Reise ist man wohl ruhig, doch man vermutet, der Weise
bleibe zu Hause, und die Freude zurückzukehren zahl'
sich nicht aus.

Und dann fährt man ab und alles ist O.K. und alles
scheint bestens und unnütz.

.....

Und jetzt, was wird nun
aus *meiner* Reise?

Zu sorgfältig hab ich sie vorbereitet
(und wusste doch nichts von ihr). Nur etwas Un-
verhofftes kann ich erhoffen. Doch man sagt mir,
es sich zu sagen, sei eine Dummheit.“³

Wir können alles vorbereiten, um die Reise des Lebens, jedes Tages und jeder Stunde mit ihren dazugehörigen Terminen anzugehen. Doch bevor wir wissen, wie es laufen wird, können wir uns gestehen: „Und alles scheint bestens und unnütz.“ Wie ahnungslos oder abgelenkt wir auch sein mögen, wir haben eine Ahnung von der Größe unserer Erwartung und wir sind im Vorhinein sicher, dass alle unsere Vorbereitungen nicht dem Ziel dienen und uns nicht das geben können, was wir erwarten. Sie können die Erwartung, mit der wir morgens aufstehen und mit der wir die Reise beginnen, nicht erfüllen. Das hat uns die Erfahrung gelehrt. Wir verstehen also, warum wir „nur etwas Unverhofftes erhoffen können“. Es muss etwas geschehen, das nicht zu unseren Plänen ge-

³ Eugenio Montale, „Vor der Reise“, in: ders., *Gedichte 1920-1954*, Hanser, München 1987, S. 217.

hörte und unsere Vorkehrungen und Projektionen übersteigt. „Einzig das in allen Dingen, was uns von außen zufällt, unentgeltlich, als Überraschung, als eine Gabe des Schicksals, ohne dass wir es gesucht hätten, ist reine Freude. Gleichermassen kann das wirklich Gute uns immer nur von außen zufallen, niemals aus unserer Bemühung. Wir können in keinem Falle etwas hervorbringen, das besser wäre als wir selbst.“⁴

Dass das Unverhoffte geschehen könnte, ist das Höchste, was der Mensch sich erwarten kann. „Doch man sagt mir, es sich zu sagen, sei eine Dummheit“, endet Montale. Einerseits bezeichnet er dieses Unverhoffte als die einzige Hoffnung, aber gleichzeitig verneint er, dass es möglich ist. Die „Weisen“ behaupten, es sei etwas für Kinder und Naive, zu denken, dieses Unverhoffte könne wirklich geschehen. Häufig verspüren wir selbst diese Versuchung und stimmen ihr zu: „Ja, es ist eine Dummheit, so etwas zu sagen.“ Doch stimmt das? Wenn wir diesen Satz genauer betrachten und die Vernunft der Erfahrung unterstellen, merken wir, dass es eigentlich nur eine Dummheit gibt: Wenn wir die Wirklichkeit in die Enge dessen einsperren, was wir schon zu wissen glauben; wenn wir meinen, wir wüssten schon alles; wenn wir dem, was möglich sein könnte, enge Grenzen setzen, und damit nichts mehr erwarten.

„Ich glaube“, so lässt Michel Houellebecq den aufgewählten Protagonisten in seinem letzten Roman sagen, „dass man, selbst wenn man in die wahre Nacht eintaucht, die Polarnacht, die sechs Monate dauert, noch einen Begriff von der Sonne oder eine Erinnerung an sie hat. Ich war in eine *Nacht ohne Ende* eingetreten, und doch blieb

⁴ S. Weil, *Schwerkraft und Gnade*, Kösel, München 1981, S. 67 f.

etwas, in meinem tiefsten Inneren blieb irgendetwas, weit weniger als eine Hoffnung, nennen wir es eine ‚Ungewissheit‘. Man könnte auch sagen, dass, selbst wenn man persönlich das Spiel verloren, wenn man seine letzte Karte ausgespielt hat, bei manchen [...] noch der Gedanke bestehen bleibt, dass etwas im Himmel die Dinge wieder in die Hand nehmen [...] wird, [...] und das, obgleich man nie, in keinem Augenblick seines Lebens, das Eingreifen oder auch nur die Gegenwart einer wie auch immer gearteten Gottheit gespürt hat, obgleich einem bewusst ist, dass man das Eingreifen einer wohlgesinn-ten Gottheit gar nicht sonderlich verdient, und obgleich man sich angesichts der Anhäufung von Irrtümern und Fehlern, aus welcher das eigene Leben besteht, darüber im Klaren ist, sie weniger als jeder andere zu verdienen.“⁵

Die einzige wirkliche Dummheit ist, die Möglichkeit zu leugnen, das etwas geschieht. Giussani spricht hier von einem echten „Verstoß gegen die wichtigste Kategorie der Vernunft, die Kategorie der Möglichkeit“⁶. Auch wenn die Skepsis besonders vernünftig erscheint, handelt es sich in Wahrheit um ein Vergehen gegen die Vernunft. Keiner kann behaupten – das wäre tatsächlich eine Dummheit –, alles zu wissen, alles zu beherrschen, alles vorherzusehen, was geschehen könnte, und so die Möglichkeit ausschließen, dass sich das Unverhoffte, von dem Montale spricht, ereignet. Die Kategorie des Möglichen gehört zur Natur der Vernunft. Deshalb ist die einzig wirklich vernünftige Position diejenige, die die Möglichkeit offenlässt. Nicht nur am Anfang, sondern immer, jetzt, in jedem Augenblick des Lebens.

⁵ M. Houellebecq, *Serotonin*, a.a.O., S. 295 f.

⁶ L. Giussani, *Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, a.a.O., S. 42.

Die Möglichkeit offen zu lassen, dass sich etwas ereignet, das wir nicht vorhersehen konnten, bedeutet nicht, auf den Gebrauch der Vernunft zu verzichten, sondern sie ganz und gar gemäß ihrer Natur und ihrer ursprünglichen Kraft zu gebrauchen: als ein Fenster, das sich zur Wirklichkeit öffnet, und nicht nur als Messinstrument. Eine vorsorgliche Skepsis gegen alles, was unsere Natur übersteigt, bedeutet eine Blockade der Vernunft und stellt nicht etwa deren Höhepunkt dar. Und diese Skepsis betrifft uns mehr, als was wir denken. Sie schleicht sich ein, ohne dass wir es merken.⁷

Ein junger Freund schreibt mir: „Ich möchte dir kurz erzählen, wie ich die letzte Zeit verlebt habe, nachdem ich die Frage dieser Exerzitien gelesen hatte: ‚Gibt es Hoffnung?‘ Das Lied, das diese Monate am besten beschreibt, ist ‚Amare ancora‘ von Chieffo: ‚Wie bitter ist es, meine Liebe, die Dinge so zu sehen, wie ich sie sehe.‘ Ich entdecke, dass ich nicht mehr die Frische habe wie in den ersten Jahren an der Universität und nicht mehr dieselbe Einfachheit im Blick. Die Skepsis, die die Welt befällt, befällt auch mich. Oft widerstrebt es mir sehr anzuerkennen, dass es Gott ist, der mir die Dinge gibt, und dass sie ein Geschenk sind. Ich betrachte eine wunderschöne Landschaft und merke dabei, dass in mir ein subtiler Verdacht aufkommt gegen die Entsprechung, die ich durch die Schönheit erfahre. Dieser Verdacht tut mir nicht gut und ich verspüre eine große Traurigkeit dabei. Wie bitter ist es, die Dinge so zu sehen! Bei mir stellt sich

⁷ Wassilij Grossman lässt eine der Gestalten seines großen Romans sagen: „Es kommt mir langsam so vor, als bliebe hier von den Menschen nichts anderes übrig als nur der Argwohn“ (W. Grossman, *Leben und Schicksal*, Albrecht Knaus, München und Hamburg 1984, S. 336).

diese Bitterkeit ein, weil ich selbst Zeuge und Protagonist dabei war, dass man die Wirklichkeit anders betrachten kann. Die Musik, die ich studiere, der Himmel, das Meer, die Berge, die Bäume, alles war mir einmal Zeichen dafür, dass mich jemand liebt und mich als ein einzigartiges, exklusives und im ganzen Universum unwiederholbares Wesen behandelt. Heute lebe ich diese Skepsis, mit großem Schmerz, auch in Bezug auf Christus, also gegenüber dem, den ich in unserer Gemeinschaft als gegenwärtig anerkannt hatte. Das Lied von Chieffo geht weiter: „Es würde schon reichen, wieder wie ein Kind zu werden und sich zu erinnern [...], dass alles geschenkt ist, dass alles neu ist und befreit.“⁶ Das war meine Erfahrung in den ersten Jahren beim CLU [den Studierenden-Gruppen von *Comunione e Liberazione*], und es war wirklich das Paradies auf Erden.“ Der junge Mann fragt sich also: „Gibt es Hoffnung, dass ich wieder wie ein Kind werden und die Welt so sehen kann wie früher? Kann man sich diesen Blick, der Schaden genommen hat, wieder aneignen?“

Es gibt eine Skepsis, die uns überfällt und einen Verdacht, der den Impuls der Schönheit, der wir auf unserem Weg begegnen, zunichte macht.⁸ Der Schatten, den dieser Verdacht auf alles Schöne wirft, das sich vor unseren Augen auftut, ist wie ein Fluch. Und aus der tiefen Traurigkeit, die daraus entsteht, steigt die Frage auf: „Gibt es Hoffnung, dass ich wieder wie ein Kind werden und die Welt so sehen kann wie früher? Kann man sich diesen

⁸ Daniélou erklärt: „Das ist das Drama des heutigen Menschen. Heute leben wir im Universum des Misstrauens und in einer Welt, in der wir so oft getäuscht wurden, dass wir nicht mehr an das wahre Wort glauben. Eine solche Welt ist erschreckend.“ (J. Daniélou, *La cultura tradita dagli intellettuali*, Rusconi, Mailand 1974, S. 28 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen).

Blick, der Schaden genommen hat, wieder anerziehen?“ Das ist die Frage, die auch der alte Schriftgelehrte Nikodemus gestellt hat: „Kann ich neu geboren werden, wenn ich schon alt bin?“⁹ Welch eine Gnade, wenn wir diese Frage nicht nur rhetorisch wiederholen (als ein Zitat unter vielen, so als wollten wir unser Elend zudecken mit einer Handvoll Kultur), sondern wahrnehmen, wie sie in ihrer ganzen Wahrheit aus unserem Innersten hervorbricht! „Kann man neu geboren werden, wenn man schon alt ist?“

Häufig sind wir nicht bereit dazu. Wir sind nicht offen für das, was möglich ist, und schlagen schnell die Türen vor dem zu, was geschieht. Eine Studentin schreibt: „Wie viel Zeit und Gelegenheiten habe ich verschwendet in den Monaten vor der zweiten Welle! Es kam mir vor, als hätte das alles nichts mit mir zu tun. Dann geschah im November einiges, was in mir eine Bresche geschlagen hat. Insbesondere wurde ich positiv auf Covid getestet, und so begannen für mich 25 Tage Quarantäne in meinem Zimmer. Paradoxerweise war das der Moment, in dem ich mich am meisten begleitet gefühlt habe, sei es durch bekannte oder auch durch neue Gesichter. Ausgerechnet während dieses Monats in Isolation habe ich mitgeholfen, die Uni-Wahlen zu organisieren, und es waren sehr intensive Tage. Die Begleitung, die ich im November erlebt habe, war wirklich etwas Außergewöhnliches für mich, insbesondere wenn ich an die speziellen Umstände denke, unter denen das alles geschah. Während der letzten Tage der Quarantäne war auch mein Geburtstag:

⁹ Vgl. Joh 3,4 („Wie kann ein Mensch, der schon alt ist, geboren werden? Kann er etwa in den Schoß seiner Mutter zurückkehren und noch einmal geboren werden?“).

Alleine und weit weg von meinen Freunden und Verwandten, hatte ich die Gelegenheit, noch einmal die große und selbstlose Liebe all dieser besonderen Gesichter zu spüren, die mich auf sehr kreative Weise den ganzen Tag über begleitet haben. Ich bin wirklich dankbar und glücklich. Azurmendi¹⁰ ist der Bewegung im Radio begegnet. Ich dagegen wurde wieder geangelt, als ich alleine in meinem Zimmer war, durch *Zoom*-Konferenzen und die Uni-Wahlen. Brauchte es Covid, um wieder bewusst zu leben? Tatsächlich gibt es nichts Vorhersehbares oder Normales in der Form, wie das Geheimnis uns erreicht. Deshalb ist der entscheidende Punkt, meiner Meinung nach, dass wir darum beten, dafür verfügbar zu sein. Doch gerade das scheint mir oft sehr schwierig. Und je mehr das Nichts auf meinen Alltag einstürmt, umso schwerer fällt es mir.“

Sich bewusst zu werden, wie fundamental diese Offenheit und Verfügbarkeit ist, ist schon ein großer Schritt. Häufig denken wir, es sei nicht schwer, offen und verfügbar zu sein. Dabei ist genau das das grundlegende Problem. Deshalb sagt Jesus: „Selig, die arm sind vor Gott; denn [nur] ihnen gehört das Himmelreich.“¹¹ Mit anderen Worten: Was die Sehnsucht des Herzens stillen kann, muss eine Offenheit und eine Verfügbarkeit finden, die

¹⁰ Mikel Azurmendi ist ein baskischer Anthropologe und Philosoph. Während seiner langen wissenschaftlichen Laufbahn setzte er sich mit einigen der wichtigsten Themen der modernen Gesellschaft auseinander, wie Immigration, Nationalismus, Dschihadismus und dem Wert der religiösen Erfahrung für die Allgemeinheit. Über seine Begegnung mit der Bewegung *Comunione e Liberazione* hat er ein Buch geschrieben (*El abrazo. Hacia una cultura del encuentro*, Editorial Almuzara, Córdoba 2018); vgl. u., S. 72.

¹¹ Mt 5,3.

es einlässt, also einen „Spalt“, durch den das Licht herein-
kommen kann.¹²

Das scheint uns, wie gesagt, oft unmöglich. Aber wenn es geschieht? Wenn wir dem Geheimnis begegnen? Wenn es kommt und uns aufsucht? Was, wenn, wie Manuel Vilas in *El País* geschrieben hat, „die Schönheit vom Himmel fiele, für Männer und Frauen dieses Planeten“¹³? Wenn das Unverhoffte einträte, dann bedürfte es immer noch einer letzten Verfügbarkeit, einer Aufrichtigkeit, die aufs Engste mit dem Gebrauch der Vernunft verknüpft ist und überhaupt nicht selbstverständlich. „Als ‚vernünftig‘ ist derjenige zu bezeichnen, der seine Vernunft der Erfahrung unterwirft“¹⁴, ist ein Satz von Jean Guitton, den ich nie aufhören werde zu wiederholen, weil er so wichtig ist für unser Leben. Wenn etwas Unvorhergesehenes geschieht, wird jeder unweigerlich feststellen, ob er verfügbar ist, bereit, seine Vernunft der Erfahrung zu unterwerfen. Diese Verfügbarkeit ist ein Zeichen der Reife, die der Mensch nur nach einem langen Weg erlangt, sofern er nicht das Herz eines Kindes hat.¹⁵

¹² C. S. Lewis schreibt: „Man kann sich nicht nur durch ein zielstrebiges sittliches Bemühen neue Motive verschaffen. Nach den ersten zaghaften Schritten im christlichen Leben wird einem klar, dass alles, was in der eigenen Seele ganz notwendig getan werden muss, einzig nur von Gott getan werden kann. [...] Wir erlauben bestenfalls, dass es an uns getan wird“ (C.S. Lewis, *Christentum schlechthin*, Herder, Freiburg 1961, S. 161 f.).

¹³ M. Vilas, „La poesía“, in: *El País*, 29. Dezember 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁴ J. Guitton, *Arte nuova di pensare*, Edizioni Paoline, Cinisello Balsamo (Mi) 2009, S. 71. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁵ Lewis stellt fest, „Christus [hat] nie sagen wollen, dass wir an Intelligenz wie Kinder bleiben sollen. Im Gegenteil: Er hieß uns nicht nur ‚sanft wie die Tauben‘, sondern auch ‚klug wie die Schlangen‘ zu sein. Er will das Herz eines Kindes, aber den Kopf eines Erwachsenen“ (C.S. Lewis, *Christentum schlechthin*, a.a.O., S. 71).

Es gibt die unterschiedlichsten Situationen, in denen wir uns bewusst werden, welche Haltung wir einnehmen. „Ich bin OP-Schwester. Im November wurde ich buchstäblich in die Intensivstation für Covid-Patienten katapultiert. Ich dachte, ich sei dem gewachsen, da ich den Wunsch hatte, zu helfen. Aber ganz im Gegenteil! Die Realität, der ich dort begegnete, war so hart, dass ich es nicht ausgehalten habe. Alles, was ich bin oder glaubte zu sein, alle Gewissheiten waren auf einmal weg, als ich die Schwelle zu dieser Station überschritt. Ich dachte, ich könnte es nicht aushalten, und bat deshalb, auf eine andere Station wechseln zu dürfen. Doch die Fragen, die einen verletzen, brauchen eine Antwort, und nicht einfach nur eine Veränderung der Umstände, wenn sie nicht ungelöst stehenbleiben sollen. Als ich zu den Covid-Patienten zurückkehrte, stellte ich fest, dass es dort sehr junge Kollegen gab, die aufgrund der Notlage eingestellt worden waren. Sie hatten eine Freude an der Arbeit, taten sie mit einer Leidenschaft, die mich beeindruckte und auch bei mir wieder die Lust und den Wunsch geweckt hat, dort zu arbeiten. Man muss jemandem folgen, auf dessen Stirn klar eine Hoffnung geschrieben steht. Es braucht jemanden, der einem den Horizont wieder öffnet.“

2. Es gibt jemanden, der behauptet, dass sich das Unverhoffte ereignet hat

„Wir haben den Messias gefunden.“¹⁶ Diese Botschaft zieht sich durch die ganze Geschichte: Das, wonach sich unser Herz sehnt, ist gegenwärtig geworden. Das Unver-

¹⁶ Joh 1,41.

hoffte, von dem Montale spricht, ist eingetreten, an einem ganz bestimmten Ort und zu einer ganz bestimmten Zeit. Diese Nachricht geht durch die Geschichte seit dem Tag, an dem Johannes und Andreas Jesus von Nazareth am Ufer des Jordan begegnet sind, vor etwas mehr als 2000 Jahren.

Wir, die diese Botschaft erreicht hat, stehen vor der Frage ihrer Glaubwürdigkeit: Ist Jesus von Nazareth wirklich der, für den er sich ausgibt? Ist er wirklich Gott, der Mensch geworden ist? Fassen wir den Inhalt dieser Botschaft genauer ins Auge: Was ist geschehen? Das unbekannte Ziel unserer Erwartung, das Unendliche, nach dem sich unser Herz sehnt, der „Grenzenlose“, ist ein Mensch geworden, ist jetzt gegenwärtig. „Das Wort ist Fleisch geworden.“¹⁷

Unsere Kalender bestimmen sich nach dieser Tatsache. Wir schreiben das Jahr 2021 nach Christus. Doch es genügt nicht, diese Nachricht einfach nur weiterzugeben, damit sie für uns glaubwürdig wird. Es genügt uns nicht, wenn wir sie in irgendeinem Religions- oder Geschichtsbuch finden oder jedes Jahr auf dem Kalender. Wie können wir ihren Inhalt verifizieren? Wie kann jemand, der einen Tag später kommt oder 2000 Jahre (das ist egal), „in die Lage versetzt werden, festzustellen, ob er der Wahrheit, die er zu sein beansprucht, entspricht?“¹⁸

Beginnen wir mit der Feststellung: Wenn es sich in der Geschichte als ein Faktum ereignet hat, muss es auch heute noch als solches fassbar sein, damit wir es als Erfüllung unserer Erwartung erkennen können. Man muss respektieren, was die christliche Botschaft ursprünglich

¹⁷ Joh 1,14.

¹⁸ L. Giussani, *Warum die Kirche*, a.a.O., S. 19.

besagt: „Gott ist Mensch geworden“¹⁹, ein Mensch, den man auf der Straße treffen konnte, eine durch und durch menschliche Gegenwart, die die Methode der Begegnung impliziert.

Wenn es vor 2000 Jahren ein Ereignis war, was die unendliche Erwartung des Menschen erfüllt hat, dann können es heute keine Diskurse oder Regeln sein. Und es kann uns auch nicht genügen, Berichte darüber in einem Buch zu lesen, wie wichtig das auch sein mag. Das Herz des Menschen hat sich nicht verändert. Auch sein Bedürfnis nach Erfüllung ist gleich geblieben. Nur etwas, das wirklich geschieht, kann ihm entsprechen. So ist es beispielsweise auch mit der Impfung gegen Covid: Sie muss etwas Reales sein, das für jeden erreichbar ist, damit man ihre Wirksamkeit überprüfen kann. Es genügt nicht zu wissen, dass eine Impfung gefunden wurde. Jeder muss es sehen, mit Händen greifen können und die positiven Wirkungen bei sich selbst spüren.

Das „Faktum“ von vor 2000 Jahren muss also für uns heute wie für die Ersten, die Jesus begegnet sind, feststellbar sein. Doch wie können du und ich, Menschen von heute, nach 2000 Jahren dieser Gegenwart begegnen? Welches Gesicht hat sie? Welche Physiognomie besitzt sie? „Jesus Christus, jener Mensch von vor zweitausend Jahren, wird zur Gegenwart, verborgen unter dem Gewand, dem Ausdruck einer andersartigen Menschlichkeit: Es ist die Begegnung, das Zusammenprallen mit einer andersartigen Menschlichkeit – es ist die Erfahrung einer andersartigen Menschlichkeit –, die uns überrascht, weil sie mehr als alle Gedanken oder Vorstellungen den natürlichen Bedürfnissen unseres Herzens entspricht.

¹⁹ Ebd., S. 34.

Und zwar in einem Maße, in dem wir es nie erwartet oder erträumt hätten, wie es uns unmöglich erschien und woanders nicht zu finden war.²⁰

Nehmen wir zum Beispiel, was Mikel Azurmendi geschehen ist, als er in kritischem Zustand im Krankenhaus lag und auf etwas stieß, das anders war als alles, was er zuvor erlebt hatte, das von einer anderen Menschlichkeit geprägt war und einen neuen Akzent hatte: Er hörte im Radio einen Journalisten, der die Ereignisse anders bewertete als alle anderen, und er stellte fest, dass ihm das mehr entsprach. Als er aus dem Krankenhaus entlassen war, begegnete er jemand anderem aus derselben Gemeinschaft, der ihn so menschlich anschaute, dass er fand, das entspreche auf einzigartige Weise seiner elementaren Erfahrung. Dann begegnete er wieder einem anderen und noch jemandem. Dabei fiel ihm auf, dass alle diese Personen denselben Blick hatten und der Wirklichkeit auf eine andere, das heißt menschlichere Weise, begegneten. Das faszinierte ihn, erfüllte ihn mit Staunen und forderte ihn zutiefst heraus.²¹

Das ist eine Dynamik, die auch bei jemandem, der bereits eine Begegnung gemacht hat und eine Erfahrung wie die christliche lebt, stattfinden kann, ja stattfinden muss. Sonst verfällt er, auch nach der Begegnung, wieder in den Skeptizismus von Montale.

Mir schreibt ein Student: „Bis vor wenigen Tagen sah es so aus, als habe mein Leben seinen Glanz verloren, es begann zu welken. Dann bekam mein Vater einen Anruf aus der Arbeit und man sagte ihm, er solle vorsichts-

²⁰ L. Giussani, *Er ist, da Er wirkt*, Beilage zu *30Tage* Nr. 6, 1994, S. 50.

²¹ Vgl. J. Carrón, *Du erblickst nur das, was du bewunderst*. Eröffnungstag von *Comunione e Liberazione*, 26. September 2020; de.clonline.org.

halber einen Corona-Test machen, da er mit einem Kunden Kontakt hatte, der positiv getestet wurde. Zwei Tage später war sein Ergebnis positiv und wir mussten alle in Quarantäne. In der zweiten Woche war die Gefahr vorbei und ich lebte einfach vor mich hin, irgendwie träge. Ich hatte nicht einmal die Energie, einen Freund anzurufen. Denn für mich gibt es zu Hause keinen Platz für das, was du Ereignis nennst. Nach ein paar Tagen war ich genervt von dem dauernden Schwebезustand und versuchte, mich in alltägliche Tätigkeiten zu stürzen (meiner Mutter im Haushalt helfen, für die Familie kochen), um wenigstens einen Funken echten Lebens wiederzugewinnen. Aber es half nichts, das Eingeschränkt-Sein nervte mich noch mehr. Also vertiefte ich mich in meine Bücher. Die Zeit verging, ich schaute auf die Uhr, es war 18.30 Uhr. Da fiel mir ein, dass gerade das Treffen der Studierenden mit dir stattfand. Zwei Minuten lang war ich unschlüssig: Soll ich teilnehmen oder nicht? Schließlich schaltete ich mich zu. Dann hörte ich, wie jemand sagte: ‚Nach der Erfahrung der Fülle, die wir bei den Uni-Wahlen gemacht haben, die sogar ein unerwartetes und sehr befriedigendes Resultat erbracht haben, spürte ich ein merkwürdiges Unbehagen. Wie kann ich diese Erfahrung der Fülle jetzt weiter leben, da ich wieder mit den Dingen des Alltags beschäftigt bin?‘ Und du begannst deine Antwort: ‚Die Dinge, die bei uns ein merkwürdiges Unbehagen hinterlassen, sind ganz wichtig ...‘ Etwas machte klick bei mir, und während des ganzen Treffens saß ich wie angenagelt vor dem PC und wartete auf weitere Worte, die mir das Leben zurückgeben könnten. Dann beendete ich *Zoom* und kehrte zum ‚wirklichen Leben‘ zurück. Ich aß zu Abend, pflanzte mich vor den Fernseher, und alles schien normal. Doch als ich zu Bett ging, konnte ich nicht einschlafen. Ich dachte noch

einmal über das nach, was du gesagt hattest. Und dann legte ich meinen ganzen Stolz ab und begann so menschlich zu beten, dass mich die Erinnerung daran jetzt immer noch rührt. Tags darauf war ich wie ausgewechselt! Ich spürte eine wahnsinnige Gelassenheit. Die machte sich geheimnisvollerweise darin bemerkbar, dass ich mit einer unvorstellbaren Freude mit meiner Familie umging, kochte, lernte. Dabei hatte ich doch gar nicht teilnehmen wollen an diesem *Zoom*-Meeting! Ich bin ganz überwältigt von Dankbarkeit. Es ist unglaublich toll, so zu leben!“

Wir können die Wahrheit der christlichen Botschaft, wie sie uns heute erreicht, nur erkennen, wenn wir uns auf das Ereignis einer neuen Menschlichkeit einlassen und dann feststellen, wie es uns verändert: Eine „wahnsinnige“ Gelassenheit (mit diesem Adjektiv kennzeichnen die Jugendlichen von heute etwas überraschend Großartiges), eine „unvorstellbare Freude“, da der Mensch sie sich selber nicht geben kann. Es handelt sich dabei, wie Kabasilas schreibt, um ein neues Leben, das „nichts mehr mit dem alten Leben zu tun hat“ und das „schöner ist, als man sich denken kann, da es ja Gottes Leben ist und doch der menschlichen Natur eignet.“²²

3. Die Unverkürzbarkeit des christlichen Faktums

Betrachten wir nun die Natur dieses „Faktums“ genauer, das eine neue Menschlichkeit hervorbringt. Wir sind alle Teil einer Geschichte, die mehr oder weniger die Botschaft des Christentums verbreitet und dabei unterschiedliche

²² N. Kabasilas, *Das Buch vom Leben in Christus*, a.a.O., S. 59.

Reaktionen auslöst. Ich habe immer noch Azurmendi vor Augen. Als anerkannter Anthropologe und Soziologe kannte er das Christentum, seine Lehre, seine Ethik und seine Werte waren ihm bekannt. Doch nicht dieses Wissen weckte in fortgeschrittenem Alter sein Interesse am Christentum. Im Gegenteil, seit Jahren schon hatte er sich distanziert und wollte nichts mehr davon wissen. Was zündete dann bei ihm diesen Funken, der seine Neugier weckte? Wie entdeckte er neu, was das Christentum ist? Wie brachen die Mauern ein, die seine bisherigen Kenntnisse errichtet hatten? Was brachte seine Einstellung, seine Haltungen ins Wanken? Ein Faktum, das nicht auf all seine Erklärungen als Wissenschaftler und als Mensch zurückzuführen war, das er nicht in die Kategorien einordnen konnte, mit denen er bis dahin die Wirklichkeit, einschließlich des Christentums, betrachtet hatte.

Es war ein Faktum, das er nicht unter seinen generellen Ansatz subsummieren konnte, das nicht in die Konzepte passte, die er benutzte, das seine bisherigen Denkschemata nicht erklären konnten. Azurmendi konnte das Faktum, das in dieser Radiosendung zum Ausdruck kam (und später in den Begegnungen, die er nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus machte), aufgrund seiner Andersartigkeit nicht unter einen seiner Begriffe „subsummieren“, also zurückführen, oder in sein „abstraktes Gesamtbild einordnen“, wie es Giussani ausdrückt.²³ Es war so anders, dass es ihn erobert hat. Dieses Faktum zog ihn an, machte ihn neugierig, weckte sein Interesse,

²³ „Die gängige Mentalität [versucht ...] bei ihren Urteilen normalerweise [...], das Einzelne in ein abstraktes Gesamtbild einzuordnen.“ (L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung in der Geschichte*, EOS, Sankt Ottilien 2019, S. 88).

und er stellte fest, dass er nicht mehr davon loskam. Das führte ihn zu einer neuen Erkenntnis und einer neuen Art und Weise, mit den Dingen umzugehen, es baute ihn wieder auf. Er wurde mehr er selbst. Wie unser Freund eben gesagt hat: „Tags darauf war ich wie ausgewechselt!“ Er war mehr er selbst.

Nicht alles passt in die vorgefassten Begriffe und Schemata, in die wir normalerweise alles einordnen, was geschieht. Es gibt Fakten, die sich nicht verkürzen lassen, die etwas in sich tragen, das unserem generellen Ansatz widerspricht, ihn durchbricht oder übersteigt. Solche „Fakten“ sind, wie wir schon oft gehört haben, „Personen, oder Momente von Personen“²⁴, die eine Neuheit und eine menschliche Wahrheit transportieren, die wir uns zutiefst wünschen würden und die so unvergleichlich ist, dass sie uns nicht möglich scheint. Paulus spricht daher von einer „neuen Schöpfung“. „Ein neuer Mensch zu sein bedeutet, jemand zu sein, der durch sein ganzes Leben, durch das, was in ihm schon gegenwärtig ist, den kommenden Christus verkündet.“²⁵ Wer auf solche Fakten oder Personen stößt und sich von ihnen anziehen lässt, erfährt nach und nach bei sich dieselbe neue Art, die Wirklichkeit zu leben. Und er staunt selbst am meisten darüber: „Es ist unglaublich toll, so zu leben!“

„Lieber Julián, in den letzten sechs Monaten ist etwas geschehen, das meine Art, mit allem umzugehen, grundlegend verändert hat: Das Nichts, von dem wir so häufig sprechen, ist auf brutale Weise in mein Leben eingetreten.

²⁴ L. Giussani, *Un avvenimento di vita, cioè una storia*, a.a.O., S. 459. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²⁵ P. Evdokimov, *L'amore folle di Dio*, San Paolo, Cinisello Balsamo (Mi) 2015, S. 69. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

An einem Tag im Juni erreichte mich die Nachricht, dass sich der Freund meiner Schwester ganz unerwartet das Leben genommen hat. Es waren Tage voller Schmerz und Verwirrung. Ich blieb bei meiner Schwester, um ihr Gesellschaft zu leisten. Es war offensichtlich, dass uns keinerlei Worte, seien sie religiös oder nicht, aus dem Drama befreien konnten, das dieses Faktum in uns ausgelöst hatte. Es war eine Wunde, die ständig blutete. Was ist für mich heute noch gültig? Was bedeutet es jetzt für mich, dass Christus vor 2000 Jahren den Tod besiegt hat? Was bedeutet es, dass der Tod nicht das letzte Wort hat – insbesondere bei jemandem, der ihn selbst gewählt hat? Wie kann das Leben mehr Leben werden? Wie kann ich hier das Hundertfache leben?“ Die ganze christliche Verheißung, die ihr übermittelt wurde, wurde durch diesen Schlag erschüttert: Ist das alles wahr? „Und meine Schwester? Gibt es tatsächlich Hoffnung? Ich musste anerkennen, dass gleich von Anfang an die Begleitung durch bestimmte Freunde bei mir die Gewissheit hat wachsen lassen, dass Christus für mich Mensch geworden ist, damit ich seine Nähe und eine konkrete Beziehung zu ihm erfahren kann. Ich erlebte das, was du in *Das Leuchten der Augen* beschrieben hast: ‚Christus ist eine Gegenwart hier und jetzt. Diese zu erkennen, bedeutet, die gleiche Erfahrung zu machen wie die Menschen vor 2000 Jahren [...] Man trifft auf eine andersartige Menschlichkeit, die die Vorahnung eines neuen Lebens hervorruft und einen berührt, weil sie wie nichts anderes dem strukturellen Durst des Menschen nach Sinn und Erfüllung entspricht. Es handelt sich auch heute um eine Begegnung, bei der [...] die gesamte Bedeutung, der ganze Wert, alles Wünschenswerte, der ganze Geschmack am Leben, alles Schöne und Liebenswerte enthalten ist‘. Christus siegte in mir, trotz

all meiner Wunden und Einwände in diesen Monaten, mit seiner Gegenwart, die mir in jenen Tagen durch die menschlichen Züge der Freunde vermittelt wurde. Sein Blick ließ in mir die Hoffnung entstehen, dass nichts verloren gehen werde von dem anscheinend weggeworfenen Leben und von seiner Verbindung mit dem Leben meiner Schwester und mit meinem. Ich sage das nicht, weil ich davon besessen wäre, sondern weil es meine Erfahrung ist: Ich kann die Frage ‚Gibt es Hoffnung?‘ unmöglich von dem trennen, der hier und jetzt mit Fleisch und Blut gegenwärtig ist.“

Die neue Schöpfung ist Frucht dieses Ereignisses. Das Ereignis von damals setzt sich heute fort in dem neuen Subjekt, das es hervorbringt. Kehren wir noch einmal zu Giussanis Worten zurück. Das neue Geschöpf hat „ein neues Vermögen, die Wirklichkeit zu erkennen, das sich von dem der anderen unterscheidet“. Dieses „entsteht aus dem Bejahen eines Ereignisses, aus dem *affectus*, der Zuneigung zu einem Ereignis, dem man sich angeschlossen hat und zu dem man ja sagt. Dieses Ereignis ist ein Einzelfall in der Geschichte. Es hat zwar einen universellen Anspruch, aber es geschah an einem ganz bestimmten Punkt. Wenn ich von diesem Ereignis ausgehend denke, dann heißt das vor allem zu akzeptieren, dass ich dieses Ereignis nicht definiere, sondern von ihm definiert werde. In ihm wird deutlich, wer ich wirklich bin und welche Weltsicht ich habe. Das ist natürlich eine Herausforderung für die gängige Mentalität, die bei ihren Urteilen normalerweise versucht, das Einzelne in ein abstraktes Gesamtbild einzuordnen.“²⁶

²⁶ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung in der Geschichte*, a.a.O., S. 88.

Das Neue, das dieses Ereignis ins Leben bringt, ist auch die Verifizierung der anfänglichen Begegnung und der Beweis für ihre Wahrheit. Wie kann ich wissen, ob das Konkrete, dem ich begegnet bin, das Ereignis Christi heute ist? Wenn es (wie bei dem Zeugnis, das ich gerade zitiert habe) seinen „universellen Anspruch“ und seine Fähigkeit beweist, jeden Umstand (und selbst die erschütterndste Situation, nämlich den Tod) zu erhellen.

„Ich stelle immer öfter staunend fest, dass der Ursprung der Hoffnung darin liegt, dass sich diese unverkürzbare Gegenwart, die meinem Herzen so vollkommen entspricht, immer wieder ereignet. Ich habe festgestellt, dass mir Fakten geschenkt worden sind, die mich stützen und die ich nicht auf eine schlichte Mitmenschlichkeit oder das Temperament des Einzelnen zurückführen kann. Anfang Dezember ist ein sehr lieber Freund von mir ins Kloster eingetreten. Die große, das Leben liebende Menschlichkeit, die er mir bezeugt hat, die Gewissheit, Gott begegnet zu sein und kraft seiner Liebe ‚schon alles zu besitzen‘, so sehr, dass er alles verlassen kann, weil dadurch ‚nichts verloren geht‘, bleiben für mich ein Punkt, hinter den ich in meinem Alltag nicht zurückgehen kann. Schon durch die Tatsache, dass er im Kloster ist, und durch seine Lebensform erinnert er mich kraftvoll daran, dass es die vollkommene Antwort auf die Erwartung meines Herzens gibt und dass ich ihr begegnen kann. Das stellt einen enormen Impuls für das Gedächtnis dar: Ich beginne jeden Tag und alle Dinge, die es zu tun gilt, mit einer verzehrenden Erwartung, die mich mit allem in Dialog leben lässt. Doch welche Beziehung besteht zwischen seiner Präsenz als ‚ganz erobertes Mensch‘ und der Hoffnung? Vor einigen Monaten hat ein Freund von mir die Dia-

gnose ALS bekommen. Unter den derzeitigen dramatischen Umständen habe ich beständig sein Gesicht vor Augen. Jeden Abend sagt es mir: Auch heute Abend gehe ich zu Bett zufrieden und dankbar für das, was ich gesehen habe und was geschehen ist. Der Herr erfüllt seine Verheißungen!‘ Seine Krankheit wird immer schlimmer, und dennoch ist er dankbar. Was trägt dieses vollkommene Glück in seinem Herzen, auch wenn er absolut unfähig ist, etwas zu tun? Ich sehe nicht, was er sieht, aber ich sehe ihn, der mir geschenkt ist. Ende letzten Jahres habe ich einigen Jugendlichen, die ich in der Pfadfindergruppe begleite, vorgeschlagen, einen Abend über das erste Kapitel des *Religiösen Sinn* zu machen. Ich hatte den Wunsch, ihnen das Instrument an die Hand zu geben, das mir die größte Hilfe im Leben ist: das Herz. Als ich sie Ende Dezember aufforderte zu erzählen, was für sie das Schönste in diesem Jahr gewesen sei (sonst hörte man in diesem Corona-Jahr ja immer nur, was anstrengend, negativ und schmerzhaft war), sagte einer von ihnen: ‚Jedes Mal, wenn bei einer Versammlung oder einem Treffen vom Herzen die Rede ist, frage ich mich: Höre ich auf mein Herz? Kann ich ihm folgen? Das war die wertvollste Entdeckung dieses Jahres für mich!‘ Als vor ein paar Wochen die Schulen wieder geschlossen wurden – ich bin Lehrer – stieg im ersten Frust in mir die Frage auf: Wird mir dadurch nicht wieder die Möglichkeit gegeben, diese Schüler lieben zu lernen, die heute da sind und morgen nicht? Mit dieser Frage im Kopf ging ich zur Messe. Dort war ich ganz bewegt, als ich merkte, dass sich Christus mir auch trotz Lockdown und geschlossener Schulen immer noch schenkt. ‚Mein Herz ist froh, weil du, Christus, lebst‘. Das ist die Hoffnung! Wo lebst du? In der

unmöglichen, aber realen Gegenwart des Freundes, der ins Kloster gegangen ist, in dem frohen Gesicht des Freundes, der in der Krankheit seiner Bestimmung entgegengeht, in der Bewegung, die mich wachsen lässt und es mir erlaubt, all das wahrzunehmen und sogar auf das Herz von Jugendlichen zu setzen, die der Welt ausgeliefert sind. Wie viele Dinge sehe ich jeden Tag, die mich die Entsprechung erfahren lassen und mich daran erinnern, dass Christus lebt und dass er alles ist! Nur das hilft mir. Vor wenigen Tagen habe ich im Rahmen der *Caritativa*, an der ich teilnehme, ein Lebensmittelpaket zu einer Familie gebracht. Sie boten mir einen Kaffee an. Da ich noch immer all diese Fakten vor Augen hatte, entschied ich mich zum ersten Mal zu bleiben. Im Wohnzimmer war mit entsprechendem Abstand die ganze Familie versammelt. Eine der Töchter schaute mich still an, und man merkte, dass sie sich fragte: Warum ist der hier? Warum interessiert er sich für uns? Wenn Christus in unserem Herzen wohnt, dann wird die ganze Wirklichkeit, auch die fremde, zu einem wohnlichen Haus. Ich danke der Bewegung auf Knien, dass sie über diesen menschlichen und lebendigen Blick wacht, der voller Hoffnung ist. Denn darin ist Christus gegenwärtig, der in mir Fleisch wird.“

Um die Mentalität eines jeden herauszufordern, braucht das „Faktum“ nichts Spektakuläres zu sein. Die Kraft dieses Faktums, dieses Konkreten, Einzelnen hängt nicht davon ab, dass es besonders spektakulär ist. Es kann auch etwas ganz Subtiles sein, in dem eine Andersartigkeit zum Vorschein kommt, die anziehend wirkt. Seine Kraft und seine Einzigartigkeit liegen darin, dass es so ganz anders ist. Azurmendi hat das sehr gut gespürt bei dem Journalisten, den er im Radio hörte. Giussani beschrieb es 1980

in einem Dialog mit Giovanni Testori als „Menschen, die eine Gegenwart verkörpern“²⁷.

Wir werden häufig Zeugen von Fakten wie den beschriebenen. Aber statt ihnen mit Einfachheit zu folgen, wie es Azurmendi getan hat, ordnen wir sie oft unserem Denkschema unter oder dem, was wir schon zu kennen meinen. Man kann Teil der christlichen Geschichte sein und viele solcher Dinge sehen, und trotzdem das Christentum auf eine Ethik, einen Ritus oder Stereotypen aus der allgemeinen Vorstellungswelt verkürzen. Aber keine dieser Verkürzungen erzeugt Hoffnung.

In dem Moment, in dem das Christentum „sich ereignet“ und wir es annehmen, stellen wir fest, dass es etwas völlig Neues in unser Leben bringt. Wer am Christentum als einem Ereignis teilhat, erkennt sofort, dass die sonstigen Bilder viel zu kurz greifen. Das hat auch diese junge Freundin erlebt, die mir schreibt: „Vor ein paar Tagen ist etwas passiert, das mir geholfen hat zu verstehen, was in meinem Leben geschehen ist. Ich sprach mit meiner Mutter über Weihnachten und irgendwann sagte sie scherzhaft, im Grunde würde sie gerne an den Weihnachtsmann glauben, weil es dann eine Gestalt gäbe, die ihr Hoffnung brächte, ein Gesicht, an das sie denken und sich sagen könnte: ‚Der kann alles, auf ihn setze ich meine Hoffnung, dass alles gut wird.‘ Diese Bemerkung meiner Mutter ließ mich erkennen, wie privilegiert ich bin, dass ich der Bewegung begegnet bin. Meine Mutter ist eine gläubige Frau, sie geht jeden Sonntag in die Messe. Aber

²⁷ „Ich sehe kein anderes Hoffnungszeichen, als dass jene Menschen, die eine Gegenwart verkörpern, mehr werden. Dass diese Menschen mehr werden und dass eine mitreißende Sympathie [...] unter diesen Menschen entsteht“ (L. Giussani - G. Testori, „Geboren sein bedeutet geliebt sein“, de.clonline.org, 03.12.2020).

ihre Hoffnung setzt sie auf den Weihnachtsmann, weil der für sie ein klar definiertes, konkretes Gesicht ist! Das hat mir klar gemacht, dass Gott oft auf etwas Abstraktes, eine Idee verkürzt wird. Ich dagegen begegne Gott jeden Tag. Er ist da und ich kann ihn erkennen dank meiner Zugehörigkeit zu einer Geschichte. Dass ich ihn in dieser speziellen Geschichte entdeckt habe, gibt mir Hoffnung.“

Wenn wir auf solch unverkürzbare Präsenzen stoßen, dann sind wir nicht mehr dazu verurteilt, in den Bildern der allgemeinen Mentalität zu ersticken. Nur solche Präsenzen tragen, tief in ihrem Innersten, das Fundament der Hoffnung.

„Gibt es Hoffnung?‘ Das ist eine Frage, die mich nicht mehr loslässt. In einer Zeit wie dieser (ich studiere Medizin und der Gesundheitsnotstand betrifft mich direkt) kann man mit Theorien immer nur kurzfristig antworten. Am Ende des Tages rauben die Fragen einem den Schlaf und die Kraft. Nur eine wirklich wahre Antwort kann der Dramatik des Alltags standhalten. Eine rein theoretische Antwort macht alles nur noch schwerer zu ertragen [und ich ergänze: Sie lässt am Ende den Nihilismus nur noch wachsen]. Wenn ich eine Antwort suche auf die Frage: ‚Gibt es Hoffnung angesichts der Krankheit meines Vaters?‘, dann hilft mir nur, auf meinen Vater zu schauen. Gibt es Hoffnung im Bezug auf diese Pandemie? Was mir da sofort in den Kopf kommt, sind die enthusiastischen Augen einer Freundin [das scheint etwas sehr „Flüchtiges“ zu sein], die sich trotz der Mühen bei der Arbeit im Krankenhaus nicht zurückzieht. Und so weiter. Wenn ich all die Situationen unter die Lupe nehme, in denen ich mich schwertue, sind das einzige, was mir erlaubt zu sagen, dass es eine gewisse Hoffnung gibt, ein paar Gesichter, die diese Hoffnung ausstrahlen. Doch das Drama

wird hier noch drängender und hört nicht auf: Wenn ich diese Leute sehe, bekomme ich große Lust, wie sie zu sein und auch mit ihren Augen auf das Leben zu schauen. [So ging es auch Azurmendi, der dachte: „Wie gerne würde ich die Welt mit den Augen dieses Journalisten sehen!“] Aber ich stelle fest, dass ich das nicht durch eigene Anstrengung erreichen kann. Sonst ginge ich am Ende des Tages nur müde zu Bett, wenn ich jeden Erfolg und jeden Misserfolg abwägen wollte. [Das wäre, als würde man alles wieder auf eine Ethik reduzieren.] Daher frage ich mich: ‚Was nützt es?‘ Jeden Tag überrascht mich jemand, der wahrhaft lebt. Das fasziniert und motiviert mich. Diese Art, Dinge zu betrachten, die mich schon morgens um acht langweilen, macht mich neidisch. Meistens verfliegt die Faszination nach zwei Stunden wieder, doch manchmal bringt sie mich wieder ins Spiel. So frage ich mich: Genügt es, denen zu folgen? Reicht es, in Beziehung mit diesen Leuten zu bleiben, die eine reale Gegenwart in meinem Alltag darstellen, von denen ich mich, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, verstanden fühle in all meinen Mühen und Dramen?“

Die Antwort auf diese Frage ist ein Problem der Freiheit. Angesichts solcher Menschen, die in sich das Fundament der Hoffnung tragen, muss jeder entscheiden, ob er dem Wunsch, wie sie zu sein und sie um sich zu haben, folgt oder nicht.

4. Die Erfahrung und die Kriterien des Herzens

Aber wie können wir solche Personen erkennen und anerkennen, was sie sind, was sie in sich tragen, ihren wahr-

ren Wert und warum sie so anders ist? Das ist eine Frage, die jeden von uns persönlich angeht und die nicht einmal den Aposteln erspart blieb. Im Gegenteil, sie waren die ersten, die sich ihr stellen mussten.

Als die Präsenz Jesu begann, Eindruck zu machen, und sich sein Ruf verbreitete aufgrund dessen, was er sagte und tat, begannen auch unterschiedliche Interpretationen seiner Person zu zirkulieren, unter Beteiligung derer, die ihre Macht, ihre „Autorität“ gefährdet sahen, nämlich die Schriftgelehrten, die Pharisäer, die Anführer des Volkes. Wie konnten die ersten, die sich ihm anschlossen, erkennen, dass es sich lohnte, diesem Menschen zu folgen, sich an ihn zu binden und ihr ganzes Leben auf ihn zu bauen?

Wie können wir unter den vielen menschlichen Gesichtern das eine Gesicht erkennen? Welches Kriterium können wir anwenden? Es müsste uns eigentlich schon vertraut sein. Die Erfahrung sollte es uns schon gelehrt haben. Das einzig adäquate Kriterium, um eine Präsenz auszumachen, die eine Bedeutung für unser Leben hat, ist das, mit dem die Natur uns in den umfassenden Vergleich mit all dem stellt, was uns begegnet: das Herz, also jenes Bündel von Einsichten und Bedürfnissen – nach Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit, Glück – die in uns entstehen, wenn wir uns mit dem auseinandersetzen, was wir erleben. „In der Erfahrung bringt die Wirklichkeit [...], von der [...] du betroffen, schockiert bist (*affectus*)“, sagt Giussani, „die Kriterien deines Herzens ans Licht, sie weckt dein Herz, das verwirrt war und schlief, das heißt, sie erweckt dich zu dir selbst. Damit beginnt dein Weg, weil du dann wach, kritisch bist.“²⁸

²⁸ L. Giussani, *Si può (veramente?) vivere così?*, Bur, Mailand 2011, S. 83. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Es sind objektive und unfehlbare Kriterien, die in uns wirken, auch trotz unserer selbst, und sie lassen uns nicht auskommen. Pavese belegt das auf dramatische Weise. Nachdem er am 14. Juli 1950 den Premio Strega erhalten hatte, schreibt er: „Von Rom zurückgekehrt, seit einer Weile. In Rom Apotheose. Nun und?“²⁹ Als habe sich das bewahrheitet, was er selbst viele Jahre zuvor in seinem Tagebuch festgehalten hatte: „Es gibt etwas Traurigeres als das Zusammenbrechen der eigenen Ideale: dass wir sie erreicht haben.“³⁰ Und knapp ein Jahr vor seinem Tod gesteht er: „Wie oft in diesen letzten Notizen hast du geschrieben *Und dann?* Wir fangen an, im Käfig zu sein, nicht wahr?“³¹ Am 22. Juni 1950, als er von seinem großen Erfolg erfahren hat, notiert er: „Es ist eine Glückseligkeit. Ohne Zweifel. Aber wie oft werde ich mich ihrer noch freuen? Und dann?“³² Was fehlte seinem Leben, das in den Augen der Welt so erfolgreich schien? 17. August 1950: „Namen sind nicht wichtig. Sie sind nichts weiter als Schicksalsnamen, Zufallsnamen – wenn es nicht diese waren, waren es dann nicht andere? Es bleibt, dass ich jetzt weiß, welcher Triumph mein höchster ist – und zu diesem Triumph fehlt das Fleisch, fehlt das Blut, fehlt das Leben.“³³ Unter der Last dieses „Fehlens“ nahm er sich zehn Tage später das Leben!

Eine analoge Erfahrung notiert Camus in sein Tagebuch am Tag seines großen Triumphes: „17. Oktober. No-

²⁹ C. Pavese, *Das Handwerk des Lebens*, a.a.O., S. 384 (14. Juli 1950).

³⁰ Ebd., S. 73 (18. Dezember 1937).

³¹ Ebd., S. 364 (16. Oktober 1949).

³² Ebd., S. 384 (22. Juni 1950).

³³ Ebd., S. 386 (17. August 1950).

belpreis. Eigenartiges Gefühl der Niedergeschlagenheit und der Wehmut“.³⁴

Wir können den konstitutiven Kriterien unseres Herzens, dem Bedürfnis nach Sinn, nach Gerechtigkeit, nach Glück und nach Liebe nicht aus dem Weg gehen. Wir können sie bis zu einem gewissen Punkt zum Schweigen bringen oder sie ausblenden, aber wir können sie nicht auslöschen. Sie sind ein inhärenter Bestandteil der Erfahrung. Giussani weist darauf hin, wie schwierig es ist anzuerkennen, dass „das Urteilkriterium für die Erfahrung in der Erfahrung inhärent ist“. Doch, so unterstreicht er, „wenn es nicht so wäre, dass die Prinzipien, mit denen wir die Erfahrung beurteilen, in ihr selbst lägen, wären wir entfremdet, da wir auf etwas außerhalb unserer selbst angewiesen wären, um uns selbst zu beurteilen.“³⁵ Diese Bedürfnisse entstehen nicht in dem, was wir erleben, „sondern sie entstehen in uns selbst angesichts dessen, was wir erleben, indem wir uns mit dem auseinandersetzen, was wir erleben“.³⁶ Und sie urteilen über das, was wir erleben.

Das Urteilkriterium muss „der ursprünglichen Struktur unserer Person innewohnen“. Es handelt sich dabei um das „objektive Kriterium, mit welchem die Natur den Menschen in den umfassenden Vergleich hineinschickt und ihn dazu mit jenem Kernbestand von Urbedürfnissen ausstattet, mit jenen Grunderfahrungen, die alle Mütter ihren Kindern in gleicher Weise mitgeben. Allein hier, in dieser Übereinstimmung des tiefsten Bewusstseins,

³⁴ A. Camus, *Tagebuch. März 1951 – Dezember 1959*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 270.

³⁵ L. Giussani, *Si può (veramente?!) vivere così?*, a.a.O., S. 83 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

³⁶ Ebd., S. 82.

wird die Anarchie überwunden³⁷, nämlich der Subjektivismus.

Man kann nicht von Erfahrung sprechen, wie es gelegentlich versucht wird, indem man sie mit dem einfachen Erleben gleichsetzt. „Die Kategorie der *Erfahrung*, wie wir sie verstehen, hat einen absolut kritischen, unterscheidenden Wert“, betont Giussani. Erfahrung wird nicht verstanden als „etwas unmittelbar Gefühltes“, sondern als „der Ort, wo der Zusammenprall mit der Wirklichkeit die konstitutiven Bedürfnisse des menschlichen Herzens wachruft, so dass es nach einer Antwort sucht auf die Herausforderung, die ihm die Wirklichkeit stellt.“ Daraus ergibt sich: „Die *Erfahrung* ist also das Umfeld, innerhalb dessen die Person aufgerufen ist zu prüfen, ob das Christusereignis – die einzig wirklich große Arbeitshypothese – in der Lage ist, auf die entstandenen Fragen zu antworten, authentisch und umfassend, unter Einbeziehung aller Faktoren, was allen anderen Hypothesen nicht gelingt.“ Und gleich darauf fügt er hinzu: „CL ist daher einzig und allein der Wille, die Tatsache wiederzuentdecken und so authentisch wie möglich zu leben, dass der christliche Glaube, wie er im Bereich der rechten Lehre bewahrt ist, besser als jedwede andere Hypothese auf die tiefsten Bedürfnisse des Menschen antwortet.“³⁸

Deshalb ist das eigentliche Desaster heute, dass das Bewusstsein für diese Bedürfnisse schwindet und das Wissen um die eigene Identität verdunkelt wird. Christus ist gekommen, um Menschen Antwort zu geben, und nicht „Wesen so dumpf wie Roboter“. Wie der schon zitierte

³⁷ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 21.

³⁸ L. Giussani, „Il ragionevole ossequio della fede“, Interview: A. Metalli, in: *30Giorni*, Nr. 5, 1988, S. 40 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Satz von Reinhold Niebuhr sagt: „Nichts ist so unglaublich wie die Antwort auf eine Frage, die sich nicht stellt.“ Daher ist „die einzige Absicht von CL“, „die Vernünftigkeit des Glaubens zu bezeugen, den Glauben als vernünftigen Gehorsam, wobei als vernünftig verstanden wird – gemäß der Konzeption des heiligen Thomas –, die Erfahrung einer Entsprechung zwischen den Glaubenssätzen und den strukturellen Bedürfnissen des menschlichen Bewusstseins“.³⁹

Die Andersartigkeit des christlichen Ereignisses liegt ganz in der Erfahrung, die es hervorbringt. Das Faktum der Begegnung mit Jesus weckt in den Jüngern die Erfahrung einer unvergleichlichen Übereinstimmung: „Wir haben den Messias gefunden.“ Alle anderen glücklichen Ereignisse, von denen wir uns natürlich wünschen, dass sie in unserem Leben geschehen, inbegriffen die Erfolge, die wir feiern dürfen, erfüllen unsere tiefste Erwartung nicht und halten nicht, was sie versprechen. Oft sind sie sogar eine Quelle tiefer Enttäuschung und auch wir reagieren auf sie wie Pavese: „Und nun?“

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Die Erfahrung in ihrem eigentlichen Sinn, als Ort der Erkenntnis und der Verifizierung, kann man nicht mit einem einfachen subjektiven Eindruck oder einer gefühlsmäßigen Reaktion gleichsetzen. Die Erfahrung ist „ein einziger lebendiger Akt, der aus drei Faktoren entsteht: a) Die *Begegnung* mit einem objektiven Faktum, das in seinem Ursprung unabhängig ist von der Person, welche die Erfahrung macht [...]. b) Die Fähigkeit, den *Sinn* dieser Begegnung angemessen wahrzunehmen [...]. c) Das Bewusstsein der *Entsprechung* zwischen dem Sinn

³⁹ Ebd.

des Faktums, auf das man sich einlässt, und dem Sinn der eigenen Existenz [...]. Durch das Bewusstsein dieser Entsprechung bestätigt sich das Wachstum der Person, das für das Phänomen der Erfahrung grundlegend ist.“ In einer authentischen Erfahrung kommen also notwendigerweise „das Selbstbewusstsein und die Kritikfähigkeit des Menschen zum Tragen“.⁴⁰

Mit ganz anderen Worten sagt es der Prophet Jesaja: „Hättest du doch den Himmel zerrissen und wärest herabgestiegen!“ Wenn das geschehen würde, wenn sich wirklich das Unverhoffte ereignen und Gott auf unsere Erwartung antworten würde, würden „die Berge vor dir erzittern“⁴¹. Das Zeichen, dass sich die Verheißung erfüllt, ist das „Erzittern“, der „Schock“, den das Ereignis auslöst. Wie bei Elisabeth: „Als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib.“⁴² Wie bei Johannes und Andreas, die, nachdem sie Jesus getroffen und den ganzen Nachmittag mit ihm verbracht hatten, allen sagten: „Wir haben den Messias gefunden!“ Es ist auch das, was Azurmendi erlebt hat: „Ich hatte nicht erwartet, im Leben auf so etwas zu stoßen. Eine große Überraschung. Außergewöhnlich. [...] Nach und nach empfand ich immer mehr Bewunderung.“⁴³ Dieses „Erzittern“ ist das Zeichen dafür, dass es sich wieder ereignet.

Folglich kann ich das Göttliche in einer bestimmten Gegenwart erkennen, wie Elisabeth Jesus im Leib Mariens erkannte, aufgrund der Entsprechung mit meinem

⁴⁰ L. Giussani, *Das Wagnis der Erziehung*, EOS, Sankt Ottilien 2015, S. 106 f.

⁴¹ Vgl. Jes 63,19.

⁴² Lk 1,41.

⁴³ „Die Umarmung“. Mitschrift des Interviews mit Mikel Azurmendi, geführt von Fernando de Haro für das *Meeting 2020 Special Edition*, in: J. Carrión, *Du erblickst nur das, was du bewunderst*, a.a.O., S. 15.

Herzen, meinem Menschsein, die ich bei der Begegnung mit solchen Menschen spüre und die in diesem „Erzittern“ zum Ausdruck kommt. Dass es sich wirklich um eine solche Gegenwart handelt, bestätigt sich darin, dass sie in der Lage ist, mich in die ganze Wirklichkeit einzuführen, mir hilft, mich jeder Situation zu stellen und jeden Umstand in Angriff zu nehmen. „Christus hat alle Neuheit gebracht, indem er sich selber brachte“⁴⁴, sagt der heilige Irenäus. Er hat die Neuheit aller Dinge gebracht. Was für eine Erfahrung müssen diese ersten Christen gemacht haben, dass sie Christus so beschreiben!

Es ist geschehen und es geschieht wieder. Vor ein paar Monaten ist es dem Betreiber einer Bar im Herzen des Universitätsviertels passiert, die vor allem von Studenten besucht wird.

„Wir vom CLU gehören zu den Wenigen, die weiter in die Universität gehen und in einem der ganz wenigen offenen Studiensäle lernen. Jeden Morgen holen wir uns an derselben Bar einen Kaffee zum Mitnehmen. Dabei haben wir uns mit den Barmännern angefreundet. Freitagmorgen war mein Cousin der letzte, der hereinkam. Er fragte den Barista, der dort seit 1982 arbeitet, wie es ihm geht. Der antwortete ihm: ‚Das Geschäft läuft schlecht, aber zum Glück seid ihr ja da! Ich weiß, dass ihr von CL seid. Das sieht man sofort, weil ihr wie die vor 30 Jahren seid. Ihr seid die Einzigen, die in die Gegend um die Universität ein bisschen frischen Wind bringen.‘ Wie kann es sein, habe ich mich gefragt, dass er gemerkt hat, dass wir von CL sind, und meint, dass es genau wie vor 30 Jahren ist? Und vor allem: Wieso beschreibt er uns – darunter

⁴⁴ „*Omnem novitatem attulit, semetipsum afferens*“ (Irenäus von Lyon, *Adversus Haereses*, IV, 34.1; eigene Übersetzung aus dem Lateinischen).

auch mich – als die Einzigen, die frischen Wind in das Unviertel bringen? Das liegt bestimmt nicht an unseren oder meinen Fähigkeiten. Nein, der Punkt ist, dass ich eine Begegnung gemacht habe, die sich dauerhaft in mein Herz eingegraben hat und es so gezeichnet, dass es meinen Blick auf die Wirklichkeit verändert hat, die doch alle vor Augen haben. Ich brauche keine herausragenden Dinge zu tun. Es genügt, dass ich ich selbst bin. Dadurch ist mein Bewusstsein, mein Vertrauen gewachsen, dass letztlich gilt: Entweder gibt es Christus, oder *nada*, nichts! Das ist so, weil sich in meiner Erfahrung viele Dinge ereignet haben, die immer mehr ‚Klebstoff‘ waren, der mich an diese Gemeinschaft gebunden hat und bindet, so dass ich sage: ‚Wohin sonst sollte ich gehen?‘ Ich lebe in dieser schwierigen Zeit und die Umstände bringen mich nicht zur Verzweiflung, weil ich die Erfahrung mache, dass sich mein Glaube auch in die Zukunft erstreckt. Die Waffen, mit denen ich in meinem Alltag, die Herausforderungen durch die Umstände angehe, sind das Vertrauen und der Glaube. Da ich diese Gewissheit habe, bringe ich, ohne etwas Besonderes zu leisten, sondern einfach, indem ich ich selbst bin, den Leuten etwas, das mehr ist als ich selbst. Erst jetzt lebe ich die Gegenwart mit einer Hoffnung.“

Für den Barista war es leicht zu erkennen, dass diese jungen Leute anders sind, weil sie frischen Wind in sein Leben brachten.

KAPITEL 4

DIE BLÜTE DER HOFFNUNG

Wir müssen jetzt ein wirklich schwieriges Thema ansprechen, das für uns alle, als Kinder der sogenannten westlichen Kultur, der sensibelste Punkt ist.

1. Ein Bedürfnis nach Gewissheit

Wie können wir, die wir in dieser Zeit, in dieser Kultur leben, Gewissheit über Christus erlangen? Ich denke dabei vor allem an die jungen Menschen, die einerseits mit den Schemata der berechnenden Rationalität von Wissenschaft und Technik aufgewachsen sind, und andererseits eine strukturelle Unduldsamkeit an den Tag legen gegenüber allem, was ihnen nicht unmittelbar eingängig und messbar ist und sich den Anstrich einer Belehrung gibt. Heutzutage ist dieses Bedürfnis nach Gewissheit besonders spürbar. Wer mit jungen Menschen zu tun hat, kennt das gut. Giussani hatte es schon früh begriffen, und jetzt ist dieses Bedürfnis noch stärker geworden. Heute gibt es keine Schwerkraft mehr, die zum christlichen Glauben hinzieht. Lucio Brunelli schrieb kürzlich im *Osservatore Romano über die* heutige Jugend: „Christus ist gestorben und auferstanden, um den Menschen zu erlösen. Man kann ihm diese Wahrheit ins Gesicht schreien [...], aber dieser junge Mann wird einen möglicherweise ganz [...] gleichgültig ansehen“, als stünde er vor etwas

völlig „Unbegreiflichem“.¹ Der christliche Glaube ist kein gesellschaftliches Phänomen mehr, keine selbstverständliche Prämisse, er wird uns nicht mehr durch die Erziehung vermittelt. Wir sind also „gezwungen“ (zum Glück, sage ich), neu zu entdecken, wie man zu ihm gelangt. Wir sind gewissermaßen zu einem vernünftigen, begründeten Glauben gezwungen.

Fragen wir uns also: Worauf gründete der Glaube der ersten Jünger, die Jesus folgten? Das Gleiche gilt nämlich heute für uns. Von Beginn seiner pädagogischen Arbeit an spürte Giussani sehr genau, wie wichtig es ist, den Glauben vernünftig zu begründen. Das ist eine weitere Art, wie die Gnade des Charismas deutlich wird, die Bedeutung der Gnade, die Don Giussani geschenkt wurde, für unsere Bedürfnisse als Menschen von heute (die wir eingetaucht sind in eine Ungewissheit, aus der wir nicht herausfinden). Der Gemeinschaft, die aus dieser Gnade entstanden ist, geht es einzig und allein darum (so sagt Giussani in dem Abschnitt, den ich zitiert habe), die Vernünftigkeit des Glaubens zu bezeugen, also, dass das Christusereignis besser als jeder andere Vorschlag auf die tiefsten Erfordernisse unseres Menschseins antwortet. Das Festhalten am Glauben ist nämlich gerade insofern vernünftig, als das Christusereignis den strukturellen Anforderungen des menschlichen Bewusstseins entspricht. Und „der Vorschlag an die Jugendlichen stellt einen sehr klaren Test“² dar, ob es einem bewusst ist, dass es einer vernünftigen Begründung bedarf, oder nicht.

¹ L. Brunelli, „Le chiese vuote e la fantasia di Dio“, in: *L'Osservatore Romano*, 10. April 2021, S. 9. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

² L. Giussani, „Il ragionevole ossequio della fede“, a.a.O., S. 40.

Was braucht es, damit Menschen – Jugendliche wie Erwachsene – entdecken, wie vernünftig der Glauben ist? Auf der Synode über die Laien 1987 bekräftigte Giussani: „Der Mensch von heute hat mehr Betätigungs- und Gestaltungsmöglichkeiten als jemals zuvor in der Geschichte. Andererseits hat er große Mühe, Christus als klare und sichere Antwort hinsichtlich der Bedeutung dieser seiner Fähigkeiten wahrzunehmen. Die verschiedenen Institutionen bieten selten eine lebendige Antwort hierauf an. Es mangelt nicht so sehr an der verbalen oder kulturellen Wiederholung der Verkündigung. Der Mensch von heute wartet, vielleicht unbewusst, darauf, Personen zu begegnen, für die das Faktum Christi als Wirklichkeit derart gegenwärtig ist, dass ihr Leben sich verändert hat. Ein derartiges menschliches Zusammentreffen kann den Menschen von heute aufrütteln: ein Ereignis, das das Echo jenes ursprünglichen Ereignisses darstellt, als Jesus zu Zachäus hinaufschaute und sagte: ‚Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein ...‘“³

Eine Begegnung ist also der Ausgangspunkt. Wie vor 2000 Jahren. Es kann auch heute nicht anders sein, sonst wäre es kein Christentum mehr. „Dies ist die Umkehr der Methode, die den Schritt vom religiösen Sinn zum Glauben kennzeichnet. Es geht nicht mehr um eine Suche nach etwas Unbekanntem, sondern um die Überraschung über etwas, das in der Menschheitsgeschichte geschehen ist.“ Die Zeugnisse, die ich zitiert habe, dokumentieren das. „Ohne dieses Staunen kann man von Christus nicht einmal sprechen. Auf diesem Weg aber wird uns Christus

³ L. Giussani, *Beitrag zur Bischofssynode über die Laien*, in: *Litterae communionis* 3/1987.

vertraut, fast so, wie die Beziehung zu unserer Mutter und zu unserem Vater

immer mehr unser Wesen ausmacht.“ „Von der Erfahrung der Begegnung mit seiner Menschlichkeit“, die das Gesicht, die Gestalt konkreter Personen oder einer bestimmten Gemeinschaft hat, werden wir dadurch, dass wir eine Entsprechung erleben, „zur großen Frage nach seiner Göttlichkeit“ geführt.⁴

Eine vernünftige Begründung des Glaubens brauchen Menschen jeden Alters, Kinder, Jugendliche, Erwachsene, und in jeder Lebenslage.

Bezeichnend und sinnbildlich für das aufgeworfene Problem ist, was eine Studentin schreibt: „Die Frage nach der Gewissheit über Christus ist für mich eine offene Frage. Nach so vielen Jahren in der Bewegung ist die Messe und die Kommunion für mich ein Moment tiefen Unbehagens, weil ich nicht mehr glaube. Ich bin meinen Freunden in der Bewegung dankbar für das intensive Leben, das mich immer wieder erfasst. Aber ich kann nicht darüber hinwegsehen, dass die Bewegung auf dem „unglaublichen“, für mich unglaublichen Christusereignis gründet, das ich nicht annehmen kann. Ich frage mich: Wie kann Christus da sein, wie kann er in mir sein? Ich verstehe nicht, wo und in wem Christus ist, wenn wir alle doch so menschlich und begrenzt sind. Ich finde nicht, dass das Skeptizismus ist. Ich denke, ich verheimliche endlich nicht mehr, dass bestimmte Dinge mir einfach nicht einleuchten. Ich kann nicht mehr so tun, als ob nichts wäre. Es ist, als stünde ich vor dem Rad eines Fahrrads: Ich sehe all die Speichen (die menschlichen Speichen, all die Ereignisse, die ich erlebt habe, die einzelnen Personen), aber

⁴ Vgl. L. Giussani, *Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, a.a.O., S. 8.

ich kann das Zentrum dieser Speichen nicht sehen, das schiene mir Zwang oder Autosuggestion zu sein. Ich sehe, dass mir Liebe zuteil wird von meiner Mutter, meinem Vater, meinen Freunden, manchmal mehr, manchmal weniger, aber ich verstehe nicht so recht, wie da Christus ins Spiel kommt.“

Ich bin dieser Freundin sehr dankbar für ihre kühne und direkte Frage. Sie ist vor allem ein Zeichen dafür, dass sie sich in einer Weggemeinschaft befindet, in der sie sich frei fühlt, wenn sie so radikale Fragen stellt. Und, wie jeder sehen kann, ist es keineswegs selbstverständlich, dass es einen Ort gibt, an dem ein Mensch seine Fragen stellen, sich offen zeigen, etwas riskieren kann ohne Angst.

Bevor ich auf die Frage eingehe, möchte ich ein weiteres Zeugnis vorlesen, das in dieselbe Richtung geht.

„Es sind sehr harte Zeiten. Sehr viele Menschen erkranken an Covid und viele leiden an anderen Krankheiten und werden oft nicht gut behandelt, weil das Gesundheitssystem die normalen Standards nicht aufrechterhalten kann. Ganz zu schweigen von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in denen viele stecken. Die Angst vor dem Leben und vor dem Sterben frisst sich selbst denen ins Herz, die offensichtlich keine nennenswerten Probleme haben. Man erlebt eine Art existenzielles ‚In-der-Luft-Hängen‘, das Angst und Leid verursacht. In dieser Situation ist es unumgänglich, sich mehr als bisher zu fragen, was wirklich wesentlich ist. In unserem Seminar der Gemeinschaft stellen wir uns viele Fragen dazu, und unabhängig von persönlichen Einstellungen und der eigenen Arbeit, an denen natürlich jeder festhält ist, sind alle überzeugt von der Bedeutung der Gemeinschaft, der sie angehören. Aber es tauchen, zumindest bei einigen von uns, Zweifel auf, was das wirklich bedeutet. Wir erleben Gemein-

schaft physisch jeden Tag, nicht nur beim Seminar. Sie ist unser Zuhause, sie ist Quelle von Ratschlägen, Trost, Hilfe, auch sehr konkret. Sie ist der Ort der geschwisterlichen Liebe, die wir mit Händen greifen können. Die große Schwierigkeit, würde ich sagen, ist die Beziehung zu Gott. Einige von uns leben sie ohne jeden Zweifel sehr real. Andere verspüren ein quälendes Bedürfnis danach, eine unermessliche Sehnsucht. Das heißt, der Glaube ist für sie nicht einfach Vertrauen und Anvertrauen, sondern Suche. Wir werden zu Gottsuchern, wie das Volk Israel im Alten Testament. Und wir haben Angst: Was, wenn es nur eine Illusion wäre, die wir uns selber schaffen, ohne jede Grundlage? Das ist die große Angst! Niemand von uns hat Gott jemals gesehen, doch seine Zeichen können wir sehen, nachdem sein Sohn in die Welt gekommen ist, und das müsste uns eigentlich reichen. Aber wie kann ich nicht nur mich selbst trösten, im Dunkel der alltäglichen Angst, sondern auch den Freund, der schon ganz konkret und physisch leidet? Wie kann ich ihm von Gott erzählen? Wie kann ich diesen Frieden finden, der es mir erlaubt, jedem Umstand, selbst dem schlimmsten, mit Gelassenheit und Vertrauen zu begegnen? Wie kann ich auf Erlösung vertrauen, wenn ich nur auf die Menschen um mich herum schaue, ohne Gott sehen und berühren zu können? Ohne Gott verliert alles seinen Sinn, das ist unbestreitbar. Aber wie kann aus der Sehnsucht nach Glauben ein wirklich gelebter Glaube werden?“

Diese Zeugnisse stellen einen Schrei dar. Das sind keine Skeptiker, sondern Jugendliche und Erwachsene, die sich nicht damit zufriedengeben, ihre Unduldsamkeit durch irgendwelche Antworten zu beschwichtigen. Es sind Menschen, bei denen wir die Frage Dostojewskis mitschwingen hören: „Kann ein gebildeter Mensch, ein Europäer

unserer Tage, noch glauben, kann er an die Gottheit des Sohnes Gottes, Jesus Christus, glauben?“⁵ Wie jedes Genie war Dostojewski ein Prophet, der voraussah, was alle nötig haben würden.

Wonach diese Menschen suchen, ist ein Weg, dem sie folgen können, um zu einer vernünftigen Gewissheit über das zu gelangen, was ihnen begegnet ist. Ohne eine solche Gewissheit hat die Hoffnung, nach der sie sich sehnen, keine angemessene Grundlage, und die Freiheit kann diese Wirklichkeit, auf die sie getroffen sind, nicht bejahen, geschweige denn sie lieben. Damit wird sofort klar, dass das Problem der Hoffnung auf die Glaubensgewissheit zurückverweist.

Im Licht dieses existentiellen Bedürfnisses können wir die Methode, in die uns Giussani eingeführt hat, bewusster erfassen, ihren Wert erkennen und vermeiden, dass wir sie in die Schubladen des schon Bekannten stecken, weil uns die Begriffe einigermaßen vertraut sind. Wenn wir Giussani folgen, können wir überprüfen, ob der Weg, den er uns zeigt, jeden von uns von der „Sehnsucht nach Glauben“ zu einem „wirklich gelebten Glauben“ führt.

a) Die Methode der moralischen Gewissheit

Jeder von uns verspürt auf seine Weise das Bedürfnis, Gewissheit über Christus zu erlangen, um sein Verlangen nach Fülle, Wahrheit, Gerechtigkeit annehmen und die Probleme angehen zu können, mit denen uns das Leben immer wieder konfrontiert. Konzentrieren wir uns also

⁵ Vgl. F. M. Dostojewski, *I demoni; Taccuini per „I demoni“*, hrsg. von E. Lo Gatto, Sansoni, Florenz 1958, S. 1011.

auf das Anliegen, das in den Zeugnissen zum Ausdruck kam: Wie können wir Christus mit Gewissheit erkennen und anerkennen? Das ist die Frage des Glaubens, wie wir gesagt haben. Nun ist der Glaube aber eine Vernunftkenntnis (und keine billige Sentimentalität). Er ist die Erkenntnis von etwas, das ich nicht sehe, durch Vermittlung eines anderen. Ich sehe den Gegenstand nicht unmittelbar, direkt, sondern ich erfahre von ihm durch einen Zeugen. „Die Kultur, die Geschichte und das menschliche Zusammenleben gründen in dieser Art Erkenntnis, die man Glauben nennt [...], die Erkenntnis einer Wirklichkeit durch die Vermittlung eines Zeugen.“ Uns geht es hier um die Frage des Glaubens auf einer ganz bestimmten Ebene, nämlich „der großartigsten Ebene des Lebens: Sie betrifft unsere Bestimmung.“⁶

Giussani fährt in seiner Argumentation fort: „Wir kennen Christus nicht direkt, weder durch eine Evidenz noch durch eine Analyse der Erfahrung“, so wie Johannes und Andreas vor 2000 Jahren das Göttliche nicht direkt in dem Mann sehen konnten, dem sie begegneten, Jesus von Nazareth. Wir befinden uns in der gleichen Situation. Da Christus der umfassende Gegenstand unseres Glaubens ist, stellt sich die Frage: „Wie können wir dahin gelangen, Christus so gut zu kennen, dass sich das ganze Opfer unseres Lebens auf ihn stützen kann?“⁷ Wenn der Glaube jene Form der Erkenntnis ist, die sich auf die Vermittlung eines Zeugen stützt, so ist das erste Problem, Gewissheit über die Vertrauenswürdigkeit dieses Zeugen zu erlangen.

⁶ L. Giussani, *Kann man so leben?*, a.a.O., S. 19 f.

⁷ Ebd., S. 30 f.

Wie kann man Gewissheit über eine Person erlangen? Unter den verschiedenen Methoden, mit denen die Vernunft Gewissheit in den verschiedenen Bereichen der Wirklichkeit erlangen kann, geht es hier um diejenige, die sich auf das menschliche Verhalten bezieht. Eine Methode führt zu mathematischer Gewissheit, eine andere zu wissenschaftlicher Gewissheit, eine weitere zu philosophischer Gewissheit. Aber es gibt eine vierte Methode der Vernunft, die zur Gewissheit über menschliches Verhalten führt, zur moralischen Gewissheit. Sie gleicht in gewissem Sinne „mehr derjenigen des Genies und des Künstlers: Von Zeichen ausgehend gelangen diese zur Erkenntnis des Wahren. Als Newton den berühmten Apfel fallen sah, wurde dieser für ihn zu dem Zeichen, das die große Hypothese in ihm aufblitzen ließ. Das Genie gewinnt aus einem kleinen Zeichen eine allumfassende Intuition. Die Methode, die mich begreifen lässt, dass meine Mutter mich lieb hat, die mir die Sicherheit gibt, dass diese oder jene Menschen meine Freunde sind, wird nicht mechanisch festgelegt. Sondern der Verstand nimmt sie intuitiv wahr als den einzigen vernünftigen Sinn, als den einzigen angemessenen Grund, der die Konvergenz bestimmter ‚Zeichen‘ erklärt. Vervielfacht man diese Zeichen endlos, hundert-, tausendmal: Der entscheidende Punkt ihrer adäquaten Bedeutung ist, dass meine Mutter mich lieb hat. Abertausende von Hinweisen konvergieren auf diesen Punkt hin. Der einzige Sinn der Verhaltensweise meiner Mutter liegt darin, dass sie mich lieb hat.“⁸

Ich habe das Beispiel der Mutter schon bei mehreren Gelegenheiten benutzt, um genau die Methode zu bezeichnen, durch die wir Gewissheit über einen anderen

⁸ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 36.

erlangen können: das Lesen von Zeichen. Wenn mich jemand fragen würde: „Woran kann ich denn erkennen, dass meine Mutter mich liebt?“, würde ich ihm antworten: „Du kannst es an den Zeichen erkennen. Nicht alle Menschen tun das für dich, was deine Mutter tut.“⁹ Nachdem du so viele Zeichen gesehen hast und wenn du das, was du gesehen hast, aufrichtig betrachtetest, wirst du in der Lage sein zu erkennen, dass alles, was deine Mutter tut, eine Erklärung hat, einen Konvergenzpunkt (wie die Speichen des Rades, von denen unsere Freundin sprach), der Liebe heißt. Du kannst es auch X nennen statt Liebe, aber es bleibt dabei, dass die Verhaltensweisen deiner Mutter Zeichen dafür sind, dass sie deine Existenz bedingungslos bejaht. Und diese Zeichen verschaffen dir Gewissheit über sie, sie erlauben es dir, ihr zu vertrauen. Liebe ist nicht etwas, das ein wissenschaftlicher Detektor jemals durch irgendeine Art von Analyse oder Experiment beweisen könnte. Die Liebe ist die Bedeutung dieser Zeichen.

Giussani fährt fort: „Der Beweis für eine moralische Gewissheit besteht in einer Gesamtheit von Hinweisen, deren einzig angemessener Sinn, deren einzig angemessener Grund und deren einzig vernünftige Auslegung jene Gewissheit ist. Sie wird nicht nur moralische, sondern auch existenzielle Gewissheit genannt, denn sie ist an den Augenblick gebunden, da man das Phänomen, das heißt die Gesamtheit der Zeichen intuitiv wahr-

⁹ Von Balthasar bemerkt: „Vor allem anderen gilt es hier, im Frager den elementaren Sinn für Geheimnis und Ehrfurcht zu wecken. Weil die meisten Menschen einmal geliebt haben, kann man sie an gewisse Gesetze und Erfahrungen der Liebe zwischen Menschen erinnern und von hier aus zur Liebe Gottes aufsteigen“ (H. U. von Balthasar, *Das Weizenkorn*, Johannes, Einsiedeln ²1944, S. 35).

nimmt. Zum Beispiel: Ich bin sicher, dass die Person, die jetzt neben mir steht, mich nicht umbringen will, ja, dass sie es selbst nach dieser meiner Äußerung nicht tun will, nicht einmal aus Lust, mir zu beweisen, dass ich mich getäuscht habe. Es liegt eine Verhaltensweise, eine Situation vor, deren Wahrnehmung mir diese Gewissheit verschafft. Doch könnte ich für die Zukunft, wenn sich die Umstände verändert haben, eine solche Gewissheit nicht aufrechterhalten!“¹⁰

Und dann macht Giussani zwei wichtige Bemerkungen.

„Die erste: Ich werde dir gegenüber eine umso größere Gewissheit erlangen, je mehr Aufmerksamkeit ich deinem Leben schenke, je mehr ich an ihm Anteil nehme. Entsprechend werden sich die Zeichen vervielfachen. Im Evangelium beispielsweise, wer war da in der Lage zu begreifen, dass man jenem Mann einfach vertrauen musste? Nicht die Menge, die ihm nachlief, um sich heilen zu lassen, sondern die, die ihm nachfolgten und mit ihm das Leben teilten. Auf Zusammenleben und das Teilen des Lebens also kommt es an!“¹¹ Wenn man daneben steht und zuschaut und sagt: „Schön!“, dann aber weggeht, hat man alles verloren. Wenn ich dem Anstoß, den eine bestimmte Gegenwart in mir auslöst, nicht nachgehe, dann verliere ich sie, dann entgeht mir das Beste von dem, was ich erlebt habe. Wenn man eine Person einmal sieht und dann nie wieder, kann die Wahrheit, die ich bei ihr wahrgenommen habe, schnell verblassen. Wir wollen die Dinge immer schnell verstehen, noch bevor wir uns auf sie einlassen. Doch wie können wir zur Gewissheit gelangen, wenn wir nicht beteiligt sind? Das wäre eine Fiktion. An-

¹⁰ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 36 f.

¹¹ Ebd., S. 37.

dererseits, wenn man sich darauf einlässt, wenn man den Anstoß, den man wahrnimmt, aufnimmt, vervielfachen sich die Zeichen und die Überzeugung wird tiefer. Und da unsere Erfahrung nicht trügen kann, werden wir, wenn wir uns getäuscht haben, sofort erkennen: „Nein, das war nicht das, was ich gedacht hatte.“¹²

Zweitens und umgekehrt, betont Giussani: „Je mehr einer wirklich Mensch ist, umso fähiger ist er, von wenigen Hinweisen aus zu Gewissheiten über einen anderen Menschen zu gelangen. Dies ist der Genius des Menschlichen, der Genius, der die Wahrheit des Verhaltens und der Lebensart eines Menschen zu lesen fähig ist. Je stärker einer in seinem Menschsein ist, umso größer ist seine Fähigkeit, mit Gewissheit wahrzunehmen. ‚Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser‘, sagt zwar ein Sprichwort, doch handelt es sich dabei um eine ziemlich oberflächliche Weisheit. Denn die Fähigkeit zu vertrauen ist dem starken und sicheren Menschen eigen. Der unsichere Mensch traut nicht einmal seiner Mutter. Je mehr einer wahrhaft Mensch ist, umso vertrauensfähiger wird er, denn er erfasst intuitiv die angemessenen Gründe, warum er einem andern trauen darf.“¹³

b) Ein äußerst menschlicher Weg

Um einen Menschen kennenzulernen, muss man mit ihm zusammenleben, haben wir gesagt. Und Zusammenleben

¹² Die „Lösungen werden [hier] nicht so sehr durch Schlussfolgern als durch Einsicht und im Erfahren der Wahrheit der Dinge selbst [gefunden]“ (Wilhelm von Saint-Thierry, „Über die Natur und Würde der Liebe“, 31, in ders., *Der Spiegel des Glaubens*, Johannes, Einsiedeln 1981, S.160).

¹³ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 37.

verlangt Zeit. Nur wer bereit ist, die nötige Zeit zu investieren, wird zu einer angemessenen, einigermaßen fundierten Gewissheit über den anderen gelangen können. Dieses Zusammenleben über die Zeit hin erfordert natürlich Aufmerksamkeit für die Zeichen, die die Person gibt. Es ist ein äußerst menschlicher Weg, der einen eindeutigen Ausgangspunkt hat. „Trifft man einen Menschen, der für das eigene Leben wichtig ist, gibt es meist ein erstes Vorgefühl, irgendetwas drängt uns zu der Einsicht: Das ist er! Das ist sie.“¹⁴

Am Anfang ist gewissermaßen schon alles da, wie der Begriff „Einsicht“ nahelegt. Das kann einen vielleicht dazu verleiten, dass man denkt, der Weg sei schon zu Ende, man habe die endgültige Erkenntnis bereits erlangt. Das ist aber keineswegs der Fall, wie jeder aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Wenn man Gewissheit über den anderen erlangen will, dann ist diese „Einsicht“ erst der Anfang eines Weges, den man zu Ende gehen muss. Deshalb fährt Giussani fort: „Doch nur wenn wir dieser Person häufiger begegnen, bekommt dieser erste Eindruck nach und nach Gewicht für unser Leben. Erst wenn wir das Leben mit diesem Menschen teilen, kann dieser Eindruck tiefer in uns Wurzeln fassen, bis er schließlich zu einer Gewissheit wird.“¹⁵

Die Fragestellung ist die gleiche, sowohl bei der Begegnung mit einer wichtigen Person im weitesten Sinne als auch bei der Begegnung mit Christus und der christlichen Gemeinschaft. Für Johannes und Andreas, für Petrus und die anderen war dieser fortschreitende Weg der Erkenntnis notwendig, der aus sich wiederholenden

¹⁴ L. Giussani, *Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, a.a.O., S. 64.

¹⁵ Ebd.

Dingen bestand, aus Zeichen, die sich häuften – genau wie für uns. „Für dieses stufenweise ‚Erkennen‘ werden wir im Evangelium noch manchen Beleg finden. Es wird ihm noch viel ‚nachgeholfen‘ werden müssen, so dass uns die Wendung ‚Und seine Jünger glaubten an ihn‘ bis zum Schluss immer wieder begegnen wird.“ Wir können das nicht umgehen, und es wäre auch nicht hilfreich, es zu tun. „Diese Einsicht wird langsam zu einer Überzeugung werden, was nicht bedeutet, dass sie nicht auch vorher schon ‚an ihn geglaubt‘ hätten. Im Zusammensein mit Jesus bestätigt sich immer mehr, dass er dieses ganz Außergewöhnliche und so ganz Andersartige ist“.¹⁶

Der Abstand, der zwischen der ersten Begegnung, dem ersten Eindruck, der schon diese Einsicht enthielt, und der Gewissheit liegt, impliziert, dass auf dem „Weg zur Überzeugung aufeinanderfolgende, wiederholte Akte des Erkennens“ erfolgen, „denen man zu ihrem Vollzug Zeit und Raum gewähren muss“. Das ist ein Gesetz, das keine Ausnahmen kennt. „Wir stoßen hier durch das Zeugnis der Evangelien wieder auf den bereits erwähnten methodischen Grundsatz, dass die Erkenntnis eines Gegenstandes Raum und Zeit braucht. Dies gilt erst recht für eine so einzigartige Person, wie sie Jesus war. Selbst jene, die dieser einmaligen Gestalt als Erste begegnet waren, mussten diesen Weg gehen.“¹⁷ Auch für uns ist ein solcher Weg unumgänglich. Jeder von uns kann entscheiden, ob er ihn geht oder ob er aufgibt. Alles hängt davon ab, ob wir bereit sind, der Entsprechung, dem ersten Anstoß, den wir bei der Begegnung verspürt haben, nachzugehen und seine Bedeutung zu prüfen, ohne etwas erzwingen zu

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd., S. 65.

wollen, ob wir uns also die Zeit geben, die nötig ist, um zu einer Gewissheit zu gelangen.

c) Eine unvergleichliche Gegenwart

Das Gleiche gilt für eine emotionale Beziehung. Wie viel Zusammenleben braucht ein Kind, um zu der Gewissheit zu gelangen, dass seine Mutter es liebt und dass es ihr vertrauen kann? Normalerweise denken wir nicht an diesen Prozess, weil er unmerklich abläuft. Das geschieht genauso im Leben mit Christus, mit der menschlichen Wirklichkeit seiner Gegenwart heute: Wir erleben jeden Tag nicht nur Gesten, Zeichen, die denen einer Mutter ähnlich sind, sondern auch Zeichen, die ganz anders sind als die, die eine Mutter normalerweise sendet.

Im Markusevangelium lesen wir: „Als er nach einigen Tagen wieder nach Kafarnaum hineinging, [...] da brachte man einen Gelähmten zu ihm [...]. Weil sie ihn aber wegen der vielen Leute nicht bis zu Jesus bringen konnten, deckten sie dort, wo Jesus war, das Dach ab, schlugen die Decke durch und ließen den Gelähmten auf seiner Liege durch die Öffnung hinab. Als Jesus ihren Glauben sah, sagte er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! Einige Schriftgelehrte aber, die dort saßen, dachten in ihrem Herzen: Wie kann dieser Mensch so reden? Er lästert Gott. Wer kann Sünden vergeben außer dem einen Gott? Jesus erkannte sogleich in seinem Geist, dass sie so bei sich dachten, und sagte zu ihnen: Was für Gedanken habt ihr in euren Herzen? Was ist leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben! oder zu sagen: Steh auf, nimm deine Liege und geh umher? Damit ihr aber erkennt, dass der Men-

schensohn die Vollmacht hat, auf der Erde Sünden zu vergeben – sagte er zu dem Gelähmten: Ich sage dir: Steh auf, nimm deine Liege und geh nach Hause! Er stand sofort auf, nahm seine Liege und ging vor aller Augen weg. Da gerieten alle in Staunen; sie priesen Gott und sagten: So etwas haben wir noch nie gesehen.“¹⁸

Die Heilung des Gelähmten macht die Anwesenden sprachlos: „Da gerieten alle in Staunen“. Aber dieses Staunen wird durch den „Anspruch“ Jesu, Sünden zu vergeben, noch übertroffen: „Damit ihr aber erkennt, dass der Menschensohn die Vollmacht hat, auf der Erde Sünden zu vergeben – sagte er zu dem Gelähmten: Ich sage dir: Steh auf, nimm deine Liege und geh nach Hause!“ Jesus lässt sie durch das eine das andere erkennen. Und bei denen, die Zeuge des Wunders werden, tut sich eine Bresche auf: „Da gerieten alle in Staunen; sie priesen Gott“. Was sie sahen, ist ein Zeichen, das auf Gott verweist, der durch das Außergewöhnliche der Gegenwart, die sie vor sich haben, wirkt und sie ausrufen lässt: „So etwas haben wir noch nie gesehen!“ Versetzen wir uns also in die Lage von Petrus, Andreas, Johannes und den anderen, die jeden Tag mit Jesus zusammen waren und sahen, wie er den Gelähmten heilte, dem Blindgeborenen das Augenlicht wiedergab, dem Sturm gebot, als sie im Boot saßen. Und nicht nur das. Er hatte einen Blick auf sie und auf andere Menschen, auf die ganze Wirklichkeit, der ganz anders war als der aller anderen: unvergleichlich viel menschlicher. Sie sahen sich mit Zeichen konfrontiert, die so konkret und unmittelbar waren wie die einer Mutter, aber trotzdem unvergleichlich: Es waren Zeichen für etwas Außergewöhnliches, das ihrem Herzen so sehr entsprach wie nichts anderes. Auch

¹⁸ Mk 2,1-12.

sie sagten, wie die anderen, ja, noch mehr als die anderen: „So etwas haben wir noch nie gesehen.“

Es gibt einen Moment auf dem Weg der Jünger, an dem die Gewissheit, die sie über die Person Jesu erlangt hatten und das Bewusstsein für seine Einzigartigkeit deutlich wird. Schauen wir uns noch einmal an, wie Giussani uns diesen Moment miterleben lässt.

„Erinnert ihr euch an den Tag, als Jesus eine große Menschenmenge folgte, die [...] sogar das Essen vergaß bei dem Wunsch, ihn sprechen zu hören.“ Die Leute waren ihm schon fast drei Tage lang gefolgt. „Als Jesus oben auf dem Hügel stand, sah er diese Menge, die rings um ihn auf dem Hügel wartete ... ‚und er wurde von Mitleid mit ihnen ergriffen‘. [...] Und so sagte er zu seinen Aposteln: ‚Last sie alle sich hinsetzen.‘ Sie haben sich hingesetzt ..., und er hat den Hunger aller gestillt.“ Diese Handlung weckte bei denen, die ihm gefolgt waren, um ihn reden zu hören, eine unwiderstehliche Faszination. „Die Begeisterung [war] unendlich groß. Alle begannen, Christus so zuzujubeln wie dem König, der kommen sollte“. Der nächste Tag war ein Sabbat, an dem ging er üblicherweise in die Synagoge. „An jenem Tag war die Stelle aus der Bibel an der Reihe, in der die Juden in der Wüste durch das Manna, das Gott geschickt hatte, gesättigt worden waren. Und Jesus sagte: ‚Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben. Ich bringe euch ein Manna, ich bringe euch ein Brot, und wer von diesem Brot isst, wird nicht mehr sterben.‘ [...] Ich werde euch mein Fleisch zu essen und mein Blut zu trinken geben. Und wer von diesem Brot isst und von diesem Blut trinkt, wird in Ewigkeit leben.“ Als sie diese Worte hörten, reagierten alle Anwesenden sehr heftig, allen voran die Schriftgelehrten und Pharisäer: „Habt ihr gehört?

Er ist verrückt, er ist verrückt!‘ [...] Die Menschen folgten nach und nach den Pharisäern und Schriftgelehrten, und sie gingen aus der Synagoge hinaus“. Aber eine kleine Gruppe blieb: die Gruppe der Zwölf. Sie waren schweigend zurückgeblieben. Jesus blickt sie an: „Wollt auch ihr weggehen?‘ Er schwächt nichts von dem Gesagtem ab, was für alle unfassbar war, sondern er bleibt beharrlich: ‚Wollt auch ihr weggehen?‘ Und da ergreift wie immer Simon das Wort für alle – in seiner ungestümen Art – und sagt: ‚Meister, auch wir verstehen nicht, was du sagst, aber wenn wir von dir weggehen, wohin sollen wir gehen? Du allein hast Worte – die wörtliche Übersetzung müsste so lauten – die dem Herzen entsprechen, die dem Leben einen Sinn geben.‘ Aber was bedeutet ‚Worte, die dem Herzen entsprechen?‘ Worte, die vernünftig sind. Die Vernunft ist das Entdecken der Entsprechung [...]. ‚Das hier verstehe ich nicht. Aber wenn ich von ihm weggehe, spricht niemand mehr zu mir, so wie es meinem Herzen entspricht“¹⁹.

Ihre unmittelbare Reaktion war also, in den Worten Petri: „Wir müssen dir folgen, weil du die einzige Person bist, der einzige außergewöhnliche Fall, in dem ein Mensch auf eine Weise spricht, die immer dem Herzen entspricht. Und wenn du jetzt etwas anderes sagst, dann heißt es, dass wir es im Moment noch nicht verstehen. Du wirst es uns erklären, wir werden es morgen verstehen, aber wir können dich nicht verlassen, nur weil wir diese Worte nicht verstehen.‘ [...] Und in der Tat: Wer weggegangen ist, hat sich selbst widersprochen; indem er weggegangen ist, hat er sich widersprochen.“ Welche Haltung ist also die vernünftigste? „Das Richtige war das, was Pet-

¹⁹ L. Giussani, *Kann man so leben?*, a.a.O., S. 100-104.

rus und seine anderen Freunde getan haben – sie sind ihm dennoch gefolgt: „Auch wenn wir nicht verstehen, spricht trotzdem keiner so sehr wie du das menschliche Herz an. Und wenn wir also von dir weggehen, zu wem sollen wir gehen? Es gibt keinen Sinn mehr fürs Leben.“ „Dies“, sagt Don Giussani, „ist der Ursprung einer affektiven Haltung. Die anderen sind weggegangen und haben ihn abgelehnt, dem zum Trotz, was sie gesehen und gehört hatten. Und diese kleine Gruppe ist an ihm hängengeblieben und ist ihm gefolgt. Dies ist der Anfang des Begriffs Gehorsam, der aus der Vernunft hervorgeht, oder besser, der als vernünftige Haltung entsteht. [...] Aber es war richtig, ihm zu folgen, denn sonst hätten sie all die vorangegangenen Monate leugnen müssen, die sie mit ihm verbracht hatten und in denen ihnen klar geworden war, dass dieser Mensch anders war als die anderen.“²⁰

Wir erkennen deutlich, welchen Weg die Jünger zurückgelegt haben und dass sie durch ihn immer tiefer mit Jesus verbunden wurden. Sie waren Tag für Tag mehr „ergriffen“. Jesus war das affektive Zentrum ihres Lebens geworden. „Das Leben des Menschen besteht in der Zuneigung, die ihn am meisten trägt und in der er seine größte Befriedigung findet.“²¹ Auch wir sind dazu gerufen, genau diesen Weg zu gehen. Ich habe mich im Laufe der Jahre immer wieder an einen Satz erinnert, den Giussani mir bei einer bestimmten Gelegenheit gesagt hatte: „Schau, Julián, am Ende besteht der Unterschied darin, ob jemand eine beständige Arbeit gemacht hat, oder nicht.“

²⁰ Ebd., S. 104-106.

²¹ Vgl. Thomas v. Aquin, *Summa Theologiae*, IIa, IIae, q. 179, art. 1. *Respondeo*: „Unde etiam in hominibus vita uniuscuiusque hominis videtur esse id in quo maxime delectatur et cui maxime intendit.“

d) Der Glaube ist das Anerkennen einer Gegenwart

Je mehr Zeichen es für die Außergewöhnlichkeit Jesu gab, desto mehr spürten die Jünger, wie eine paradoxe Frage in ihnen aufbrach (sie wussten ja alles, was man über ihn wissen konnte), eine Frage, auf die sie keine Antwort hatten und die doch nach Antwort verlangte: „Was für einer ist dieser?“²² Sie entstand durch das ständige Erstaunen über seine Außergewöhnlichkeit. In ihrem Zusammenleben mit Jesus tauchte mehr und mehr ein Faktor auf, den sie nicht erklären konnten, egal wie viele Versuche sie unternahmen, den sie aber auch nicht übersehen konnten.

Als sie einmal in der Nähe von Cäsarea Philippi waren, fragte Jesus sie: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ Sie antworteten: „Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elija, wieder andere für Jeremia oder sonst einen Propheten“. Dann stellte Jesus ihnen diese Frage: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Diesmal war es Petrus, der entschlossen das Wort ergriff: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“²³ Als Petrus diese Worte sagte, bemerkt Giussani, wiederholte „er wahrscheinlich etwas [...], was er von Jesus selbst gehört hatte, ohne die Bedeutung ganz zu verstehen“²⁴. Fragen wir uns: Warum tut er das, warum wiederholt er die Worte, die dieser Mann über sich selbst gesagt hat? Er wiederholt sie, er macht sie sich zu eigen, weil ihm klar war, nach den drei Jahren, die er mit Jesus verbracht hatte, nach den vielen Zeichen, die er gesehen hatte, dass er, wenn er diesem Mann nicht vertrauen konnte, auch sich selbst nicht

²² Vgl. Mt 8,27.

²³ Mt 16,15-16.

²⁴ L. Giussani, *Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, a.a.O., S. 92.

mehr vertrauen konnte. Aufgrund der Gewissheit, die er über Jesus erlangt hatte, hielt er das für wahr, was dieser über sich selbst sagte. „Zu glauben heißt, das für wahr zu halten, was eine geschichtliche Gegenwart über sich selbst aussagt“²⁵, an dieser Gegenwart festzuhalten und das, was sie sagt, als Wahrheit anzuerkennen. „Der Glaube ist ein Akt der Vernunft, die, durch die Außergewöhnlichkeit einer Gegenwart angestoßen, mich zu der Aussage bringt: Der, der hier spricht, ist glaubwürdig. Er lügt nicht. Ich nehme das an, was er sagt.“²⁶

2000 Jahre später befinden wir uns in genau der gleichen Situation. So wie Petrus und die anderen es mit dem Menschen Jesus von Nazareth zu tun hatten (er war ja keine Vision, er war ein Mensch), so haben wir es heute mit der menschlichen Wirklichkeit zu tun, in der Christus gegenwärtig wird, mit der Gemeinschaft, die sein Leib in der Geschichte ist, der Kirche, und mit dem jeweiligen Gesicht, durch das sie uns berührt hat. Aufgrund der Erfahrung, die wir mit dieser Gemeinschaft machen, aufgrund der menschlichen Veränderung, die uns die Personen, die ihr mit Einfachheit angehören, bezeugen, aufgrund der Freude und Dankbarkeit, die wir dort aufblühen sehen, können auch wir, trotz aller Begrenztheit, Zerbrechlichkeit und Armseligkeit des Einzelnen, sagen: „Es gibt in unserer Erfahrung etwas, das von außerhalb ihrer selbst kommt: Es ist unvorhersehbar, geheimnisvoll, liegt aber doch im Horizont unserer Erfahrung. [...] Es [gibt] darin einen anderen Faktor [...], einen Faktor, der über diese Weggemein-

²⁵ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung in der Geschichte*, a.a.O., S. 37.

²⁶ Ebd.

schaft entscheidet, über bestimmte Ergebnisse in dieser Weggemeinschaft, über einen gewissen Widerhall in dieser Weggemeinschaft, der so überraschend ist, dass ich der Erfahrung nicht gerecht würde, wenn ich darin nicht etwas anderes bejahen würde. Denn die Vernunft besteht darin, die erfahrbare Wirklichkeit entsprechend aller Faktoren, die sie ausmachen, aller Faktoren, zu bejahen. Denn es kann einen Faktor geben, der ein Teil von ihr ist, dessen Echo ich höre, dessen Früchte ich empfinde, dessen Konsequenz ich sehe, den ich aber nicht unmittelbar sehen kann. Wenn ich sage: ‚Also gibt es ihn nicht‘, dann irre ich, denn damit schalte ich etwas aus der Erfahrung aus, und dies ist nicht mehr vernünftig.“²⁷

Und mit welchem Instrument können wir diesen Faktor nun erkennen? Mit jenem Wirklichkeitsverständnis, das wir Glaube nennen. „Der Glaube [ist] eine Form der Erkenntnis [...], die über die Vernunft hinausgeht“, „weil er etwas begreifen kann, was die Vernunft nicht begreifen kann“. Der Glaube, sagt Giussani, „ist ein Akt der Erkenntnis, der die Gegenwart von etwas erfasst, das die Vernunft nicht zu begreifen weiß, was aber dennoch wahrgenommen wird. Ansonsten würde man etwas ausklammern, etwas beseitigen, das in der Erfahrung wahrnehmbar ist, auf das die Erfahrung *hinweist*“. Dass Christus hier ist, jetzt, unter uns, kann „die Vernunft [...] nicht so wahrnehmen, wie sie wahrnehmen kann, dass du hier bist, ist das klar? Dennoch kann ich nicht anders als festzustellen, dass er jetzt hier ist.“²⁸

²⁷ L. Giussani, *Kann man so leben?*, a.a.O., S. 205 f.

²⁸ Ebd.

Das Problem des Glaubens stellt sich heute, wie vor 2000 Jahren, indem dieselbe Frage auftaucht: „Was für einer ist dieser?“ Es ist die Frage, „die im Herzen eines Menschen aufsteigt (auch wenn er sie nicht in Worte fasst), wenn er eine bestimmte Person oder eine bestimmte Gemeinschaft oder eine bestimmte Lebensweise sieht: ‚Wie können die so sein?‘“²⁹ Es ist die implizite, unausgesprochene Frage jenes Barista angesichts der Studenten, die in seine Bar kamen. Aber es ist vor allem die Frage, die bei uns aufgekommen ist angesichts der menschlichen Wirklichkeit, der wir begegnet sind. Jeder von uns sucht seine eigenen Antworten. Aber wenn diese nicht in der Lage sind, die menschliche Neuheit zu erklären, die wir doch sehen, an der wir teilhaben, dann ist es vernünftig, entspricht es dem ganzen Weg, den wir zurückgelegt haben, uns für die Antwort zu öffnen, die wir uns nicht selber geben können, die uns aber von der lebendigen Tradition der Kirche, von der Gemeinschaft, der wir begegnet sind, angeboten wird: „Wir sind so, weil Christus unter uns gegenwärtig ist.“ Die Kirche stellt sich als Fortdauer Christi in Zeit und Raum, als Ort und Zeichen seiner Gegenwart dar.³⁰ Und wir können aufgrund der Außergewöhnlichkeit und der unglaublichen Übereinstimmung, die wir erlebt haben, dank der durch die Kraft seiner Gnade erlangten Gewissheit, Christus in dieser menschlichen Wirklichkeit als gegenwärtig erkennen. Und so können wir uns die Worte zu eigen machen, die Petrus zuerst ausgesprochen hat.

²⁹ L. Giussani, *Si può (veramente?) vivere così?* a.a.O., S. 130 f.

³⁰ Vgl. L. Giussani, *Warum die Kirche?*, a.a.O., S. 278.

e) *Woher kommt dann der Schatten, der über der Wahrheit liegt?*

Wenn man diesen Weg zurückgelegt hat, wie so viele unter uns, warum bleibt dann immer noch die Ungewissheit?

Oft führen wir unsere Unsicherheit auf einen Mangel an Zeichen zurück, oder darauf, dass die Evidenz zu schwach sei, oder sogar darauf, dass wir uns der Evidenz, die wir gesehen haben, gegenüber nicht kohärent verhalten. Aber, so bemerkt Giussani, „der Schatten auf der Wahrheit liegt nicht am Mangel an Beweisen oder an Vernunft, sondern an der mangelnden Zuneigung, und zwar immer, ausnahmslos immer. Denn die Wahrheit trägt ihre Evidenz in sich selbst, sie bringt ihre Evidenz mit; sie ist ihr gewissermaßen ins Gesicht geschrieben.“ Die Wahrheit entdeckt man, „so wie man auf der Straße überrascht wird, wenn eine schöne Frau vorbeigeht. Man sagt: ‚Wie schön sie ist!‘ Das ist genauso unmittelbar. Es gibt keine dialektischen Ausflüchte, es ist so! Die Wahrheit trägt ihre Evidenz in sich selbst, sie steht ihr im Gesicht.“ Die Ungewissheit, die sich bei uns einschleicht, „ist also grundlos“, sie hat den Inhalt der Botschaft nicht direkt zum Gegenstand, sie hat immer andere Gründe. „Es liegt an den Hindernissen, dem Unwillen, der Müdigkeit, den Anstrengungen, die wir überwinden müssen, angesichts der sicheren Wahrheit, die in unseren Horizont eingetreten ist.“ Die Ungewissheit schleicht sich ein als „Lüge“, und „die Lüge ist eine moralische Haltung“. Sie ist eine Haltung, die wir einnehmen, und „kein Akt der Erkenntnis“.³¹

³¹ L. Giussani, *Uomini senza patria* (1982-1983), a.a.O., S. 255 f.

Es gibt keine Gewissheit im Bereich der Erkenntnis ohne Sympathie für die Wirklichkeit, ohne Staunen und affektive Offenheit, ohne eine „aktive Aufrichtigkeit“³² dem zu betrachtenden Objekt gegenüber, ohne einen *affectus*, ein Gefühl der Rührung. „Die Erkenntnis impliziert eine Zuneigung, sie impliziert einen Anstoß, den wir als *affectus* bezeichnen. Unsere Seele ist berührt. Die wahre Erkenntnis besteht aus diesen beiden Faktoren.“³³

Eine wertvolle Dokumentation dessen sind jene „Momente von Personen“, in denen diese so sehr von einem Ereignis ergriffen sind, dass sie nicht anders können, als gerührt zu sein von dem, was vor ihren Augen geschieht.

„Lieber Julián, als du am Montag bei dem Treffen mit den Studenten einen der Beitragenden gefragt hast: ‚Wenn Jesus jetzt käme und dich fragen würde: ‚Liebst du mich?‘, was würdest du ihm antworten?‘, da war ich zu Tränen gerührt und hätte am liebsten, mehr noch mit meinem ganzen Sein als mit Worten, ausgerufen: ‚Ja! Ich antworte ihm mit Ja. Ich war so bewegt, dass alles andere in den Hintergrund trat und ich nur noch von dem Wunsch erfüllt war, mich diesem Ja zu überlassen. So habe ich nicht immer reagiert. Aber in dem Monat, in dem ich mich entschieden hatte, den Weg der Verifizierung meiner Berufung zur Jungfräulichkeit zu beginnen, geschah es fast ständig. Das war vor einem Jahr. Ich verstand vieles nicht, war voller Fragen, zweifelte mehrmals an dem, was ich doch erkannt zu haben glaubte. Doch angesichts der

³² L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 53.

³³ L. Giussani, *Si può (veramente?!) vivere così?* a.a.O., S. 61. Evdokimov erklärt: „Für den modernen Menschen liegt die Schwierigkeit in der Trennung zwischen Verstand und Herz, zwischen Erkenntnis und Werturteilen“ (P. Evdokimov, *Le età della vita spirituale*, Il Mulino, Bologna 1968, S. 219; eigene Übersetzung aus dem Italienischen).

großartigen Dinge, die ich erlebte, brach immer wieder der Wunsch hervor, ja sagen zu können. Das bricht aus mir heraus, noch bevor ich es erklären kann. Bevor ich die Fakten, die Erinnerungen, die Gedanken ordnen kann, hat mein Ich schon geantwortet: „Ja“. Es wird immer interessanter, wenn ich von hier aus auf all die Fakten in meinem Lebens zurückblicke, aus denen diese Reaktion, diese Zuneigung entstanden ist. So wird meine Geschichte, mein Weg immer klarer, und das Staunen und die Dankbarkeit wachsen. Aber allein schon, dass es diesen Anstoß gibt, ist für mich ein Indiz für die Wahrheit dessen, was sich ereignet und mich anzieht.“

Wer Glaubensgewissheit erlangt hat, kann die Frage nach der Hoffnung angehen. Woher kommt die Hoffnung?

2. Die Glaubensgewissheit ist der Same, aus dem die Gewissheit der Hoffnung erwächst

Péguy schreibt: „Um zu hoffen, mein Kind, muss man sehr glücklich sein, muss eine große Gnade erhalten, eine große Gnade empfangen haben.“³⁴ In den Zeugnissen, die wir gelesen haben, scheint genau das auf: Es wird einem eine Gnade zuteil, die einen innehalten lässt und die Hoffnung weckt.

Was ist die größte Gnade, die uns zuteil wurde? Die Begegnung mit Christus, der „alles neu gemacht hat, indem er sich selbst gebracht hat“, jeden Umstand, jede Beziehung, jede Situation. Wir sind einer Gegenwart begegnet,

³⁴ Ch. Péguy, *Das Tor zum Geheimnis der Hoffnung*, Johannes, Einsiedeln / Freiburg i. Brsg. ³1993, S. 13.

die uns zum Staunen gebracht hat. Wir wurden mit einer Zärtlichkeit angeschaut, wie wir sie bis dahin nicht kannten. Wir wurden umarmt und uns wurde verziehen, wie wir es uns nie hätten vorstellen können.

Wenn man gesehen hat, welche Neuheit Christus ins Leben gebracht hat, und vielleicht sogar seine Gegenwart mit Gewissheit erkannt hat, dann wird man sich auch in der Erfahrung des heiligen Paulus wiederfinden, der fragt: „Was sollen wir nun dazu sagen? Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns? Er hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer kann die Auserwählten Gottes anklagen? Gott ist es, der gerecht macht. Wer kann sie verurteilen? Christus Jesus, der gestorben ist, mehr noch: Der auferweckt worden ist, er sitzt zur Rechten Gottes und tritt für uns ein. Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? Wie geschrieben steht: *Um deinetwillen sind wir den ganzen Tag dem Tod ausgesetzt; wir werden behandelt wie Schafe, die man zum Schlachten bestimmt hat.* Doch in alldem tragen wir einen glänzenden Sieg davon durch den, der uns geliebt hat.“³⁵

Wer Christi Nähe erfahren hat, wer erkannt hat, dass er sein Leben für uns hingegeben hat, der betrachtet alles mit dieser Gegenwart vor Augen: „Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können

³⁵ Röm 8,31-37.

uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“³⁶

Woher kommt also die Hoffnung? Die Hoffnung entsteht aus der Erkenntnis, dass Christus in einer andersartigen Menschlichkeit gegenwärtig ist. Sie ist wie eine Blüte des Glaubens. Es ist ganz einfach. Denken wir an die Gewissheit eines Kindes in Bezug auf seine Mutter, von der es erkannt hat, dass sie gut ist. Das Kind kann sich die Zukunft nicht vorstellen, ja, nicht einmal den nächsten Tag, wenn es sich nicht auf die Gewissheit stützen kann, dass seine Mutter da ist, dass sie immer für es da sein wird, egal, was geschieht. Was für das Kind gilt, gilt auch für jeden von uns.

„Oft ruht meine Hoffnung darauf, dass uns nichts Schlimmes passieren wird. Ich sage: ‚Hoffen wir’s‘, und bringe damit das allgemeine und etwas abergläubische Vertrauen derer zum Ausdruck, die ‚hoffen‘, dass es gut geht. Aber diese Haltung hat keinen Bestand, denn in Wirklichkeit sind wir nie vor irgendetwas sicher. Einmal sprach ich mit meiner 17-jährigen Tochter darüber, ob wir meine Eltern, die weit entfernt von uns leben, wiedersehen würden, und sagte: ‚Hoffen wir’s!‘ Sie spürte meine Zweifel und erwiderte: ‚Mama, wenn du das so sagst, bedeutet das, dass du nicht daran glaubst.‘ Und sie hatte recht: Hoffnung hat mit einer Gewissheit zu tun. Welcher Gewissheit? Welche Gewissheit brauche ich, um hoffen zu können? Die Gewissheit, dass, was auch immer mit mir und meinen Lieben geschieht, das Dunkle, das Leid, die Verzweiflung nicht siegen werden. Ich brauche diese Gewissheit, jetzt. Meine Kinder sind ein lebendiges Beispiel dafür. Sie leben immer in der Gegenwart und schauen

³⁶ Röm 8,38-39.

mit Zuversicht in die Zukunft. Sie haben vor kaum etwas Angst, außer vor der Dunkelheit. Aber sie sind ruhig, wenn wir da sind. Eben. Und ich?“

Auch wir können positiv in die Zukunft schauen, komme, was wolle, aber nur, weil wir erkannt haben, dass Christus, diese Gegenwart, die durch eine Begegnung in unser Leben getreten ist, uns nie verlässt. Das durften wir auch in der Pandemie erfahren.

Die Hoffnung entsteht fast unbemerkt als eine Blüte des Glaubens, das heißt, sie entspringt der Gewissheit, dass Christus da ist, und sie trotzt jedem Zweifel, der bei uns aufkommt. „Die große Gnade, aus der die Hoffnung hervorgeht, ist die Gewissheit des Glaubens. Die Gewissheit des Glaubens ist der Same der Gewissheit der Hoffnung.“ Sie wächst also mit der Zeit wie ein Same. „Der kleine Same, der in das Heute gelegt wird, beginnt erst im September des kommenden Jahres aus dem Boden zu sprießen, und erst nach vier oder fünf Jahren sieht man, wie sich ein Pflänzchen mit seinen ganz eigenen und anmutigen Kennzeichen entwickelt.“³⁷

„Um zu hoffen, muss man eine große Gnade empfangen haben“, die Gnade der Gewissheit über die Gegenwart. Wie wichtig das ist, sehen wir in der gegenwärtigen Situation noch deutlicher. „Niemand hat Gewissheit über die Gegenwart. Alle besitzen nur eine Gewissheit über die Gegenwart, wenn sie nicht daran denken. Denken sie aber daran ... dann haben sie keinerlei Gewissheit.“ So viele mögen sich durch Geld, durch eine Karriere, durch eine robuste Gesundheit getröstet fühlen. Doch wenn man sie ernsthaft darüber befragt, dann erkennen sie, wie selten eine „wahre Gewissheit über die letzte Bedeutung des Le-

³⁷ L. Giussani, *Kann man so leben?*, a.a.O., S. 137 f.

bens“ ist. Aber nur die „Gewissheit über eine Gegenwart und damit über einen Sinn in der Gegenwart schafft allmählich Raum für eine Gewissheit über die Zukunft.“³⁸

„Seit Beginn dieser Pandemie habe ich Angst aufgrund einer gesundheitlichen Kondition, derentwegen ich zu einer Risikogruppe gehöre. Den Sommer über hatte man gemeint, alles ein wenig besser unter Kontrolle zu haben. Dann kamen auch die Meldungen über Impfstoffe, und ich dachte: ‚Alles ist okay! Ich brauche keine Angst mehr zu haben.‘ Ich setzte meine Hoffnungen auf den Impfstoff. Kurz darauf war aber alles ganz anders. Ich wurde schwanger und verzichtete auf die Impfung (wegen der Risiken, die ich nach Meinung des Arztes eingehen würde, an den ich mich aufgrund der Anweisungen der italienischen Gesundheitsbehörden gewandt hatte). Mein Mann hat zum Glück einen neuen Job gefunden, aber der erlaubt es ihm nicht, zu Hause zu bleiben wie im letzten Jahr. Darüberhinaus hatte unsere Stadt in dieser neuen Corona-Welle eine Rekordzahl an Infektionen. ‚Wo bleibt jetzt meine Hoffnung?‘, fragte ich mich. Im Alltag stelle ich mir oft diese Frage, und sie ist immer ein neuer Ansporn, um dies zu überprüfen bei dem, was um mich herum geschieht. Diese Frage lässt mich wieder neu anfangen. Wenn zum Beispiel mein Mann und ich, die wir beide ängstliche Charaktere sind, uns von Angst ergreifen lassen, reicht es manchmal aus, dass wir uns fragen: ‚Gibt es Hoffnung?‘ Das hilft uns, wieder auf etwas, oder besser gesagt, auf jemand anderen zu schauen, der sich in unserem Leben ereignet und uns ergriffen hat. Dann bitten wir ihn, der unsere Hoffnung ist! Das ist für uns zu einer täglichen Arbeit der Verifizierung geworden. Eine Episo-

³⁸ Ebd., S. 138.

de hat mich die Frage der Hoffnung besser verstehen lassen. Vor kurzem wurde unser ältester Sohn, der seit seiner Geburt behindert ist, acht Jahre alt. An diesem Abend baten wir unsere Kinder, bevor wir den Geburtstagskuchen aßen, ein anderes Gebet als sonst zu sprechen: Jeder sollte etwas sagen, wofür er dankbar ist. Unser achtjähriger Sohn, das Geburtstagskind, sagte: ‚Ich danke Gott dafür, dass ich bin, denn ich wollte geboren werden, ich wollte da sein!‘ Als wir diese Worte hörten, sahen mein Mann und ich uns blitzschnell an. Unsere Gedanken gingen zurück zu der Schwangerschaft mit diesem Kind, zu dem Moment, als wir erfahren haben, dass es eine seltene Fehlbildung hat. Ich dachte zurück an den Druck, den die Ärzte gemacht hatten, ich sollte die Schwangerschaft abbrechen, und auch an Bekannte, die uns sagten, ein solches Kind auf die Welt zu bringen, hieße, es zum Unglücklichsein zu verdammen. Acht Jahre später sagte genau dieses Kind uns diese Worte, die sich so kraftvoll in mein Mutterherz bohrten. Ich war so erschüttert und bewegt davon, dass auch ich Gott für das Ja dankte, das mein Mann und ich aus Gnade zu seinem Leben gesagt hatten. Und mir wurde auch klar, dass es Hoffnung gibt! Es gibt immer Hoffnung, auch in den kompliziertesten Situationen. Denn das Leben, die Wirklichkeit ist positiv, sie ist etwa Gutes! So können auch das Coronavirus, die sehr schwierigen Situationen, die Erschöpfung und die Einschränkungen mir nicht die Hoffnung nehmen, dass es in der Wirklichkeit eine letzte Positivität gibt, weil ein Anderer sie schafft. Ein Anderer, der sich hinter der äußeren Erscheinung der Dinge verbirgt und der mich nie verlässt, ist mir entgegengekommen und umfängt mich jeden Tag mit seiner zärtlichen Liebe, durch das Gute, dass mein Mann für mich darstellt, meine Kinder, durch

die Dinge, die sich ereignen, und durch unsere Gemeinschaft, die mir hilft, indem sie mir sagt: „Schau, hinter den Wolken scheint die Sonne.“

Dies ist der tiefste Grund für die Arbeitshypothese, die wir uns gegeben haben, um der Pandemie zu begegnen: „Stets intensiv das Wirkliche leben.“ Wer das befolgt hat, wird feststellen, dass er es aufgrund der Hoffnung getan hat, die er in sich vorfindet, in den konkreten Umständen, in denen er sich befindet, wie uns die Frau sagte, die diesen Brief geschrieben hat. Gerade aufgrund dessen, was wir alle erlebt haben, können wir uns dann fragen: Sind diese Monate für uns ein Gefängnis gewesen? Oder haben wir die Erfahrung gemacht, dass wir „frei sind selbst hinter Gittern“, wie der Kardinal Van Thuan?³⁹

„Hoffnung [ist] die Gewissheit über die Zukunft [...], welche auf der Gewissheit angesichts einer Gegenwart gründet.“⁴⁰ Dies ist eine andere Art, die Hoffnung zu begreifen, die nicht einseitig auf einer Vorstellung für die Zukunft beruht, sondern auf der Gewissheit über eine Gegenwart. Hier wird die Verbindung zur Zukunft ganz von der Erfahrung einer Gegenwart bestimmt. Man kann nur positiv in die Zukunft blicken aufgrund einer Gegenwart, durch die man schon jetzt eine solch unverkürzbare Positivität erlebt. Wenn die Verheißung nicht schon jetzt anfänglich verwirklicht ist, ist sie nicht glaubwürdig. Die Gewissheit im Bezug auf unsere Bestimmung gründet auf der Gewissheit einer Gegenwart. Das Problem ist also, wie ich Gewissheit im Bezug auf diese „Gegenwart“ er-

³⁹ Vgl. T. Gutiérrez de Cabiedes, *Van Thuan. Libero tra le sbarre* [„Van Thuan. Frei hinter Gittern“], Città Nuova, Rom 2018.

⁴⁰ L. Giussani, *Kann man so leben?*, a.a.O., S 139.

langen kann. Der ganze Bestand der Hoffnung ruht auf dem Glauben.

Wer diese Gewissheit erlangt hat, kann auch die schockierendsten Erlebnisse anders bewältigen.

„In den Tagen vor Weihnachten wurde bei unserer kleinen Tochter Krebs diagnostiziert. Jeden Morgen wache ich auf mit einer großen Last auf dem Herzen und überantworte mich dem Herrn, noch vor dem ersten Augenblick, in dem ich mir meiner selbst bewusst werde. Jeden Morgen gehe ich wieder auf die Knie. Von dort gehe ich aus, von meiner Beziehung zum Geheimnis. Ich wüsste nicht, wie ich anders leben könnte. Wohin sollte ich gehen, fern von dir, mein Herr? Mein Ausgangspunkt ist, dass ich Tochter bin und damit von einem guten Vater geliebt werde. In dem Augenblick wird mir bewusst, dass ich ganz bedürftig bin, dass alles ein Geschenk ist, und dann stelle ich fest, wie dankbar ich bin. Alles wird größer, mein Bedürfnis und das aller anderen, dass uns Gutes geschieht. Ich schaue auf die Menschen, denen ich im Krankenhaus begegne, und ich wünsche mir, dass sie alle den kennenlernen mögen, der ihre Sehnsucht erfüllt. Für mich ist das der einzige Weg. Nichts lenkt mich von dieser manchmal unbegreiflichen Wunde ab. Aber mich dieser Umarmung des Geheimnisses hinzugeben, scheint mir, nach zwei Monaten, vernünftiger zu sein. Jesus gibt mir meine Tochter, damit ich auf sie schaue. Nach einem Eingriff sagte sie mir, nachdem sie ein paar Nachrichten auf ihrem Handy gelesen hatte: ‚Viele Leute sagen mir: Du wirst sehen, es geht vorbei. Bald wird es dir besser gehen. Du wirst wieder gesund werden. Später, irgendwann ... Aber ich will jetzt leben!‘ In der Gegenwart zu leben, bedeutet für mich, mit meiner ganzen Sehnsucht zu leben, die sich nicht in Vermutungen verliert, sondern zur ein-

dringlichen Frage wird. Ich warte immer auf irgendetwas: auf die Blutwerte, auf den Beginn der Therapie, auf das Ergebnis eines CTs oder einer PET-Untersuchung, und so weiter. Aber das bedeutet für mich nie, in der Luft zu hängen. Denn ich lebe eng an dem, was geschieht. Und ich bettele um Jesus und warte auf ihn. Je aufmerksamer ich für seine Zeichen bin, desto lebbarer wird die Gegenwart für mich, und meine Zuneigung zu ihm wächst. Unterschiedliche Leute kommen kurz vorbei und sagen hallo, um zu sehen, wie man unter solchen Umständen leben kann, ohne zusammenzubrechen. Alle suchen den Herrn. Sie wollen sehen, wo er siegt. Das beeindruckt mich sehr, denn mir ist bewusst, dass ich nichts bin und alles er tut. Und so schaue ich auf diese Leute, die auf ihn schauen. Ich kann es nicht besser erklären, aber daraus speist sich diese wechselseitige Gemeinschaft. Selbst wenn ich zur Arbeit gehe, lenkt mich das nicht davon ab. Die Wirklichkeit ist komplex und hat so viele Facetten. Aber ich fühle mich eins, weil ich immer nach Christus Ausschau halte, egal ob ich zu Hause, im Krankenhaus, im Büro oder beim Einkaufen bin. Wenn ich mich selbst im Handeln beobachte, stelle ich fest, dass ich mehr ich selbst geworden bin. Alles interessiert mich. Was für eine Gnade ist unser Weg, der uns unsere eigene, ganz besondere Geschichte bewusst macht! Es scheint sich zu lohnen, dieses Stück Weg zu gehen, ohne etwas zu verpassen, weil es mit mir zu tun hat, mit meinem Schicksal. Und alles hat Gewicht, hat einen ewigen Wert, auch wenn ich nicht alles verstehe. Aber darauf kommt es nicht an. [Das bedeutet, stets intensiv das Wirkliche zu leben!] Ich ahne (und es erschreckt mich ein wenig, das zu sagen), dass es noch etwas Größeres gibt als die Gesundheit meiner Tochter. Auch wenn ich natürlich nicht aufhöre, eindringlich den

anzurufen, der alles heil machen kann. Wenn Gott mich so anschaut, wird er dann nicht meine Tochter genauso lieben, die ja auch die Seine ist? Seine Gegenwart ist meine Hoffnung.“

Es ist keine religiöse Sentimentalität (die auch unter uns so weit verbreitet ist), was zu der Gewissheit führt, die aus den Worten spricht, die ich gerade vorgelesen habe. Sondern es ist, wie schon gesagt, ein Weg, den wir – ständig getragen von Gottes lebendiger Gegenwart – zu gehen bereit sein müssen. Daraus erwächst eine immense Dankbarkeit gegenüber Don Giussani, dass er uns dies unermüdlich bezeugt und uns immer wieder darauf hingewiesen hat.

„Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, ohne Erbarmen sein gegenüber ihrem leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergisst: Ich vergesse dich nicht.“⁴¹ Das allein ist das Fundament der Hoffnung. Wenn etwas passiert, das dem Drama des Lebens standhalten kann, verändert es auch unseren Blick auf die Zukunft. Es ist also nicht irgendeine Gegenwart, auf die wir unsere Hoffnung setzen. Das wird uns klar, wenn Ereignisse eintreten, die das Leben herausfordern.

Aber welche Form nimmt die Erfüllung der Sehnsucht, die wir haben, der Erwartung, die wir sind, an? Oft identifizieren wir die Erfüllung unserer Erwartung, die keine Grenzen kennt, mit einem bestimmten Bild, das uns, sobald es verwirklicht ist, enttäuscht. Wie Pavese es erlebt hat an dem Tag, als er den bedeutenden Literaturpreis erhielt: „In Rom Apotheose. Nun und?“⁴² Die Form der Erfüllung besteht nicht in irgendeiner unserer Vorstellun-

⁴¹ Vgl. Jes 49,15.

⁴² Vgl. oben, S. 86.

gen. Die Form der Erfüllung, und damit der Hoffnung, ist Christus selbst. Doch nichts ist weniger selbstverständlich als das, wie der folgende Brief bezeugt.

„Ich sehe so viele mutlose Menschen um mich herum, die Angst vor der Pandemie haben und vor der Einsamkeit, die sie mit sich bringt. Aber ich sehe ebenso Menschen, die in ihren je eigenen Umständen eine Freude und Intensität des Lebens ausstrahlen, was sie faszinierend macht, jetzt mehr denn je. Trotzdem scheint mir die Gewissheit über die Zukunft unerreichbar. Dieser Friede tritt nicht ein, noch nicht, jedenfalls nicht so, wie ich ihn mir oft vorstelle, als fertige Antwort auf alles und als ‚heitere Gelassenheit‘. Alles ist immer ein Kampf, voller Zweifel und Dramatik. Vielleicht ist es das, wovon Augustinus spricht: ‚Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir‘. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Unruhe lieben kann. Vielleicht habe ich noch eine unreife Vorstellung davon, was ‚Gewissheit über die Zukunft‘ ist. So, ohne einen ‚Fixpunkt‘, wie ich ihn mir vorstelle, wird die Unruhe von einem mächtigen Werkzeug des Suchens zu einer Bedrohung, sie stört mich. Daher neige ich dazu, sie mit flüchtigen Dingen abzupuffern (ich bringe meinen Job in Ordnung, dann werde ich ruhiger sein; ich wahre den Frieden in meiner Familie, weil es recht ist; ich kaufe eine größere Wohnung, damit wir bei der nächsten Pandemie besser aufgestellt sind, und außerdem kann sie als Treffpunkt für die Freunde dienen ...). Von solchen Dingen erwarte ich dann eine Lösung für die Bedürfnisse meines Herzens. Aber nach einer Weile bin ich genauso unzufrieden wie zuvor, vielleicht sogar noch ein bisschen zynischer. Oder ich übe mich in frommen Gesten, aber auch diese Willensleistung gibt mir keine Gewissheit über die Zukunft. Wenn das Endergebnis von meinem Kön-

nen abhängt, ist es sehr zerbrechlich. Es bleibt immer ein letzter Sprung ins Leere, den ich wagen muss. Und dafür fehlt mir die Gewissheit. Welcher Schritt fehlt da? Was lässt eine gegenwärtige Realität zur Gewissheit über die Zukunft werden? Was kann unser Herz gewinnen?“

Der zehnte Aussätzige hat es verstanden. Als er merkte, dass er vom Aussatz befreit war, gab er sich nicht mit seiner Heilung zufrieden, sondern verspürte den dringenden Wunsch, zu Jesus zurückzukehren.⁴³ Ihm war klar, dass seine Erwartung nicht damit erfüllt war, dass er geheilt war, sondern dass es dieser Mann selbst war, der sie erfüllen konnte. Vielleicht machte die Tatsache, dass er aus Samarien war, es ihm leichter, die Heilung nicht für selbstverständlich zu halten. Niemand schuldetet ihm etwas. Das ließ ihn sowohl die Heilung als vor allem auch die einzigartige Übereinstimmung, die er in Jesu Gegenwart spürte, noch mehr schätzen, so dass er sie nicht verlieren wollte. Die Beziehung zu Jesus war für ihn die Freude, die Erfüllung. „Das aber ist das ewige Leben: dass sie dich, den einzigen wahren Gott, erkennen und den du gesandt hast, Jesus Christus.“⁴⁴ Das ist das ewige Leben, das wahre Leben, das allein unserer Erwartung entspricht.

⁴³ „Und es geschah auf dem Weg nach Jerusalem: Jesus zog durch das Grenzgebiet von Samarien und Galiläa. Als er in ein Dorf hineingehen wollte, kamen ihm zehn Aussätzige entgegen. Sie blieben in der Ferne stehen und riefen: Jesus, Meister, hab Erbarmen mit uns! Als er sie sah, sagte er zu ihnen: Geht, zeigt euch den Priestern! Und es geschah, während sie hingingen, wurden sie rein. Einer von ihnen aber kehrte um, als er sah, dass er geheilt war; und er lobte Gott mit lauter Stimme. Er warf sich vor den Füßen Jesu auf das Angesicht und dankte ihm. Dieser Mann war ein Samariter. Da sagte Jesus: Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind die neun? Ist denn keiner umgekehrt, um Gott zu ehren, außer diesem Fremden? Und er sagte zu ihm: Steh auf und geh! Dein Glaube hat dich gerettet.“ (Lk 17,11-19).

⁴⁴ Joh 17,3.

Die Form der Antwort auf unsere Erwartung ist Christus selbst, „seine süße Gegenwart“ (*eius dulcis praesentia*), wie wir oft singen in dem Hymnus *Jesu dulcis memoria*⁴⁵. Der heilige Augustinus drückt es so aus: „Der Herr, dein Gott, sei deine Hoffnung; hoffe nicht darauf, etwas vom Herrn, deinem Gott, zu erlangen, sondern der Herr selbst sei deine Hoffnung.“⁴⁶ Hugo von Sankt Viktor sagt es etwas anders: Christus „kommt nicht, um die Sehnsucht zu stillen, sondern um Zuneigung zu wecken“⁴⁷, um bei allem, an dem wir uns freuen, die Frage wachzurufen: Und ich fehle dir nicht?

Bei der Verifizierung, die wir in dieser letzten Zeit mit all den Dramen und Prüfungen, die sie mit sich gebracht hat und bringt, durchführen konnten, geht es nicht darum, ob wir einen Diskurs gefestigt haben und ihn wiederholen können, sondern ob die Zuneigung zu Christus in uns gewachsen ist, ob Christus, wie bei Petrus, unsere ganze Person angezogen hat und auch wir sagen können: „Meine ganze Liebe als Mensch gilt dir, Christus!“ Das ist das Einzige, was zählt.

Wenn seine Gegenwart unsere Erfüllung ist, dann ist die Bitte darum die Form der christlichen Hoffnung: *Veni, Sancte Spiritus*. „Komm, Herr Jesus!“⁴⁸ ist der Ausruf, mit dem die Bibel endet. Denn seine Gegenwart ist das einzige, was die Sehnsucht unseres Herzens stillen kann und gleichzeitig noch größer macht. Wir erkennen, dass unsere Zuneigung zu Christus gewachsen ist, wenn

⁴⁵ „*Jesu dulcis memoria*“, Hymnus des 12. Jh.

⁴⁶ Augustinus, *Enarrationes in Psalmos* 39,7. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁴⁷ Vgl. Hugo von Sankt Victor, *De arra anime. L'inizio del dono*, Glossa, Mailand 2000, S. 1.

⁴⁸ Offb 22,20.

er uns bei allem, woran wir uns erfreuen, fehlt, und zwar nicht, weil wir ihm nicht begegnet wären, sondern gerade weil uns, nachdem wir ihm begegnet sind, ein unbändiges Verlangen überkommt, ihn jeden Tag wiederzusehen, jeden Tag nach ihm zu suchen, weil wir nicht mehr ohne ihn leben können!

Bitten wir also darum, dass der Wunsch des heiligen Paulus in unserem Leben in Erfüllung geht: „Der Gott Jesu Christi, unseres Herrn, der Vater der Herrlichkeit, [...] erleuchte die Augen eures Herzens, damit ihr versteht, zu welcher Hoffnung ihr durch ihn berufen seid“.⁴⁹

⁴⁹ Eph 1,17-18.

DIE STÜTZE DER HOFFNUNG

„Die Kirche setzt den Glauben [...] niemals als etwas Selbstverständliches voraus“.¹ Dasselbe kann man von der Hoffnung sagen. (Deshalb sind die beiden Sünden gegen die Hoffnung die Verzweiflung und die Vermessenheit.²)

Glaube und Hoffnung sind nicht ein für allemal verdient, sondern werden ständig durch Ereignisse und Umstände herausgefordert, wie die Erfahrung so vieler unter uns zeigt.

1. Die Mühen des Weges

Ein Freund schreibt mir: „Die Frage, die ich heute in meinem Herzen trage, ist folgende: Viele Male habe ich erfahren, dass es Hoffnung gibt, aber angesichts der Prüfungen, die das Leben mir auferlegt, zittern mir immer die Knie. Ich frage mich, glaube ich, obwohl ich weiß, dass es Hoffnung gibt, am Ende nicht wirklich daran? Habe ich zu we-

¹ Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*, 6.

² „Die Sünden gegen die Hoffnung [...] sind die Verzweiflung und die Vermessenheit. In der *Verzweiflung* Es gibt zwei Arten von *Vermessenheit*: Der Mensch überschätzt seine Fähigkeiten, indem er hofft, er könne das Heil ohne die Hilfe von oben erlangen; oder er hofft vermessen, er könne von der Allmacht und dem Erbarmen Gottes Vergebung erlangen, ohne sich zu bekehren, und selig werden, ohne es zu verdienen“ (*Katechismus der Katholischen Kirche*, 2091-2092).

nig Glauben? Wie kann ich jeden Tag mit der Gewissheit beginnen, dass es Hoffnung gibt? Die Begegnung, die ich gemacht habe, scheint mir nicht ausreichend, auch wenn sie sehr wichtig war und mich zu dem gemacht hat, was ich bin.“ Zum Glück genügt sie dir nicht! Du brauchst es, wie wir alle, dass sie jetzt geschieht. Gerade weil alles, was geschehen ist, so wichtig war, um die Person hervorzubringen, die du heute bist, kannst du jeden Tag als einen entscheidenden Teil des Weges betrachten, den du noch zu gehen hast, damit dein Glaube wächst, damit du die Gegenwart Christi wieder entdecken kannst, die das einzige Fundament unserer Hoffnung ist. Das Abenteuer beginnt also jeden Morgen neu, Gott sei Dank, möchte ich sagen. Denn wenn mir alle Mühen erspart blieben, könnte ich den Sieg Christi nicht wieder erleben, den ich jetzt zum Leben brauche.

Jemand anderer hat beobachtet: „Ich bin dieses Jahr an eine staatliche Schule gekommen und habe einige neue, sehr sachkundige Kollegen kennengelernt, von denen ich sehr viel lerne. Zu meinem Erstaunen stellte ich bei ihnen eine unterschwellige Verzweiflung fest. Einerseits verstehe ich es, denn sie entspringt tiefen Fragen im Bezug auf das, was wir erleben, oder im Zusammenhang mit Erkrankungen von Menschen, die ihnen nahe stehen. Auf der anderen Seite spüre ich, dass es bei ihnen eine echte Verzweiflung ist, das Gefühl, dass sie auf das Nichts zu schlittern, das ich nicht kenne. Es ist nicht so, dass ich mit besonderer Freude durchs Leben ginge, aber ich sehe, dass es in mir einen letzten Damm gibt, der standhält und verhindert, dass die Welle des Nichts mich mitreißt. Es ist etwas, das ich ‚bin‘ und nicht etwas, das ich tue. Ich kann nur annehmen, dass es aus der Begegnung entspringt, die mich erfasst hat, denn das ist der einzige Unterschied zwischen mir und denen. Mir ist eine Hoffnung zuge-

wachsen, ohne dass ich etwas getan hätte, um sie zu verdienen. Aber mir ist bewusst, dass sie nicht automatisch bestehen bleibt. Ich habe sie nicht ein für alle Mal erworben, wenn ich sie nicht immer wiederentdecke. Ich muss diesen Punkt für mich klären. Denn in der Situation, in der wir uns gerade befinden, sehe ich bei mir und einigen Freunden eine Ermüdung, eine Verneblung.“

Die Tatsache, dass sie nicht automatisch bestehen bleibt, ist paradoxerweise genau das, was uns dazu zwingt, den Inhalt unserer Hoffnung neu zu entdecken, um die Verneblung zu überwinden. Das ist eine existenzielle Situation, die Papst Franziskus durch sein Zeugnis am Abend des 27. März 2020 auf dem Petersplatz verdeutlicht hat: „Am Abend dieses Tages‘ (Mk 4,35). So beginnt das eben gehörte Evangelium. Seit Wochen scheint es, als sei es Abend geworden. Tiefe Finsternis hat sich auf unsere Plätze, Straßen und Städte gelegt; sie hat sich unseres Lebens bemächtigt und alles mit einer ohrenbetäubenden Stille und einer trostlosen Leere erfüllt, die alles im Vorbeigehen lähmt: Es liegt in der Luft, man bemerkt es an den Gesten, die Blicke sagen es. Wir sind verängstigt und fühlen uns verloren. Wie die Jünger des Evangeliums wurden wir von einem unerwarteten heftigen Sturm überrascht. Uns wurde klar, dass wir alle im selben Boot sitzen, alle schwach und orientierungslos sind, aber zugleich wichtig und notwendig, denn alle sind wir dazu aufgerufen, gemeinsam zu rudern, alle müssen wir uns gegenseitig beistehen. Auf diesem Boot ... befinden wir uns alle. Wie die Jünger, die wie aus einem Munde angsterfüllt rufen: ‚Wir gehen zugrunde‘ (vgl. V. 38)“.³

³ Franziskus, *Besondere Andacht in der Zeit der Epidemie*, Vorplatz des Petersdoms, 27. März 2020.

Auch wir sind, wie die Jünger, herausgefordert durch Ereignisse, die uns von allen Seiten überrollen. Das menschliche Leben ist ein Weg, es ist ein Kampf, „es erscheint wie eine Fahrt auf dem oft dunklen und stürmischen Meer der Geschichte“⁴. Es ist ein Kampf, nicht nur wegen der Herausforderungen durch die Umstände, sondern aufgrund des Wesens der menschlichen Erfahrung, aufgrund des Dramas, das sie mit sich bringt. Martin Buber hat es sehr gut beschrieben in einer Geschichte, die Joseph Ratzinger in seiner *Einführung in das Christentum* zitiert.

„Einer der Aufklärer, ein sehr gelehrter Mann, der vom Berditschewer Rabbi gehört hatte, suchte ihn auf, um auch mit ihm, wie er's gewohnt war, zu disputieren und seine rückständigen Beweisgründe für die Wahrheit seines Glaubens zuschanden zu machen. Als er die Stube des Zaddiks betrat, sah er ihn mit einem Buch in der Hand in begeistertem Nachdenken auf und abgehen. Des Ankömmlings achtete er nicht. Schließlich blieb er stehen, sah ihn flüchtig an und sagte: ‚Vielleicht ist es aber wahr‘. Der Gelehrte nahm vergebens all sein Selbstgefühl zusammen – ihm schlotterten die Knie, so furchtbar war der Zaddik anzusehen, so furchtbar sein schlichter Spruch zu hören. Rabbi Levi Jizchak aber wandte sich ihm nun völlig zu und sprach ihn gelassen an: ‚Mein Sohn, die Großen der Thora, mit denen du gestritten hast, haben ihre Worte an dich verschwendet, du hast, als du gingst, darüber gelacht. Sie haben dir Gott und sein Reich nicht auf den Tisch legen könne, und auch ich kann es nicht. Aber, mein Sohn, bedenke, vielleicht ist es wahr.‘ Der Aufklärer bot seine innerste Kraft zur Entgegnung

⁴ Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 49.

auf; aber dieses furchtbare ‚Vielleicht‘, das ihm da Mal um Mal entgegenscholl, brach seinen Widerstand.“⁵

So weit Bubers Erzählung. Ratzinger kommentiert: „Das ‚Vielleicht‘ ist die unentrinnbare Anfechtung, der [der Mensch] sich nicht entziehen kann, in der auch er in der Abweisung die Unabweisbarkeit des Glaubens erfahren muss. Anders ausgedrückt: Der Glaubende wie der Ungläubige haben, jeder auf seine Weise, am Zweifel *und* am Glauben Anteil, wenn sie sich nicht vor sich selbst verbergen und vor der Wahrheit ihres Seins. Keiner kann dem Zweifel ganz, keiner dem Glauben ganz ent-rinnen; für den einen wird der Glaube *gegen* den Zweifel, für den anderen *durch* den Zweifel und in der *Form* des Zweifels anwesend. Es ist die Grundgestalt menschlichen Geschicks, nur in dieser unbeendbaren Rivalität von Zweifel und Glaube, von Anfechtung und Gewissheit, die Endgültigkeit seines Daseins finden zu dürfen. Vielleicht könnte so gerade der Zweifel, der den einen wie den anderen vor der Verschließung im bloß Eigenen bewahrt, zum Ort der Kommunikation werden. Er hindert beide daran, sich völlig in sich selbst zu runden, er bricht den Glaubenden auf den Zweifelnden und den Zweifelnden auf den Glaubenden hin auf, für den einen ist er seine Teilhabe am Geschick des Ungläubigen, für den andern die Form, wie der Glaube trotzdem eine Herausforderung an ihn bleibt.“⁶

In der Frage des Glaubens und der Hoffnung steht das Größte auf dem Spiel, es geht letztlich um die Alternative zwischen Sein und Nichts. Das heißt, es geht um die Fra-

⁵ M. Buber, *Werke*, Bd. 3, Kösel, München 1963, S. 348; zit. nach: J. Ratzinger, *Einführung in das Christentum*, Kösel, München 1968, S. 23.

⁶ J. Ratzinger, *Einführung in das Christentum*, a.a.O., S. 23 f.

ge, „ob die Existenz im Staub der vergehenden Zeit endet und ihr Vergehen nichts anderes ist, als sich ein Grab zu schaufeln oder ein Gefängnis zu bauen, in dem wir erstickten würden – und nutzlos sterben! Oder ob die Zeit mit der Zukunft schwanger geht. „Auf jedem Augenblick lastet das Gewicht der Ewigkeit“, pflegte Ada Negri zu sagen. Auf der einen Seite das „absolute Nichts, das nichtige Nichts“, auf der anderen Seite „die Verantwortung vor dem Ewigen, im Angesicht des Ewigen“. Und das Ich, unser Ich, deins und meins, „ist der Scheideweg zwischen Sein und Nichts“. Es muss sich jeden Morgen entscheiden „zwischen einem Ganzen, das im Nichts endet, [...] und einem Leben, das einen Sinn hat“.⁷

Die Herausforderungen der jüngsten Zeit haben uns das vielleicht wie nie zuvor vor Augen geführt. Wir haben uns vereint gefühlt in den Schwierigkeiten, gläubige Menschen und Nichtgläubige. Indem er auf die Umstände reagiert, überprüft der Gläubige vor allen anderen, auch vor den Nichtgläubigen, seinen Glauben, das heißt, er stellt fest, ob der Glaube ihm Bestand verleiht angesichts der Prüfungen und Fragen des Lebens. So wird auch der Ungläubige zu einem Begleiter auf dem Weg des Gläubigen, genauso wie der Gläubige seinerseits mit seinem Zeugnis am Schicksal des Ungläubigen Anteil nimmt.

Die folgenden Worte von Lucía Méndez fangen eine Situation ein, die weit verbreitet ist: Wir sind „in die Dunkelheit der Gegenwart geworfen, stecken bis zum Hals in Ungewissheit, [...] trauern um die Toten, die immer mehr werden, und sehnen uns danach, irgendein Zeichen von

⁷ L. Giussani, *Attraverso la compagnia dei credenti*, Bur, Mailand 2021, S. 19, 31. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Normalität auf unserem Weg zu sehen.“⁸ Unabhängig davon, welche Haltung sie explizit einnehmen, welche Wege und Ziele sie verfolgen, schwang in den Herzen und auf den Lippen vieler Menschen ein Anruf mit, vielleicht als Echo einer Erziehung, die ihnen direkt oder indirekt zuteil geworden ist, wie Joana Bonet schreibt: „Vater unser, der du bist im Himmel [...] Heute wäre es uns ein Trost, zu wissen, dass du uns von den Sternen, vom Mars oder aus der Unendlichkeit selbst zuschaust, dass dich unser Kläffen rührt, unsere tierische Einsamkeit. [...] Noch nie haben wir so in den Himmel geschaut von unseren Fenstern oder Balkonen. [...] Erlöse uns von dem Bösen. Das war schon immer der beste Satz des Vaterunsers, jenes Gebetes, das immer wieder gebetet wird, wie ein universales Bindemittel, auch unter denen, die nicht glauben oder anders glauben.“⁹

Die Schriftstellerin Silvia Avallone berichtet, die zweite Welle der Pandemie habe sie unvorbereitet getroffen, wie ein plötzlicher Überfall, der es ihr nicht mehr erlaubt habe, sich in sich selbst zu verbarrikadieren. Als sie ihre Tochter beim Spielen im Park beobachtete, öffnete sie sich auf ihre Weise dem „Vielleicht“, von dem Ratzinger sprach: „Als die Kurve der Infektionen und die Zahl der Todesfälle wieder zu steigen begannen, als die Aktivitäten heruntergefahren wurden, gefror mir das Blut in den Adern. Ich kam mir dumm vor, verhöhnt von meiner eigenen Naivität. [...] Wir alle, menschliche Wesen, sind nicht für die Leere geschaffen. Sobald wir eine Leere

⁸ L. Méndez, „Sin truce y sin pudor,“ *El Mundo*, 9. Januar 2021. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁹ J. Bonet, „Padrenuestro“, in: *La Vanguardia*, 8. April 2020. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

spüren, haben wir das Bedürfnis, sie so schnell wie möglich anzufüllen [...]. Wir sind keine Kinder mehr, und wir können es auch nicht mehr sein. Was für Kinder selbstverständlich ist, kostet uns enorme Mühe: die Realität als das anzunehmen, was sie ist, an ihr dranzubleiben, in ihr zu graben, bis wir einen Stein finden, ein armseliges Blümchen, irgendeinen Grund zu widerstehen und weiterzumachen: eine Hoffnung. Doch im Moment scheint mir, gegen unsere Instinkte als erwachsene Menschen zu handeln, das einzig Sinnvolle zu sein.“¹⁰

Mario Vargas Llosa, der Literaturnobelpreisträger von 2010, sagte kürzlich: „Die Pandemie hat alle überrascht, weil wir alle meinten, Wissenschaft und Technik hätten die Natur im Griff. Wir waren schockiert, feststellen zu müssen, dass das nicht der Fall ist. Wir haben gesehen, wie das Unerwartete uns an den Abgrund führen kann. Nun fragen wir uns, wie und wann das enden wird und was die Konsequenzen sein werden. Die Welt wird ganz anders werden, als sie vorher war. Außerdem gibt es eine Wirtschaftskrise, die uns hart treffen wird. Wir haben einen heftigen Rückschlag erlitten bei dem, was uns als ein Fortschritt in Richtung Wohlstand und Freiheit erschien. All das hat uns fassungslos gemacht. Und vielleicht ist es gar nicht so schlecht, die Realität ein bisschen weniger optimistisch anzugehen.“¹¹

Wir könnten einfach weitermachen. Aber der Punkt ist klar: Niemandem bleibt die Wirklichkeit erspart, mit

¹⁰ S. Avallone, „Resistere affidandosi ai tesori di ogni giorno“, in: *Corriere della Sera*, 28. Dezember 2020, S. 5. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹¹ M. Vargas Llosa, „La „ley Celaá“ es un disparate absoluto“, Interview: P.G. Cuartango, in: *ABC*, 17. Januar 2021. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

allem, was sie mit sich bringt. Sie bleibt denen, die keinen Glauben haben, ebenso wenig erspart, wie denen, die glauben. Die tägliche Lebenserfahrung und die Geschichtsbücher beweisen es uns unaufhörlich.

2. Die Wohnstatt des Höchsten

Das Gleiche geschah dem Volk Israel, sein Glaube an Gott hat ihm keine der Widrigkeiten der Geschichte erspart. Glauben ist nicht wie ein Impfstoff, der einen ein für alle Mal immun macht, wie wir es uns vielleicht wünschen würden (wobei wir von einem reduziertes Bild des Glaubens ausgingen). Es gibt keinen Impfstoff, der einen gegen die Schwierigkeiten des Lebens immun machen könnte. Die ganze Geschichte Israels legt davon Zeugnis ab.

Das Volk Israel beginnt mit dem Bund, den Gott mit Abraham geschlossen hat: „Ich bin El-Schaddai. Geh vor mir und sei untadelig! Ich will meinen Bund stiften zwischen mir und dir und ich werde dich über alle Maßen mehren.“¹² Dieser Bund wird trotzdem immer wieder in Frage gestellt im Laufe der Geschichte, angesichts unvorhergesehener Ereignisse oder widriger Umstände. Gibt es dann, so könnten wir uns fragen, keinen Unterschied zwischen einem Leben mit Glauben und Hoffnung und einem Leben ohne dies? Doch, es gibt einen Unterschied. Aber der besteht nicht in der Qualität oder Quantität der Herausforderungen, sondern in der unterschiedlichen Art und Weise, wie man sich ihnen stellt, angesichts des Neuen, das ein Gott gebracht hat, der in die Geschichte eingegriffen und aus den Nachkommen Abrahams sein

¹² Gen 17,1-2.

Volk gemacht hat, ein Volk, das auch inmitten aller Nöte und Widrigkeiten jemanden hatte, an den es sich wenden konnte, um in der Hoffnung gestärkt zu werden.

Moses hatte das intuitiv verstanden. Dass er Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und Gnade in seinen Augen gefunden hatte, entband ihn nicht davon, sich all den Herausforderungen zu stellen, die auf dem Weg zum Gelobten Land auftraten. Jan Dobraczyński schildert uns in seinem Roman *Wüste* anschaulich den keineswegs selbstverständlichen oder linearen Weg von Mose und dem Volk Israel. „Mose sagte zum Herrn: [...] Wenn dein Angesicht nicht mitginge, dann führe uns nicht von hier hinauf! [...] Der Herr erwiderte Mose: Auch das, was du jetzt verlangst hast, will ich tun; denn du hast Gnade in meinen Augen gefunden und ich kenne dich mit Namen.“¹³ Aber selbst das Versprechen Gottes, sie zu begleiten, und die Wunder, die sie gleich zu Beginn des Weges gesehen haben, als Gott das Herr des Pharaos schlug, scheinen nicht zu reichen. Wie brüchig ihr Vertrauen in die Gegenwart des Herrn ist, zeigt sich bald: Der Mangel an Nahrung bewirkt, dass sie sich zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückwünschen. Und Gott reagiert prompt auf ihren Hunger mit dem Manna. Aber auch das reicht ihnen nicht. „Vor Jahren [...] hatte das Volk das Manna ausgespien und Fleisch gefordert, ja sie hatten ihre Forderung so trotzig wiederholt, dass es Moses vorgekommen war, als könne er die Last ihres Leichtsinnes nicht mehr ertragen“¹⁴, schreibt Dobraczyński. Und Gott greift wieder ein. „Der Herr antwortete Mose: Ist etwa die Hand

¹³ Ex 33,15.17.

¹⁴ J. Dobraczyński, *Die Wüste, Ein Moses Roman*, Brendow, Moers 1987, S. 215.

des Herrn zu kurz? Jetzt wirst du sehen, ob mein Wort für dich eintrifft oder nicht.“¹⁵ „Darauf erhob sich ein Wind vom Herrn her und trieb Wachteln vom Meer herüber. Er warf sie auf das Lager, etwa einen Tagesmarsch weit in der einen Richtung und einen Tagesmarsch weit in der anderen Richtung rings um das Lager; ungefähr zwei Ellen hoch lagen sie auf dem Erdboden. Da stand das Volk auf und sammelte die Wachteln ein.“¹⁶

Trotz der Zeichen tritt jedoch im Laufe der Geschichte immer wieder zutage, wie zerbrechlich ihre Treue ist. Statt auf den Herrn zu hoffen, der sie aus Ägypten herausgeführt hat, der sie durch die Wüste geleitet und ihnen das Land geschenkt hat, das er Abraham verheißen hatte, gibt das Volk immer wieder der Versuchung nach, seine sichere Hoffnung anderswo zu suchen, bei den Götzen, die es sich schafft, oder in Allianzen mit mächtigeren Völkern. Wie illusorisch diese Versuche sind, wird immer wieder überdeutlich.

Jesaja schreibt: „Wir hoffen auf Licht, doch siehe, Finsternis; auf Helligkeit, doch wir gehen im Dunkeln. Wir tasten uns wie Blinde an der Wand entlang, ja, tasten wie jemand, der keine Augen hat. Wir stolpern am Mittag wie in der Dämmerung, bei blühender Gesundheit sind wir Toten gleich. Wir brummen alle wie Bären und gurren wie Tauben. Wir hoffen auf das Recht, doch nichts, auf das Heil, doch es ist fern von uns.“¹⁷

Angesichts der Probleme zeigt sich, wie schwach die Hoffnung des Volkes ist. Wäre sie nicht ständig von den Propheten gestützt worden, sie wäre zusammengebro-

¹⁵ Num 11,23.

¹⁶ Num 11,31-32.

¹⁷ Jes 59,9-11.

chen. Die Zeichen, die sie schon gesehen hatten, reichten nicht. Die Geschichte, die sie durchlaufen hatten, reichte nicht, um die Hoffnung im Hier und Jetzt aufrechtzuerhalten. Es bedurfte immer neuer Unterstützung. Wie gut können wir die Situation des Volkes Israel verstehen, wenn wir von unserer Erfahrung, von unserer Schwäche ausgehen!

Die wahrscheinlich größte Herausforderung für die Hoffnung, der das Volk Israel gegenüberstand, war das Exil in Babylon. Sie hatten die drei großen Gaben des Herrn verloren: das Land, das Königtum und den Tempel. Wo war ihr Gott? Das Exil wird so zur entscheidenden Prüfung für Israels Glauben, weil es den Unterschied zwischen dem Gott Abrahams und den anderen Göttern deutlich macht. Wenn andere Völker besiegt wurden, wandten sie sich von ihrem jeweiligen Gott ab, weil er nicht mächtig genug gewesen war, sie vor der Niederlage zu bewahren. Israels Gott dagegen ist nicht besiegt durch die Niederlage des Volkes. Fragen wir uns: Welche Erfahrungen muss Israel mit seinem Gott gemacht haben, dass es ihm auch im Exil verbunden blieb? Das Anderssein seines Gottes zeigt sich in der Hoffnung, die er weckt.

Um der Hoffnung Grund zu geben, haben wir gesagt, bedarf es einer Präsenz, die mächtiger ist als jede Schwäche, einer Gegenwart, die nie schwindet: „Gott ist uns Zuflucht und Stärke, als mächtig erfahren, als Helfer in allen Nöten.“ Das könnte eine leere Phrase sein, aber für die Juden entsprach es voll und ganz der Erfahrung, die sie immer wieder gemacht hatten. Der Psalm fährt fort: „Darum fürchten wir uns nicht, wenn die Erde auch wankt, wenn Berge stürzen in die Tiefe des Meeres; mögen seine Wasser tosen und schäumen und vor seinem Ungestüm Berge erzittern“. Woher kommt diese Gewissheit, wa-

rum haben sie keine Angst? Weil da die Gottesstadt ist, „des Höchsten heilige Wohnung. Gott ist in ihrer Mitte, sie wird nicht wanken. Gott hilft ihr, wenn der Morgen anbricht. Völker tobten, Reiche wankten; seine Stimme erscholl, da muss die Erde schmelzen. [...] Kommt und schaut die Taten des Herrn“.¹⁸

3. Der Ort der Hoffnung

Diese Wohnstatt, „des Höchsten heilige Wohnung“, in der Gott ist und die nicht wanken kann, ist der Ort der Hoffnung. Im Christentum ist diese Wohnstätte ein Mensch: Jesus von Nazareth, der fleischgewordene Gott, ein Mensch, der über die Straßen ging, dem man begegnen und mit dem man zusammensein konnte. Mit ihm konnte man selbst den schmerzlichsten und schwierigsten Umständen im Leben entgegentreten mit einer ungeahnten Gewissheit, dass alles gut ist, mit einem ungeahnten Frieden. „Ich bin es; fürchtet euch nicht!“¹⁹ Für diejenigen, die ihm folgten, war er mit der Zeit zum Fels geworden, auf dem ihre ganze Person ruhte, der Grund ihrer Hoffnung. Weil Jesus ihre Schwäche sehr gut kennt, verspricht er den Jüngern, dass er sie nicht allein lassen wird inmitten der Stürme, durch die sie gehen müssen. „Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“²⁰

Doch wie macht er das? Mit welcher Methode? Christus „wählte als Methode seiner Fortdauer in der Geschichte

¹⁸ Ps 46,2-9.

¹⁹ Joh 6,20.

²⁰ Mt 28,20.

eine Gemeinschaft: die Kirche, mit einem Haupt: Petrus. Eine Gemeinschaft, in der seine Gegenwart sichtbar, berührbar, erfahrbar werden kann“.²¹ Und woraus besteht die Kirche? Aus dir und mir. „Indem er uns in der Taufe ergriffen hat“, bekräftigt Giussani, „hat Christus uns als Glieder des einen Leibes zusammengefügt (vgl. Eph 1-4). Er ist hier und jetzt gegenwärtig, in mir, durch mich, und der erste Ausdruck der Veränderung, durch den seine Gegenwart dokumentiert wird, ist, dass ich mich mit dir eins fühle, dass wir *eins sind*.“²² Das Heil, das Christus ist, das fleischgewordene Geheimnis wird also sichtbar „an einem menschlichen Ort, dessen Ursprung tiefer liegt, als jede historische Analyse oder Beschreibung gehen kann. Es fließt aus dem Geheimnis, aber es ist ein menschlicher Ort, an dem wir diesem Heil begegnen.“²³

Wenn wir in diesem Ort bleiben, wächst unsere Menschlichkeit, sie wird immer größer, auf einem Weg, der unser ganzes Leben begleitet.

„Mir ist klar geworden“, schreibt mir eine von euch, „dass ohne Hoffnung bestimmte Wunden nicht offen bleiben können. Man hält es nicht aus, kann nur nach Ablenkung suchen und den Blick von den Dingen abwenden. Einmal sagte mir eine Freundin, die 82 Jahre alt ist, am Telefon: ‚Ich weiß nicht, wie es kommt, aber obwohl ich die Gebrechen des Alters spüre und allein lebe, habe ich mich in der Bewegung noch nie so begleitet gefühlt wie in der letzten Zeit. Es gibt dauernd eine Fülle von Vorschlägen, und mir hilft die Arbeit in unserer Seminar-Gruppe unglaublich.‘ Ich war bewegt: Wo kann es so etwas geben?

²¹ L. Giussani, *L'avvenimento cristiano*, a.a.O., S. 60.

²² Ebd., S. 39 f.

²³ Ebd., S. 53.

Nur an einem Ort, an dem Christus immer wirkt und uns Gewissheit schenkt. So nimmt uns die Hoffnung bei der Hand und stützt uns. Ich weiß nicht, wie ich es sonst sagen soll: Ich werde ständig hervorgebracht von Christi Blick, der mich durch deinen Blick erreicht, Julián, und nach und nach auch durch den Blick aller Freunde, die heute dem Charisma folgen. Ich könnte mir alleine nie Gewissheit oder Hoffnung geben.“

Jemand anderer schreibt: „In letzter Zeit hat sich bei mir ein großes Gefühl der Hilflosigkeit eingestellt. Ich bin Krankenschwester und habe immer auf den Covid-Stationen gearbeitet. Es war sehr mühsam. Und irgendwann hatte ich das Bedürfnis, das auch an dem einzigen Ort einzubringen, an dem ich mich wirklich verstanden fühle, nämlich in dieser Gemeinschaft. Wir hatten ein Treffen veranstaltet, das offen war für alle Krankenschwestern und Pfleger und wo alle ihre Fragen stellen konnten. Ich bin von diesem Treffen weggegangen mit großem Staunen, getröstet in meinen Mühen und getragen in der dramatischen Situation, die ich gerade erlebe. Als ich am nächsten Tag auf die Station kam, traf ich auf eine Kollegin, die immer sehr korrekt war in allem. Als sie mich sah, sagte sie: ‚Oft habe ich abends, wenn ich nach Hause gehe, das Gefühl, mich übergeben zu müssen, weil es für mich keinen Sinn macht, was wir hier sehen und wie viel Arbeit von uns verlangt wird.‘ Ich war einen Moment lang still, denn auch ich hatte diesen Schrei der Ermüdung. Aber ich war nicht verzweifelt, müde ja, aber nicht verzweifelt. Dann überlegte ich, warum das so ist. Ich bin nicht anders als sie. Sofort kam mir das Treffen in den Sinn, das wir am Tag zuvor gehabt hatten, als wollte es mich daran erinnern: Du bist nicht allein mit deinen Nöten und deinem Schmerz. Mit dieser Umarmung vor

Augen fragte ich die Kollegin, ob wir an diesem Tag zusammenarbeiten könnten, ich bräuchte sie. Während sich normalerweise jeder um seine eigenen Patienten kümmert und um sonst nichts, haben wir dieses Mal zusammen gearbeitet, was wir noch nie getan hatten.“

Das ist es, was wir brauchen, einen *Ort*, zu dem wir zurückkehren können, ohne uns durch irgendetwas abschrecken zu lassen, einen Ort, der nicht auf unsere Maßstäbe, auf unsere „Interpretationen“ reduziert werden kann und der unsere Hoffnung stützt. Wir werden in ihn hineingenommen durch eine ganz bestimmte Begegnung, die uns anzieht und uns deutlich macht, dass Christus dort lebendig gegenwärtig ist. „Christus nimmt den Menschen in der Taufe in Besitz, er lässt ihn wachsen und reif werden. Und er lässt ihn in einer Begegnung eine andersartige Menschlichkeit erfahren, die ihm entspricht, ihn überzeugt, ihn erzieht, kreativ werden lässt und ihn irgendwie bewegt.“²⁴ Diese Begegnung fügt uns in eine Gemeinschaft ein, nicht in irgendeine Gemeinschaft, sondern in die menschliche Gemeinschaft, die von Christi Geist hervorgebracht wird, die Kirche.

„Das Christusereignis dauert in der Geschichte fort durch die Gemeinschaft der Glaubenden“, „das wirksame Zeichen der Erlösung des Menschen durch Christus“. „So ist der auferstandene Christus um uns. Diese Gemeinschaft [...] ist der Leib Christi, der durch sie gegenwärtig wird, so dass man ihn berühren, sehen und spüren kann. Der Wert dieser Gemeinschaft geht über das, was man sieht, weit hinaus. Denn das, was man sieht, ist der Widerschein des Geheimnisses Christi, das sich enthüllt.“

²⁴ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung*, a.a.O., S. 110.

Und weiter: „Die Gemeinschaft, durch die Christus uns umgibt, [lässt uns] mehr von dem erkennen, was er ist. Sie enthüllt uns das, was er für uns ist. Jesus Christus ist hier und jetzt gegenwärtig. Er bleibt in der Geschichte gegenwärtig durch die ununterbrochene Abfolge der Menschen, die ihm durch das Wirken des Heiligen Geistes angehören als Glieder seines Leibes. Sie sind die Verlängerung seiner Gegenwart in Raum und Zeit.“²⁵

Sein Verbleiben in der Geschichte ist das wichtigste Argument für unser menschliches Herz, für die Gewissheit über unsere Bestimmung, für unsere Selbstverwirklichung, nach der wir uns unvermeidlich sehnen, wie immer wir sie uns auch vorstellen und welchen Namen wir ihr geben. „In der Tat liegt die Gewissheit der eigenen Verwirklichung in der Objektivität der Geschichte, durch die Gott sich zur Gegenwart gemacht hat, sie liegt folglich in der endgültigen Form, durch die uns diese Geschichte persönlich miteinbezogen und geleitet hat.“ Unsere grundlegende Hoffnung liegt nicht in dem, was wir tun, in unseren eigenen Bemühungen, die immer begrenzt bleiben, oder in unseren Utopien, sondern „in etwas, das so furchtbar gegenwärtig ist, dass es alles, was wir schaffen oder andere [...] uns zusichern können, herausgefordert hat und herausfordert.“ Unsere große Hoffnung liegt in der „Macht, die Gegenwart innerhalb der Geschichte geworden ist, in der Zeit, im Raum.“ Diese verbirgt sich heute in der Zerbrechlichkeit unseres Fleisches, so sehr, dass „es ausreicht, stolz zu sein oder unduldsam, um darin zu leben, ohne sie zu bemerken. Oder es genügt ein Hauch von uns, um alles zu zerstören. Doch unser Reich-

²⁵ Ebd., S. 57 f.

tum ist gerade das in dieser Zerbrechlichkeit gegenwärtige Geheimnis“.²⁶

Unsere Hoffnung lebt dort, wo man sieht, dass sein Herz neu entflammt wird und auflebt, wo man die konkrete Erfahrung machen kann, dass die eigenen Grenzen nicht das letzte Wort sind. Giussani sagt es sehr schön: „Es gibt einen Ort, ein Werkzeug, an dem [...] der Sieg Christi erkennbar wird, wo man ihn wahrnehmen und erleben kann, eine Gemeinschaft, die dem Leben Bestand verleiht, eine Gegenwart, die beständige Wurzel, unerschöpfliche Quelle (wie Jesus der samaritanischen Frau gesagt hat) der Hoffnung ist: unsere Gemeinschaft, die Berufungsgemeinschaft, die Menschen, die gemeinsam berufen sind durch seinen Geist. Wie brüchig und beinahe unbewusst diese Motivation am Anfang auch gewesen sein mag, sie ist der einzige Grund, warum wir uns kennen (der einzige!), es gibt keinen anderen. Das ist das Instrument, um den auferstandenen Christus zu erkennen, das Ereignis, das den Sinn von allem vermittelt und in sich trägt, und das genauso gegenwärtig ist wie meine Brüder und meine Mutter.“²⁷

Mit Christus im Blick können wir jede Situation angehen, wie wir es uns nie hätten vorstellen können. Wie viele von uns erlangen ihre Hoffnung (*in spem contra spem*²⁸) genau daraus, dass sie „am Geheimnis dieses mystischen Leibes Christi“²⁹ teilhaben. Indem sie daran

²⁶ L. Giussani, *Entscheidung für die Existenz*, Edition Nuovo Mondo, Mailand 1998., S. 19 f.

²⁷ L. Giussani, *Una strana compagnia*, Bur, Mailand 2017, S. 81 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

²⁸ Röm 4,18.

²⁹ L. Giussani, *Porta la speranza. Primi scritti*, Marietti 1820, Genua 1997, S. 160. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

festhalten, erleben sie neue, faszinierende Hoffnung, und damit Sicherheit und Tatkraft auch unter den schwierigsten und dramatischsten Bedingungen. Wir haben in diesen Zeiten viele Beispiele dafür gesehen, sogar dort, wo es unmöglich schien. In einem Live-Bericht von der Irak-Reise mit Papst Franziskus sagte Domenico Quirico: „Die Hoffnung, die einzige Hoffnung für diese Länder ist, dass sie eine andere Logik am Werk sehen, im Gegensatz zu der Logik des Hasses, der Rache, der Gewalt ... Und bei den irakischen Christen, den verfolgten Christen, haben wir gesehen, wie sich eine andere Logik des Lebens durchsetzte: Die Christen haben Schlimmes erlitten, sie haben sogar das Martyrium in Kauf genommen, ohne zurückzuschlagen, ohne zu den Waffen zu greifen. Niemand hat zu den Waffen gegriffen ... Das ist eine andere Welt ... Das ist eine konkrete Hoffnung für alle, nicht nur für die Christen.“³⁰

Auf der anderen Seite der Welt, unter ganz anderen Prüfungen, geschieht das Gleiche. „Ich bin Koch, ich lebe in Venezuela und gehöre zur Gemeinschaft von CL. Betroffen von der Frage ‚Gibt es Hoffnung?‘, schaue ich auf meine Erfahrung und sage: ‚Ja, es gibt Hoffnung‘, trotz allem, was in meinem Land passiert. Ihr macht euch wahrscheinlich keine Vorstellung, was uns hier alles fehlt. Unsere Lebensqualität ist sehr schlecht: Es gibt keinen Strom, kein Wasser, keine Möglichkeit, Medikamente zu kaufen. Wir können nicht zum Arzt gehen, weil es viel zu teuer ist. Jeden Morgen stehen wir auf und machen uns Sorgen darum, was wir essen werden. Ihr könnt euch vorstellen, wie schwierig es ist, von einem Mindestlohn

³⁰ Domenico Quirico, Korrespondent von *La Stampa*, bei *TV2000*, 7. März 2020.

von drei Dollar im Monat zu leben. Unser Leben ist voller Stress und Angst, und jetzt noch die Covid-Epidemie. Aber ich möchte euch sagen, dass es bei all dem Hoffnung gibt. Denn es gibt eine Gegenwart, die aus konkreten Gesichtern besteht, eine Begleitung, die aus Zeit, Raum, Zuneigung und Hilfe besteht und die unser Leben immer wieder in Bewegung setzt. Bei all dem, was man hier erlebt, habe ich mich nie allein gefühlt. Die Begegnung, die Gott mir geschenkt hat, hat deutlich gemacht, dass Christus in unser Leben treten und eine Veränderung unseres Menschseins bewirken kann. Ich habe begonnen, anders auf das zu schauen, was wir erleben, bin mir der Gegenwart Jesu bewusster, achte auf jedes Zeichen und bin öfter bereit, ja zu sagen.“

4. Wie erkennt man diesen Ort?

Und wie erkennen wir diesen Ort, der unsere Hoffnung stützt? Zuallererst sind, wie unsere Erfahrung zeigt, nicht wir es, die ihn festlegen. „Durch die Gabe des Heiligen Geistes ist jedem von uns eine konkrete Wohnstatt innerhalb der Kirche bereitet, eine menschliche Begleitung für unseren Weg zur Bestimmung.“ Das Christusereignis geschieht und zieht uns an „in einer bestimmten Form von Raum und Zeit, die es für uns leichter zugänglich, verständlicher, überzeugender, eingängiger macht. Diese Art des Eingreifens des Geistes in die Geschichte, die das Ereignis innerhalb eines bestimmten Raumes und einer bestimmten Zeit hervortreten lässt, nennt man ‚Charisma‘.“ Dieses ist ein Geschenk der Liebe Gottes, das den Glauben, das Sich-Bewusst-Werden der Gegenwart Christi möglich macht. „Damit die Kirche, die ja aus allen

Menschen besteht, die Christus ergriffen und sich eingliedert hat durch die Taufe, eine wirksame Realität in der Welt wird, müssen die Menschen sich dessen, was ihnen geschehen ist, bewusst werden. Sie müssen sich bewusst werden, dass Christus ihnen begegnet ist, und müssen aus diesem Bewusstsein heraus handeln.“³¹

„Ich bin in der Bewegung aufgewachsen, bis ich aus verschiedenen Gründen beschlossen habe, mich von ihr zu lösen. Im vergangenen Sommer jedoch luden mich zwei Mädchen von Gioventù Studentesca [den Schülergruppen von CL], die nicht einmal zu meinen besten Freundinnen gehörten, ein, mit ihnen für den Medizinertest zu lernen und dann eine Woche zusammen in die Berge zu fahren. Im Zusammensein mit ihnen wurde mir sofort klar, dass diese beiden, und auch die anderen Freunde, die sich zu uns gesellten, nicht auf meine Begrenzungen schauten, sondern mich so ansahen und liebten, wie ich bin.“ Wenn unsere junge Freundin diesen anderen Blick sofort bemerkt hat und von ihm berührt war, dann muss es daran liegen, dass sie etwas Vergleichbares nirgendwo sonst erlebt hat. Sie fährt fort: „Als ich mit der Uni begann, fiel mir der gleiche Blick bei anderen Leuten vom CLU auf. Und so beschloss ich, ihnen zu vertrauen und ihnen zu folgen und ging zum Seminar der Gemeinschaft und zu anderen Veranstaltungen der Bewegung. Im Zusammensein mit ihnen, fühlte ich mich geliebt, und selbst in Bezug auf die Dinge, die ich selber an mir weniger mag, fühlte ich mich umarmt. Ich habe festgestellt, dass ich bei ihnen meine Fragen stellen kann und dass sie mich ernst nehmen. Kurzum, ich entdeckte die Hoffnung auf eine Möglichkeit

³¹ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung*, a.a.O., S. 120.

des Lebens und eine Art des Zusammenseins, die ich jahrelang nicht erlebt hatte. Die Begeisterung verflog schnell, und die Mühen im Alltag machten sich bemerkbar. Aber es blieb offensichtlich, dass in all diesen Menschen, die ich kennengelernt habe, eine Hoffnung lebt. Obwohl ich mir sicher bin, dass es diese Hoffnung gibt und dass man sie spüren kann, frage ich mich, wie ich sie mir zu eigen machen kann und wie es mir gelingt, ganz auf sie zu vertrauen.“

Trotz aller Begrenztheit und Schwäche der Leute, denen sie begegnete, kam unsere Freundin zu der sicheren Erkenntnis, dass in ihnen, „in all diesen Menschen, die ich kennengelernt habe“, die große Hoffnung spürbar ist. Doch sie begnügt sich nicht damit, sie bei anderen zu sehen. Sie will sie sich zu eigen machen und fragt, wie es ihr gelingen kann, ganz auf sie zu vertrauen. In dem, was sie gesagt hat, ist jedoch bereits ein Weg angedeutet, der es verdient hervorgehoben zu werden: „So beschloss ich, ihnen zu vertrauen und ihnen zu folgen“. Fragen wir uns also nach den Gründen für das Vertrauen und das Folgen.

Wann können wir einem Ort oder einem Menschen vertrauen, so dass es vernünftig ist und wir im Einklang mit uns selbst sind, wenn wir ihm folgen? Besonders wenn es um die Frage geht, mit der wir uns gerade beschäftigen, bei der es um Leben und Tod geht, um unsere Existenz, um die Alternative zwischen dem Sein und dem Nichts.

Giussani bietet uns drei Kriterien an: Du hast hinreichenden Grund, einem Menschen zu vertrauen, ihm zu folgen, ihm zu gehorchen, erstens, wenn er bei „der Auffassung vom Leben, die er dir vorlegt und vermittelt, eindeutig von den Bedürfnissen des Herzens ausgeht und ganz auf sie setzt, auf die Bedürfnisse deines Herzens und des Herzens aller Menschen“. Zweitens hast du gute

Gründe zu vertrauen, „wenn er dir in angemessener Weise hilft“. Und drittens, „wenn er es ungeschuldet tut, wenn er dein Wohl im Auge hat, so dass das erste Merkwürdige, was dir bei der Begegnung mit ihm auffällt, dieser Aspekt der Ungeschuldetheit ist“. Einem solchen Menschen zu gehorchen, ist demnach „eine Pflicht, so wie es eine Pflicht ist, das zu tun, was vernünftig ist“.³² Versuchen wir also, dem hier vorgeschlagenen, dreifachen Kriterium zu folgen.

Erstens, haben wir gesagt, ist es vernünftig, einem anderen zu folgen, einem anderen zu gehorchen, „wenn er mir eine Auffassung vom Leben und seiner Bestimmung mitteilt und offenbart, die *ganz auf die ursprünglichen Bedürfnisse des Herzens setzt*, die allen Menschen gemeinsam sind“³³. Um zu erkennen, wem zu folgen vernünftig ist, braucht man ein waches Ich, das sich seiner ursprünglichen Bedürfnisse bewusst ist. Das Bewusstsein für diese Bedürfnisse erlaubt es uns ja auch, eine Realität zu erkennen, die ihnen entspricht, einen Ort, der eine Hoffnung vermittelt, die dem Leben gewachsen ist. Um sich nicht verwirren zu lassen und dem Erstbesten hinterherzulaufen, braucht es allerdings „ein aufmerksames, einfühlendes und leidenschaftliches Bewusstwerden meiner selbst“³⁴.

Zweitens kann man einem Menschen vertrauen, wenn er einem angemessenen hilft, „das zu überwinden, was diesen Forderungen zuwiderläuft. Er hilft einem, sich zu opfern, das heißt jenen Aspekt des Bewusstseins zu erlangen, bei dem es einem, wenn man den Bedürfnissen

³² L. Giussani, *Si può (veramente?) vivere così?*, a.a.O., S. 221 f.

³³ Ebd., S. 220.

³⁴ L. Giussani, *Am Ursprung des christlichen Anspruchs*, a.a.O., S. 9.

des Herzens nachgeht, scheint, als müsse man etwas aufgeben, als würde man etwas verlieren.³⁵ Es ist schwierig, diese Phase des scheinbaren Verlustes zu durchschreiten und das Opfer anzunehmen, das in so vielen Momenten von einem gefordert wird, wenn man nicht angemessene Hilfe erhält, die darin zum Ausdruck kommt, dass bestimmte Menschen da sind. In diesem Zusammenhang gibt es einen denkwürdigen Satz von Giussani: „Du bist in einem Sturm, die Wellen schlagen über dir zusammen, aber ganz in deiner Nähe hast du eine Stimme, die dich zur Vernunft ruft, die dich dazu auffordert, dich nicht von den Wellen mitreißen zu lassen, nicht aufzugeben. Die Gemeinschaft sagt dir: ‚Schau, gleich scheint wieder die Sonne. Jetzt bist du in der Welle, aber dann kommst du heraus und die Sonne scheint wieder.‘ Vor allem sagt sie dir: ‚Schau hin‘. Denn in jeder Berufungsgemeinschaft gibt es immer *Menschen* oder *Momente von Menschen*, auf die man schauen kann. Das Wichtigste in der Gemeinschaft ist, auf Menschen zu *schauen*. Die Gemeinschaft ist daher eine große Quelle der Freundschaft. Freundschaft ist definiert durch ihren Zweck: sich zu helfen, auf seine Bestimmung zuzugehen.“³⁶

Die wahre Hilfe einer Gemeinschaft, eines Freundes, hat nicht den Zweck, uns die Beziehung zur Wirklichkeit zu ersparen, sondern uns dabei zu unterstützen, sie zu leben. Auch hier geht es um unser Ich. Wie oft bitten wir um eine Art von Hilfe, die keine wirkliche Hilfe ist! Wir müssen daher unterscheiden: Eines ist es, von einem Ort zu erwarten, dass er uns vor der Wirklichkeit schützt, dass er uns hilft, sie zu umgehen, oder uns die Mühe erspart, uns

³⁵ L. Giussani, *Si può (veramente?) vivere così?*, a.a.O., S. 221.

³⁶ L. Giussani, *Un avvenimento di vita, cioè una storia*, a. a. O., S. 459.

mit ihr auseinanderzusetzen. Etwas ganz Anderes ist es, darum zu bitten, dass er uns in die Wirklichkeit einführt, wie auch immer diese sein mag. Denn, so bemerkt Giussani, „wenn die Kirche es sich zum Ziel machen würde, dem Menschen die Mühe abzunehmen, voranzuschreiten, sich Ausdruck zu verschaffen, weiter zu forschen, benähme sie sich [...] wie eine Mutter, die sich einbildet, die Probleme ihres Kindes lösen zu können, indem sie sich an dessen Stelle setzt.“ Aber so verfehlt sie ihre erzieherische Aufgabe, die nicht darin bestehen kann, „dem Menschen die Lösung für die Probleme, denen er auf seinem Weg begegnet, zu liefern“³⁷, sondern, bei ihm das Entstehen der richtigen Haltung gegenüber der Wirklichkeit zu fördern, als beste Voraussetzung dafür, sich den Problemen stellen zu können und dort, wo es möglich ist, eine Lösung zu suchen.

Schließlich ist es vernünftig, einem Menschen zu vertrauen, wenn der einzige Grund, warum er mir bestimmte Dinge sagt, seine Anteilnahme an meiner Bestimmung, an der Freude in meinem Leben, an meinem Glück ist. „Wir sind nicht Herren über euren Glauben, sondern wir sind Mitarbeiter eurer Freude“³⁸, sagt der heilige Paulus. Es ist demnach vernünftig, einem Menschen zu vertrauen, wenn seine Hinwendung zu mir nicht Ergebnis eines Kalküls ist, nicht zu seinem eigenen Vorteil geschieht, seine eigene Politik erfolgt, sondern ganz ungeschuldet ist. „Ungeschuldet ist die Liebe zur Bestimmung des anderen, und sonst nichts.“ Wer mir das vermittelt, was meinem Herzen entspricht, der „tut dies ohne Berechnung, ohne selbst etwas davon zu haben“, sondern nur, damit „mein

³⁷ L. Giussani, *Warum die Kirche?*, a.a.O., S. 214 f.

³⁸ 2 Kor 1,24.

Leben gelingt, damit mein Leben seine Bestimmung erreicht“. Auch hier ist ein wachsames, aufmerksames Ich gefragt. Giussani fügt nämlich hinzu: „Diesen [...] Faktor, der extrem wichtig ist, setzen wir zunächst einmal in Klammern, weil er nicht gleich verstanden wird. Man muss lange Zeit ungeschuldet geliebt haben, man muss vom Leben dazu erzogen worden sein, die Menschen ungeschuldet zu lieben, um zu erkennen, wenn ein Mensch einen ungeschuldet liebt.“³⁹

Wenn wir Menschen begegnen, die diese Charakteristika haben, denen zu folgen also vernünftig ist, dann müssen wir ihnen folgen, um mit uns nicht selbst zu widersprechen. „Wenn man sich nicht selbst widersprechen will, heißt das, dass man einem anderen folgen muss. Das ist ein Paradox, das ist das Paradox, das Eva verführt hat. Seit es den Menschen gibt, ist dies das Paradox, das unsere Freiheit auf die Probe stellt: Um ich selbst zu sein, muss ich einem anderen folgen (wie es bei uns sein wird).“ Jeder von uns kann sich vorstellen, wo er wäre, wenn er dieses Gesetz nicht befolgt hätte. „Das ist das erste, was unserem Herzen entspricht: Es gab mich nicht; wenn ich existieren will, muss ich einem anderen folgen. Und wer mir so vom Menschen spricht, der hat Recht. Wer mir aber vom Menschen als dem Herrn seines Schicksals spricht, der sich selber zu dem macht, was er ist („Ich wollte, ich wollte immer, ich wollte ganz stark“, wie Alfieri), der betrügt mich, das ist Betrug.“⁴⁰

Um es noch einmal zusammenzufassen: Nicht jeder Mensch oder jedes Umfeld ist es wert, dass man ihm folgt, und nicht jedes Vertrauen ist vernünftig. Es ist nur dann

³⁹ L. Giussani, *Si può (veramente?) vivere così?*, a.a.O., S. 221.

⁴⁰ Ebd., S. 222.

vernünftig, zu vertrauen und zu folgen, wenn „derjenige, der von dir Gehorsam verlangt, dir Gründe liefert, die den Bedürfnissen deines Herzens entsprechen, jenen tiefen Bedürfnissen, die du hast, und die auch ich habe“. Das bedeutet, das, was er dir sagt, „müsste für alle Menschen gelten können. Es darf nicht der Vorschlag einer sektiererischen Weltsicht sein, nicht der Versuch, dich zu verführen! Er schlägt dir Werte vor, die gut für alle sind, die alle glücklicher machen würden. Er schlägt dir also etwas vor, was deinem Herzen zutiefst entspricht. Es stellt nicht das Ergebnis vorschneller oder verkopfter Analysen dar, die jemand über die Lage macht. Nein, es sind ganz grundlegende Dinge, die das fundamentale Wohl jedes Menschen erhalten und mehren könnten, die den Bedürfnissen jedes menschlichen Herzens entsprechen.“⁴¹ Um also vertrauen zu können, muss man, wie gesagt, man selbst sein, man muss wach sein, damit man nicht getäuscht wird.

5. Wie kann das, was du bei einem anderen siehst, zu deinem werden?

Wir haben nun alle Elemente, um die erste der von unserer Freundin aufgeworfenen Fragen beantworten zu können. Wie kann die Hoffnung, die sie bei den Menschen sieht, denen sie begegnet ist, und an dem Ort, an dem ihr Herz neu entfacht wurde, auch zu ihrer Hoffnung werden? Wie kann sie vernünftigerweise dieser Hoffnung vertrauen?

Die Hoffnung kann zu ihrer werden, wenn sie den Weg, den sie bereits begonnen hat, immer bewusster und mit immer mehr Sehnsucht weitergeht, das heißt also, indem

⁴¹ Ebd., S. 224.

sie den Menschen folgt, bei denen ihr die Hoffnung deutlich geworden ist und bei denen es hinreichende Gründe gibt, ihnen zu vertrauen. Der Weg ist, zu folgen.

Zusammen mit dem Wort „folgen“ können wir auch das Wort „Verantwortung“ verwenden, womit vor allem jene Antwort gemeint ist, die Petrus sofort auf die Frage Jesu gibt: „Simon, liebst du mich?“ „Ja.“⁴² Es war ein „Ja“, das nicht einmal die Verleugnung ein paar Tage zuvor ausbremsen konnte. Denn es war die Konsequenz aus einem Staunen, das schon bei der ersten Begegnung mit diesem Mann aufgekommen war, und aus einer Verbundenheit, die sich vertieft hatte im Laufe der Jahre, die sie mit ihm zusammen gewesen waren. Das war kein sentimentales Phänomen, sondern ein Phänomen der Vernunft, ein Urteil, das ihn an die Gegenwart dieses Menschen band, der ihn angeschaut, umarmt und geliebt hatte wie niemand sonst in seinem Leben. „Wenn ich bin, weil ich geliebt bin, dann muss ich antworten. Daraus ergibt sich die ‚Verantwortung‘. [...] Das Wort ‚Verantwortung‘ garantiert uns, dass wir letztlich die Übereinstimmung mit dem Wahren erleben werden, die Faszination des Schönen, das Bewegtsein durch das Gute, eine unauslöschliche Glückseligkeit.“ „Die Verantwortung drückt sich in einer Entscheidung meiner Freiheit im Bezug auf die Gegenwart aus, von der ich erkannt habe, dass sie vollkommen meiner Bestimmung entspricht.“⁴³

Oft verstehen wir diese Entscheidung der Freiheit falsch, als sei sie ein voluntaristischer Akt, ein Synonym für „Willenskraft“. Stattdessen ist es, wie bei Simon Pet-

⁴² Vgl. Joh 21,15-17.

⁴³ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung*, a.a.O., S. 107.

rus, das Hervortreten einer Wertschätzung, einer Zuneigung, es ist der Höhepunkt eines Sich-Bindens. Damit die Hoffnung, die wir bei anderen gesehen haben, die uns fasziniert und angezogen haben, zu unserer wird, brauchen wir nichts anderes als die Einfachheit, an diesem Ort zu bleiben, in diese unsere Gemeinschaft einzutauchen. Mit der Zeit werden wir dann eine unzerstörbare Positivität in uns vorfinden, und den Mut, uns der Zukunft zu stellen.

Doch hier wird deutlich, dass es einer Überprüfung in Freiheit bedarf. Diese Gemeinschaft, dieser Ort, ist ein Raum der Freiheit, in dem jeder ermutigt wird, die Verheißung zu überprüfen, die ihm hier gemacht wird. Sie wäre keine christliche Gemeinschaft, wenn sie nicht zu dieser persönlichen Verifizierung auffordern würde und die Freiheit nicht liebte. Ein junge Frau, die eine Studenten-Gemeinschaft kennengelernt hat, sagte mir: „Ich habe erkannt, dass das mein Platz ist, aufgrund der Tatsache, dass dort die Freiheit respektiert wird. Sie zwingen mich zu nichts. Sie warten, dass bei mir etwas geschieht und dass ich mich darauf einlasse.“ Dies zeigt, welchen großen Respekt das Geheimnis vor unserer Freiheit hat, da es uns frei geschaffen hat. Jeder kann diese Gemeinschaft jederzeit verlassen. Aber sie bleibt bestehen, und das ist das größte Zeichen der Freundschaft für die, die aus verschiedenen Gründen gehen. Es gibt einen Ort, an den sie immer wieder zurückkehren können.

„Lieber Don Julián, vor ein paar Tagen habe ich mich nach zwölf Jahren wieder für die Exerzitien der Fraternität angemeldet! Zum letzten Mal hatte ich an den Exerzitien im Jahr 2009 teilgenommen, und mein Herz war hin- und hergerissen, weil ich mir über den Wert meines Weges in der Bewegung nicht sicher war. Tatsächlich stellte ich nach Jahren aufrichtiger Teilnahme an der Be-

wegung fest, dass ich in Formalismus und Aktivismus gefangen war. Ich tat viel für die Bewegung, sogar sehr viel, aber das war nicht mehr für mich. Meine Freiheit war verschwunden, und vielleicht auch mein Glaube. So kam es, dass ich mich entschloss, alles aufzuhören. Im Dezember desselben Jahres kam ich zu dir, um dir meine Entscheidung mitzuteilen, und deine Antwort überraschte mich: eine Umarmung, die ich mitnahm und die mich begleitet hat, bis ich nach zwölf Jahren wieder sagen konnte: ‚Hier bin ich, ich möchte dabei sein!‘ Du sagtest mir: ‚Geh und mach dir keine Sorgen, dass du eine Form zurücklässt. Aber Sorge dafür, dass du dir jeden Morgen die Frage stellst: Worauf ruht heute meine Hoffnung?‘ Seitdem habe ich mich jahrelang ganz meiner Arbeit als Arzt gewidmet. Die hat mich schließlich zu einem Hausarzt in einer fremden Stadt geführt, den ich nur aus seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen kannte. Schon beim ersten Telefonat hatte er mich beeindruckt und fasziniert. Aber erst als ich bei ihm arbeitete, merkte ich, was hinter dieser Faszination steckte: Er war ein gläubiger Mann, und noch dazu von der Bewegung! Was soll ich sagen? Jesus hat mir ‚einen kleinen Streich gespielt‘, oder besser gesagt ein großes Geschenk gemacht, das ich als Zeichen seiner Liebe und seiner Vergebung empfunden habe und empfinde. Er hat mir die Möglichkeit gegeben, den Weg, den ich aufgegeben hatte, wieder aufzunehmen. Und er hat ihn mich wiederfinden lassen in meinem täglichen, schwierigen und manchmal trockenen Leben, in meiner Arbeit. So habe bin im Laufe der Zeit wieder ins Seminar der Gemeinschaft gegangen, und vor ein paar Tagen habe ich mich für die Exerzitien eingeschrieben in der Gewissheit, dass ich sie brauche. Aus Erfahrung kann ich sagen, dass es Hoffnung gibt und dass sie keine Bedin-

gungen kennt, keine Grenzen setzt – so wie auch meine Zerbrechlichkeit keine Grenze war. Die Hoffnung lebt in einer Gegenwart, und man braucht sie sich „nur“ zu wünschen, Tag für Tag.“

Den Weg der Verifizierung müssen alle gehen, er betrifft jeden, jeden Tag, in jeder Phase seines Lebens, unter den wechselnden Umständen, bis zum Schluss.

„Ich bin erst seit einem Jahr Mitglied der Fraternität. Ich hatte die Bewegung vor 30 Jahren verlassen, am Ende des Studiums. Meine Tage waren voll von Aktivitäten und Beziehungen, aber der Sinn des Ganzen war irgendwie verlorengegangen. Ich nahm es alles als selbstverständlich und so war das Leben trocken. [Wenn unsere Gemeinschaft kein Weg zur Bestimmung ist, wird das Leben trocken und dann interessiert uns diese Gemeinschaft nicht mehr.] Es waren 30 intensive Jahre, voller einfacher und schöner Ereignisse, wie bei allen: Familie, Kinder, Arbeit. Dann erfuhr ich vor drei Jahren, dass ich krank bin, und mein Leben veränderte sich. Es beschleunigte sich, und damit auch meine Frage nach dem Sinn. Zufällig traf ich einen Arzt aus der Bewegung und bat ihn um Hilfe. Er lud mich zum Eröffnungstag ein. Und ich erinnere mich sehr gut, wie erstaunt ich war, als ich feststellte, wie sehr mir deine Wort zu Herzen gingen. Ich hatte das Gefühl, da werde mein Herz beschrieben und verstanden, und die Essenz dessen, wonach ich mich sehne. Es ist erstaunlich, wenn man nach so vielen Jahren Distanz genau an diesem Ort eine Entsprechung findet. Das hätte ich nie für möglich gehalten! Dann begann mit einigen Leuten eine sehr einfache, aber wichtige und radikale Freundschaft, so dass selbst in diesen Monaten der Pandemie und der sehr seltenen Treffen diese Beziehung der wichtigste Bezugspunkt für mich ist. Es ist eine Freundschaft, in der es vor

allem um die kostbare Möglichkeit eines Weges geht, der eine gute Hypothese für mein Leben darstellt. Das habe ich nirgendwo sonst erlebt. Letzten Dezember ging ich zu den regelmäßigen Kontrolluntersuchungen ins Krankenhaus, und während ich auf die Ergebnisse der Tests wartete, stellte ich mit Erstaunen fest, dass ich keine Angst hatte. Das war sicher nicht die Frucht von Überzeugung, Überlegungen oder Willensanstrengung. Es ist mir ganz klar, dass die Erfahrung dieser zwei Jahre, die Gesten, an denen ich teilgenommen habe, die wenigen Momente der Freundschaft, die ich mit anderen erleben konnte, nach und nach bei mir die Gewissheit haben wachsen lassen, dass die Wirklichkeit gut ist, weil in ihr ein Anderer gegenwärtig ist. Die Schönheit vieler Momente, das Staunen und die Dankbarkeit, einen Ort gefunden zu haben, an dem man über die wirklich wichtigen Fragen sprechen kann, haben sich in mir, beinahe unbewusst, möchte ich sagen, Bahn gebrochen und mich aufgebaut. Hoffnung ist nicht etwas, das man erreichen kann. Sie entsteht nicht aufgrund von Umständen, die so oder so eintreten müssen (endgültige Heilung, das Ende der Pandemie oder etwas Ähnliches). Die Hoffnung ist schon da, sie wirkt in meinem Leben und sie kommt sogar in der Krankheit zum Tragen. Sie ist für mich zu der konkreten und unbestreitbaren Erfahrung geworden, dass das Hundertfache hier und jetzt möglich ist.“

Um uns der Gegenwart Christi gewiss zu werden, um die Hoffnung, die uns an diesem Ort vermittelt wird, zu unserer zu machen, brauchen wir eine persönliche Verifizierung, durch die sich die anfängliche Evidenz vertieft und zur Überzeugung wird. Was uns begegnet ist, wird nicht unser durch Magie oder Sentimentalität, sondern dank eines Erfahrungsweges, auf dem sich die anfängli-

che Intuition bestätigt. Das ist, wie gesagt, die Dynamik, die sich auch bei den Aposteln vollzog: „Und seine Jünger glaubten an ihn“.⁴⁴ Diese Aussage markiert die verschiedenen Schritte ihres Weges. Das Gleiche gilt für uns. Und alles, was in unseren Tagen geschieht, kann zu einer Gelegenheit für diese Bestätigung, für diese Verifizierung werden. Auf dem Weg dorthin darf man nichts ausblenden. Das ist nämlich die einzige Weise, wie man Gewissheit erlangen kann über die Verheißung, die wir erhalten haben: uns dem Vergleich mit allem, was uns widerfährt, zu stellen.

„Die Wochen des Wahlkampfes für die Uni-Wahlen waren sehr dicht, voller sehr schöner Tage. Obwohl ich im Haus eingesperrt und physisch alleine war vor meinem Computer, empfand ich eine ganz konkrete Zufriedenheit. Ich entdeckte mehr, wer ich bin, und den Wert von Beziehungen. Aber nach diesen schönen Tagen, als die Wahlen zu Ende waren, wurde ich von Unbehagen heimgesucht und fing an, mich selbst zu verurteilen: Ich merkte, dass ich unfähig war, mich nicht von dem Ergebnis bestimmen zu lassen. Die Schönheit der vergangenen Wochen hielt der Traurigkeit, die mich dominierte, nicht stand. Gleichzeitig hatte ich Angst, diese Schönheit, die ich erlebt hatte, zu verlieren, sie auszulöschen, oder dass mir nur das Gefühl der Niederlage bleiben würde. Die Tage nach den Wahlen haben bei mir ganz viele unbequeme Fragen wachgerufen, die mich nicht mehr in Ruhe lassen: Warum reicht mir die Zufriedenheit der letzten Wochen nicht? Was bleibt, angesichts des entmutigenden Ergebnisses? Warum neige ich dazu, das Schöne, das ich erlebt habe, wieder auszulöschen? Ich bin nicht

⁴⁴ Joh 2,11; vgl. oben, S. 106.

gewählt worden, und was bleibt damit für mich? Die Unzufriedenheit und Traurigkeit haben zunächst dazu geführt, dass ich mich den anderen gegenüber verschlossen habe, und auch gegenüber den Meinen, mit denen ich zusammenlebe. Doch nach ein paar Tagen überwog das Bedürfnis, zu einem Urteil über das in den vergangenen Wochen Erlebte zu kommen, damit es nicht verlorenght. Das führte dazu, dass ich die Freunde um Hilfe bat, wodurch auch der unangenehmere Teil von mir zur Sprache kam, nämlich dass ich daran Anstoß nahm. Es entspann sich ein Kampf zwischen meinem Urteil über mich selbst, über das, was ich tue, die Traurigkeit, die mich befällt, und die Zufriedenheit, die ich verspürt hatte und von der ich mir wünsche, sie würde weiterleben. Ein Freund wies mich darauf hin, wie meine Menschlichkeit unter diesen Umständen zum Durchbruch gekommen sei. Das hat mich erschüttert, weil ich nichts Positives darin erkennen konnte, dass ich so sehr Anstoß nahm. Aber nun erkenne ich, dass einerseits meine menschliche Armseligkeit zum Vorschein kommt, die ich nicht mehr übersehen kann, aber andererseits die Tatsache, dass ich glücklich war, mich einfach zu verschenken und anderen das mitzuteilen, was ich lebe.“

Gerade um nicht steckenzubleiben auf dem Weg der persönlichen Verifizierung, brauchen wir einen Ort, der immer wieder unser eigenes Maß durchbricht und unseren Blick öffnet, so dass wir das sehen, was wir sonst übersehen würden.

Die Art und Weise, wie Jesus Tag für Tag das Maß des Petrus hinterfragt, ist da erhellend. Exemplarisch dafür steht die Szene der Fußwaschung. „Jesus, der wusste, dass ihm der Vater alles in die Hand gegeben hatte und dass er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehrte,

stand vom Mahl auf, legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch. Dann goss er Wasser in eine Schüssel und begann, den Jüngern die Füße zu waschen und mit dem Leinentuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war. Als er zu Simon Petrus kam, sagte dieser zu ihm: Du, Herr, willst mir die Füße waschen? Jesus sagte zu ihm: Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; doch später wirst du es begreifen.“ Auf den Ausruf des Petrus: „Niemals sollst du mir die Füße waschen!“, antwortet Jesus, indem er den Einsatz erhöht und die Herausforderung verschärft: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir.“ Da gibt Petrus nach: „Herr, [wenn es so ist,] dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt.“ Was hat in ihm gesiegt, dass er eine so plötzliche Kehrtwendung macht und nicht mehr nach seinem eigenen Maß misst? Die Liebe zu Christus.⁴⁵

Um nicht in unseren Schemata gefangen zu bleiben, die sich unaufhaltsam in uns selbst bilden oder die wir aus unserem Umfeld übernehmen, müssen wir unaufhörlich erneuert werden. „Ein völlig offenes und vorurteilsfreies Erkennen ist allein aus menschlicher Kraft praktisch unmöglich. Aber es ist das einzige, was der Dynamik der Vernunft gerecht wird, die ja Offenheit für die Wirklichkeit in der Gesamtheit ihrer Faktoren ist.“⁴⁶ Damit dies möglich wird, brauchen wir einen Ort, der unsere Vernunft immer wieder weitet. Dieser Ort ist „etwas Spezielles, das immer offen für das Ganze ist“⁴⁷, wie Giussani das Charisma definiert. Um nicht den Maßstäben zu

⁴⁵ Joh 13,3-9.

⁴⁶ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung*, a.a.O., S. 89.

⁴⁷ Ebd., S. 122.

unterliegen, die unweigerlich unser Urteilsvermögen verhärten und in denen wir uns so oft verfangen, hilft weder eine titanische Anstrengung noch eine ausgeklügelte Strategie. Es genügt, den Blick nicht von jener lebendigen Wirklichkeit abzuwenden, die uns hilft, unsere Vernunft zu weiten. Es braucht eine Zuneigung zu jenem Ort, die es uns ermöglicht, das Ganze zu sehen und der Vernunft nicht ihre ursprüngliche Offenheit zu nehmen.

Je mehr wir erleben, dass dieser Ort unseren Blick auf uns selbst und auf die Welt erneuert, umso größer wird unsere Zuneigung. Das festzustellen, vertieft, nährt und stärkt unser Bewusstsein, zu dem Instrument zu gehören, das Christus gewählt hat, um unser Leben anzuziehen und zu begleiten.

Es ist genau die gleiche Dynamik wie am Anfang, als die Jünger mit Jesus zusammen waren. Jeder Tag, den sie mit ihm verbrachten, fügte, wie Giussani mit einem schönen Bild sagt, „weiteren Klebstoff hinzu“⁴⁸, der sie mit ihm immer stärker verband. Ihre Wertschätzung war ein Urteil, voll von Gründen, ohne auch nur einen Schatten von Irrationalität oder Zwang. Auf dieselbe Weise führt unser Zusammensein mit der Gemeinschaft, auf die wir getroffen sind, sofern wir uns darauf einlassen, den Vorschlag, den sie beinhaltet, zu überprüfen, dazu, dass wir uns mit immer mehr vernünftigen Gründen an sie binden. Und es bewirkt, dass wir immer persönlicher die Gegenwart entdecken, deren Zeichen, deren sichtbares Antlitz sie ist: Christus, unsere Hoffnung. Dies ist in der Tat der Zweck, zu dem sie existiert. Was den Jüngern geschehen ist, geschieht also auch uns heute: Aus der Verbundenheit mit ihm wächst die Blume der Hoffnung.

⁴⁸ Ebd., S. 108.

In dem Buch mit Texten der Exerzitien der Fraternität, das gerade erschienen ist, lesen wir von Giussani: „Petrus hatte alles Mögliche getan, aber er hatte eine ganz große Sympathie für Christus. Er merkte, dass alles in ihm zu Christus strebte, dass in diesen Augen, in diesem Gesicht, in diesem Herzen alles war. Auch seine früheren Sünden konnten nichts daran ändern. Auch seine spätere Inkohärenz war kein Hindernis. Christus war die Quelle, der Ort seiner Hoffnung. Was auch immer man ihm entgegengehalten hätte, was er getan habe oder noch tun würde, Christus blieb (auch durch den Nebel dieser Einwände hindurch) die Quelle des Lichtes seiner Hoffnung. Er schätzte ihn über alles, vom ersten Augenblick an, als er ihn angeblickt hatte. Deshalb liebte er ihn. „Ja, Herr, du weißt, dass du der Gegenstand meiner größten Sympathie und meiner höchsten Wertschätzung bist.“⁴⁹

Christus ist die Quelle des Lichtes unserer Hoffnung. Und unsere Gemeinschaft, die aus der Gnade des Charismas, das Don Giussani geschenkt wurde, entstanden ist, ist eine Hilfe, uns zu Christus zu bekehren. „Denn die Essenz der Erfahrung der Bewegung lautet: Der Glaube ist alles, das Anerkennen Christi ist alles im Leben. Christus ist das Zentrum des Kosmos und der Geschichte.“⁵⁰ Die Geschwisterlichkeit unter uns, das Beziehungsgeflecht, das die Bewegung ausmacht, „ist unsere Art, das Geheimnis des gegenwärtigen Christus zu leben“⁵¹. Das ist keine Ausflucht, um sich das Drama der persönlichen Beziehung zu Christus zu ersparen. Im Gegenteil, es ist eine

⁴⁹ L. Giussani, *Attraverso la compagnia dei credenti*, a.a.O., S. 132.

⁵⁰ L. Giussani, *Una strana compagnia*, a.a.O., S. 191 f.

⁵¹ L. Giussani, *L'opera del movimento. La Fraternità di Comunione e Liberazione*, San Paolo, Cinisello Balsamo (Mi) 2002, S. 71. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Hilfe und die Aufforderung, es intensiver und bewusster zu leben. Ich will immer das Drama meiner Freiheit leben, das mich dazu drängt, „du“ zu Christus zu sagen, sobald ich morgens die Augen aufschlage. Das gleiche Drama hat auch Jesus gelebt: „In aller Frühe, als es noch dunkel war, stand er auf und ging an einen einsamen Ort, um zu beten.“⁵² Auf dieser Ebene spielt unser Leben. „Der Augenblick ist gekommen“, sagte Giussani vor genau 30 Jahren, „an dem die Bewegung nur weiter voranschreitet aufgrund der Zuneigung zu Christus, die jeder von uns hat, um die jeder von uns den Heiligen Geist bittet.“⁵³ Die Bewegung geht also weiter aufgrund der Zuneigung eines jeden von uns zu Christus. Alles andere, unsere Bemühungen, unsere Vorsätze, ist viel zu schwach.

Dieses Beziehungsgeflecht erspart uns also unsere Beziehung zum Geheimnis nicht, sondern es fordert sie unaufhörlich heraus und ermöglicht sie immer wieder. Wenn das Geheimnis nämlich nicht jetzt gegenwärtig würde, durch eine menschliche Gemeinschaft, einen Ort, ein Geflecht von Beziehungen, dann bliebe es uns fremd und auch bei uns würde die Mentalität obsiegen, die sich aus Hoffnungen nährt, die dem Ansturm der Ereignisse nicht standhalten können, und die auf vielerlei Weise versucht, das Geheimnis aus dem Leben zu verdrängen.

Aber genau dieses gegenwärtige Geheimnis brauchen wir alle, um zu leben. „Alle Menschen, ob jung oder alt, brauchen letztlich das Gleiche: die Gewissheit, dass ihre Zeit, ihr Leben etwas Positives ist, Gewissheit über ihre

⁵² Mk 1,35.

⁵³ „Corresponsabilità. Stralci dalla discussione al Consiglio internazionale di CL agosto 1991“, in: *Tracce-Litterae communionis*, Nr. 11/1991, S. 32.

Bestimmung.“⁵⁴ Aber diese Gewissheit, die sich „Hoffnung“ nennt, können wir uns nicht selbst geben, auch nicht, indem wir uns zusammenschließen, solidarisieren, alle unsere Bemühungen zusammenführen. Nur der menschengewordene Gott kann durch seinen Tod und seine Auferstehung auf diesen Durst nach Sinn, nach der Positivität des Daseins antworten, der uns im Innersten ausmacht. Wie wir gesagt haben, die Begegnung mit seiner Gegenwart, in der Form, die uns angezogen hat, ist die Gnade unseres Lebens, das unendliche Erbarmen, das der Herr mit unserer Nichtigkeit hat. Aber wir dürfen sie nicht für uns selbst behalten, als sei sie ein Privileg.

„Ich war an der Uni, um zu lernen, da kam eine Kurskollegin vorbei, die ich seit Monaten nicht gesehen hatte. Sie begann, mir von sich zu erzählen, von der Angst vor der Pandemie, die sie lähmte, von ihrer Hoffnung, dass die Wissenschaft Erfolg haben und ein Impfstoff uns wieder zur Normalität zurückbringen werde. Solange, sagte sie mir, sei sie dazu verurteilt, ihr Leben auszusetzen. Ich sagte ihr, für mich seien diese Umstände ein Faktor, um zu reifen. Und staunend erzählte ich ihr, die größte Gnade sei für mich, einen Ort und Gesicht zu haben, auf den ich schauen könne, um einen wahren Blick auf mich selbst zu erleben. Ein paar Tage später schrieb mir diese Kommilitonin und bedankte sich bei mir. Sie habe schon seit Jahren kein Gespräch ‚mit so viel Sinn‘ mehr geführt. Ihr Herz wünscht sich das gleiche, was ich mir wünsche: eine Gewissheit in der Gegenwart, mit der wir alles ohne Angst angehen können. In den letzten Monaten, seit dem Lockdown, habe ich mich geliebt gefühlt, so wie ich bin,

⁵⁴ L. Giussani, „Cristo, la speranza“, in: *CL Litterae Communionis*, Nr. 11/1990, S. 18. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

und bin voll Dankbarkeit dafür, dass ich Menschen um mich habe, die durch die Art, wie sie leben und wie aufrichtig sie sich selbst betrachten, in mir eine Hoffnung für mein Leben wecken. Das Erkennen, dass Christus in meinem Tag gegenwärtig ist, ist kontinuierlicher geworden und erzeugt eine Rührung, die mein Herz in einer immer wahreren Haltung vor allem stehen lässt. Ich entdecke, dass wahr ist, was auf dem Weihnachtsplakat steht: „Die Gegenwart Christi im alltäglichen Leben verlangt immer mehr den Einsatz des Herzens: Das Ergriffensein von seiner Gegenwart wird zur Ergriffenheit im Alltag. Nichts ist mehr unnütz, nichts ist uns fremd. Es entsteht eine Zuneigung zu allem.“

Christus, als reales Ereignis heute (und nicht nur als reales Ereignis vor 2000 Jahren) tritt in das alltägliche Leben ein und verwandelt es, macht es wahrer, menschlicher. Wenn Christus für mich ein reales Ereignis ist, wenn ich das annehme und zulasse, dass er in das normale Gefüge meiner Tage eintritt, dann zeigt sich das in einer Veränderung, die in meinem Leben stattfindet. „Das Christentum“, sagte Giussani 1964, „ist eine neue Art, die Welt zu leben, es ist eine Art neuen Lebens: Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um einige besondere Erfahrungen, einige Handlungsweisen neben anderen oder einige Begriffe oder Worte, die dem bestehenden Vokabular hinzuzufügen wären“. Und er fuhr fort: „Wie die Begegnung ist auch die christliche Aufforderung für uns heute mit dem Vorschlag identisch, der aus einer menschlichen Wirklichkeit um uns herum auf uns zukommt. Und es ist großartig, dass dieser Vorschlag, einzigartig unter allen anderen, ein so konkretes, so existentielles Gesicht hat: Dass es eine Gemeinschaft in der Welt ist, eine Welt in der Welt, eine unterschiedene Wirklichkeit in der Wirk-

lichkeit, aber nicht unterschieden durch unterschiedliche Interessen, sondern durch die unterschiedliche Art und Weise, gemeinsame Interessen zu verwirklichen.“⁵⁵

Der Unterschied, den das Christuserignis im Leben derer bewirkt, die ihm begegnen und es annehmen, ist der Faktor, der die Hoffnung vermittelt.

Doch wir können nicht einen Moment lang aufhören. Die Anziehungskraft, die wir spüren, wenn die Begegnung wieder geschieht, weil wir in der christlichen Gemeinschaft bleiben, muss bei uns zur Arbeit, zur Wachsamkeit werden („wie einer, der etwas Schönes erobert hat und es verteidigen muss, auf der Schwelle steht und nicht schläft, also nicht abgelenkt ist, nicht oberflächlich, sondern gespannt“). Sie muss bei uns zum Gedächtnis werden. Und das Gedächtnis „besteht nicht darin, dass wir uns erinnern, sondern dass wir uns ständig einer Gegenwart bewusst werden, die, wenn sie sich einmal offenbart hat, sich als eine Gegenwart offenbart hat, die nicht mehr aufhört. Und wenn sie sich uns einmal offenbart hat, hat sie sich auch als eine Gegenwart offenbart, die nicht mehr aufhört (da sie uns ausmacht). Sie wird spürbar, sichtbar in den anderen. Diese Gegenwart führt uns zusammen zu dem Zweck, dass wir sie leben. Deswegen heißt sie auch *Communio*, genau wie die Eucharistie.“⁵⁶

⁵⁵ L. Giussani, *Der Weg zur Wahrheit ist eine Erfahrung*, EOS, Sankt Ottilien 2006, S. 114, 119 f.

⁵⁶ L. Giussani, „*Tu*“ (*o dell'amicizia*), Bur, Mailand 1997, S. 318 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

KAPITEL 6

DIE HOFFNUNG AUF DEM PRÜFSTAND DER UMSTÄNDE

„Wer mir nachfolgt, wird dafür das Hundertfache empfangen.“¹ Jesus selbst hat uns, die ihm nachfolgen, ein Kriterium zur Verifizierung gegeben. Genauso muss auch die Hoffnung, die denen versprochen ist, die diese Nachfolge leben, in allen Umständen überprüft werden.

1. Die Hoffnung, die uns nicht enttäuscht

Die von Christus versprochene Hoffnung, die uns nicht enttäuscht, muss gegenüber den Herausforderungen bestehen, denen sich die menschliche Existenz zu stellen hat und die uns diese Zeiten unbarmherzig vor Augen geführt haben. Jeder ist, ob er will oder nicht, dazu aufgerufen, die Beständigkeit seiner Hoffnung angesichts von Schwierigkeiten und Herausforderungen zu überprüfen, besonders, wenn sie so schwerwiegend sind. Wir haben mit Giussani gesagt: „Alle Menschen, ob jung oder alt, brauchen letztlich das Gleiche: die Gewissheit, dass ihre Zeit, ihr Leben etwas Positives ist, Gewissheit über ihre Bestimmung.“ Unter bestimmten Umständen wird deutlich, ob wir diese Gewissheit haben oder ob bei uns die Unsicherheit und Angst überwiegen, die den Aufbau

¹ Vgl. Mk 10,29-30.

behindern, uns in Sorgen versinken und um uns selbst kreisen lassen.

Der maßgebliche Beitrag, um unsere Hoffnung zu überprüfen, kommt von der Wirklichkeit. Die Umstände sind entscheidend, damit sich unsere Hoffnung als beständig erweist und sich die wahre Hoffnung in unserem Innersten verwurzelt. Um zu prüfen, ob die christliche Hoffnung uns wirklich nicht enttäuscht, müssen wir uns der Wirklichkeit stellen, die uns nicht erspart bleibt, und den Umständen, besonders den unausweichlichen, entgentreten und mit ihnen ringen. Die uns offenbarte und bezeugte Hoffnung wird „nur“ in der Beziehung mit den Umständen und auf dem Weg der Überprüfung in uns Fuß fassen und zu unserer Hoffnung werden.

a) *Der Tod*

Fassen wir als Erstes die große Klippe ins Auge, also das, was in gewisser Hinsicht als Letztes kommt, da es am Ende des Lebens steht und uns doch jeden Augenblick wie ein unbequemer und beunruhigender Mitbewohner unseres Bewusstseins begleitet: den Tod. Wie können wir mit Gewissheit auf die Zukunft schauen, ohne dem erbittertsten Feind entgegentreten? Wie der große Historiker Huizinga schrieb, gehört der Tod zur Definition des Lebens: „Sterben und Werden halten aber in der Geschichte ebenso gleichen Schritt wie in der Natur.“² Der Tod gehört zum Leben, weil er einem Lebenden geschieht. Er ist also ein Problem, dem man nicht ausweichen kann, schon gar nicht ein Wesen wie wir, das sich seiner selbst bewusst ist.

² J. Huizinga, *Herbst des Mittelalters*, Kröner, Stuttgart 1969, S. XIII.

Das Wissen um den Tod macht einen beträchtlichen Teil unseres Selbstbewusstseins aus, auch wenn wir diese Tatsache auf verschiedene Weise auszublenden versuchen. Die Pandemie hat allen die Grundevidenz des Sterbens wieder vor Augen geführt. Wenn wir mit dem Tod nicht mehr vertraut waren und ihn im Alltag vergessen und verdrängt hatten, müssen wir ihn jetzt wieder zur Kenntnis nehmen, und zwar nicht wie jemand, der vom Balkon aus zuschaut oder ihn im Fernsehen sieht, sondern wie jemand, der von ihm berührt und bedrängt wird. Jeder von uns konnte diese Erfahrung machen, weil der Tod ihm dadurch nahekam, dass Angehörige oder Freunde gestorben sind, oder weil wir jeden Tag mit der Anzahl der Toten konfrontiert waren und sind. Alle sind wir herausgefordert. Keiner kann so tun, als sei die Wirklichkeit nicht so „düster“.

Schauen wir gemeinsam, wie Don Giussani die Herausforderung des Todes wahrgenommen hat. Als er das Brevier betete, blieb er an einem Satz aus dem Buch der Weisheit hängen: „Denn Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude am Untergang der Lebenden. Zum Dasein hat er alles geschaffen und heilbringend sind die Geschöpfe der Welt. Kein Gift des Verderbens ist in ihnen, das Reich der Unterwelt hat keine Macht auf der Erde; denn die Gerechtigkeit ist unsterblich.“ (Weis 1,13-15) Bei einem Treffen 1990 bemerkte er dazu: „Ich war wie von einer tiefen Rebellion ergriffen. Ich rief aus, diese Worte seien nicht wahr. Es sei nicht wahr, dass die Gerechtigkeit unsterblich sei, in einer Welt, in der zwei unserer jungen Freunde, Marco und Andrea, bei einer Bergtour abstürzen und sterben konnten.“ Gleich darauf fügt er hinzu: „Und dennoch kann man nicht leben, ohne diesem Satz in irgendeiner Weise zuzustimmen. Ohne

eine positive Hoffnung kann man nicht leben.“ Schließlich fährt er fort: „Um diesem Satz zuzustimmen, haben die Menschen zwei Alternativen. Auf der einen Seite einen Optimismus, der ebenso instinktiv wie unbegründet ist. Dieser Optimismus beherrscht die ganze moderne Kultur. Wir haben ihn von den Griechen und Römern geerbt, aber er ist in allen Zeitaltern anzutreffen. Es ist eine bestimmte Sicht auf das Leben, ohne die man nicht leben könnte. Aber es ist ein oberflächlicher, trügerischer Optimismus. Wer sich ganz auf ihn verlässt, muss völlig blind sein für das, was um ihn herum geschieht. Es ist daher ein zynischer Optimismus. Auf der anderen Seite setzt man optimistisch auf die eigene Willenskraft, auf die eigene Fähigkeit, etwas aufzubauen. Auch dies ist charakteristisch für unsere Welt. Die Lösung der Probleme wird in Utopien gesucht, in den eigenen Plänen, seien es die einzelner oder vieler gemeinsam. Man sucht das Heil in unterschiedlichen Formen von Utopien, in Träumen, das heißt in begrenzten Hoffnungen, die lediglich auf einem einzelnen Aspekt gründen. Jede Form von Utopie (das Vergnügen, das Geld, die Politik), die sich als Antwort auf das dem menschlichen Herzen innewohnende Verlangen nach einer umfassenden Positivität versteht, impliziert Gewalt.“³

Das sind also die Alternativen, beide voller Lügen und Zweideutigkeit und deshalb ungenügend.

Es ist richtig: Wir sind für das Leben geschaffen. Der Abschnitt aus dem Buch der Weisheit bestätigt die Natur des menschlichen Herzens. Doch wer kann auf diese Natur des Herzens und unser unbezwingbares und konstitutives Verlangen nach Leben antworten? Christus, nur

³ L. Giussani, „Cristo, la speranza“, a.a.O., S. 14.

Christus, der gestorben und auferstanden ist, gibt darauf eine Antwort. „Die einzig mögliche Antwort auf den Text aus dem Buch der Weisheit ist diese: Das Wort ist Fleisch geworden.“ Es gibt keine Antwort, außer Christus. „Ohne Christus verfallen wir entweder einem falschen, anmaßenden und zynischen Optimismus, auch wenn er von bedeutenden Philosophen erdacht ist, oder einem banalen oder großartigen – aber jedenfalls gewalttätigen – Utopismus.“⁴

Der Satz aus dem Buch der Weisheit berührt das Zentrum der Frage nach dem Menschen. Im Hinblick auf das menschliche Herz ist er der neuralgische Punkt. „Zum Dasein hat er alles geschaffen und heilbringend sind die Geschöpfe der Welt. Kein Gift des Verderbens ist in ihnen, das Reich der Unterwelt hat keine Macht auf der Erde; denn die Gerechtigkeit ist unsterblich.“ Ohne Christus, betont Giussani bei einer anderen Gelegenheit, „wäre das nicht wahr, weil der Widerspruch alles, was sich ein Mensch je vorgestellt und aufgebaut hat, zerstören und in den Strudel des Todes ziehen würde. Ohne Christus kann man diesen Worten der Bibel nicht zustimmen.“⁵

Christus, der gestorben und auferstanden ist, ist die einzige Antwort auf die Frage aus dem Buch der Weisheit, das heißt auf die Frage nach dem Menschen. Jesus sagt zu Nikodemus: „Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat.“⁶ Hier findet unser Leben seinen letzten Grund, das heißt

⁴ Ebd., S. 15.

⁵ L. Giussani, *Un evento reale nella vita dell'uomo (1990-1991)*, Bur, Mailand 2013, S. 149. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

⁶ Joh 3,16.

die wahre Hoffnung: Jesus Christus, hier und jetzt, ein wirkliches Ereignis im Leben des Menschen. Doch das alles, ich wiederhole es noch einmal, muss zu einer persönlichen Erfahrung werden.

Eine Studentin schreibt mir: „Um auf die Frage zu antworten, ‚Gibt es Hoffnung?‘, musste ich unvermeidlich an einen bestimmten Augenblick in meinem Leben denken: die Beerdigung einer Freundin, die sich vor drei Jahren das Leben genommen hat. Insbesondere zwei Dinge hatten mir bei diesem Begräbnis zu denken gegeben. Zum einen die Haltung, die ich in der Kirche während der Messe einnahm: Ich betete die ganze Zeit auf Knien, dass auch dieser so schmerzliche und dramatische Moment erlöst und jemandem anvertraut werden möge, der größer ist als meine Armseligkeit. Der zweite beeindruckende Punkt war, als ich aus der Kirche herauskam und mit meinen Freundinnen eine Zigarette rauchte. Eine von ihnen wandte sich mir zu und fragte: ‚Warum weinst du nicht? Warum bist du nicht verzweifelt wie wir? Was für ein Gesicht du hast! Es sieht so aus, als seist du in Frieden.‘ Ich war etwas irritiert und gleichzeitig beeindruckt von dem, was gerade geschah. Ich wüsste selbst nicht zu beschreiben oder einen Grund dafür zu nennen, warum ich in diesem Augenblick so war. Ich musste zugeben, dass ich trotz meiner Trauer nicht verzweifelt war. Dieser Suizid war nicht das letzte Wort über mein Leben und in meinem Herzen, weil auch in diesem Augenblick etwas ‚anderes‘ in mir die Oberhand behielt, was mich froh erscheinen ließ. Mein Herz war nicht verzweifelt, aber es hatte die Bitte, dass alles von mir und meiner Freundin gerettet würde. Inmitten des Schmerzes, der unter uns herrschte, fühlte ich mich vollkommen umarmt! Eine Gnade, die die anderen bei mir wahrnahmen. Dieser

Vorfall veränderte mich in den folgenden Wochen. Als ich zu meinem Alltag und meinen kleinen Kreuzen und Schwierigkeiten zurückkehrte, begleitete mich dieses Tatsache. Was für eine Gnade, dass ich im Hinblick auf die dramatischsten und schmerzhaftesten Situationen meines Lebens sagen kann, dass es eine Hoffnung gibt! Ich habe sie mir nicht ausgedacht und es hat auch nichts mit Psychologie zu tun. Es ist eine Hoffnung, die in mir aufgestiegen ist durch eine lebendige und fleischliche Gegenwart, die mich im Innersten ergriffen und mein Leben verändert hat. Was ist das für eine Gnade, wenn man sich dessen neu bewusst wird! Mich umgibt ein Friede, der mich nicht mehr verlässt. Das gilt auch im Angesicht von Freunden, die beschlossen haben, nein zu diesem Leben zu sagen. Alles begann mit meiner ersten Begegnung mit CL und dem Christentum an der Universität, das heißt mit Menschen, die mich vom ersten Augenblick an bedingungslos geliebt haben, ohne sich auf das Schlechte zu fixieren. Deshalb sage ich aufgrund dessen, was mir geschehen ist: *Nie und nimmer* hat mein Leben keinen Wert oder keinen Sinn!“

Aufgrund dessen, was unsere Freundin erlebt hat, kann sie mit Paulus sagen, dass sie von einer Hoffnung ergriffen wurde, „die nicht zugrunde gehen lässt“⁷. Das ist die Gewissheit, die sie bei dem Begräbnis erfahren hat: „Nie und nimmer!“ Genau diese Fähigkeit, jedwede Situation anzugehen, ist der Beweis dafür, dass wir über eine Hoffnung verfügen, die uns nicht zugrunde gehen lässt. Paulus schreibt: „Was kann uns scheiden von der Liebe Christi? Bedrängnis oder Not oder Verfolgung, Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? [...] Doch in alldem tra-

⁷ Vgl. Röm 5,5.

gen wir einen glänzenden Sieg davon durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“⁸

Was für eine Erfahrung benötigen wir, um so etwas mit Gewissheit sagen zu können? Es ist die Erfahrung, die vor 2000 Jahren begonnen hat. Denken wir an Johannes und Andreas, oder an Petrus: Seitdem dieser Mann in ihr Leben getreten war, hatte alles, was sie taten, alle ihre Gefühle, alle ihre täglichen Verrichtungen mit ihm zu tun. Als sie ihm folgten, an die Orte, an die er ging, gab es in ihren Herzen keinen Raum mehr für etwas anderes.⁹ Sie haben gesehen, wie er am Kreuz starb und dann auferstanden war. Stellen wir uns vor, wie sie mit dem Tod ihrer Mutter oder einer geliebten Person konfrontiert waren: Der menschliche Schmerz blieb genauso konkret und real, es blieben die Tränen. Sie reagierten je nach ihrem Temperament. Doch es gab in ihnen etwas, das unbesiegbar war, nämlich die Freude, weil sie diesen Menschen vor Augen hatten, der gestorben und auferstanden war. Das bekamen sie nicht mehr aus den Augen, mit denen sie alles betrachteten. Papst Franziskus sagt: „Es ist die Begleitung einer Gegenwart, die in letzter Analyse nicht von äußeren Umständen abhängt, sondern eben geschenkt ist. Eine Vertrautheit mit Jesus, durch die man Tag für Tag vorwärtsgeht.“¹⁰

⁸ Röm 8,35-39.

⁹ Vgl. L. Giussani, *Si può (veramente?) vivere così?*, a.a.O., S. 363 f.

¹⁰ Franziskus, *Il Cielo sulla Terra*, LEV, Città del Vaticano 2020, S. 272. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Giussani hat uns das bis zum Ende seines Lebens bezeugt. Bei seinem letzten Gruß am Ende der Exerzitien der Fraternität im Jahr 2004, als er sich offensichtlich schon in einer Grenzsituation befand und von Schmerzen gezeichnet war, sagte er: „Der Sieg Christi ist ein Sieg über den Tod. Und der Sieg über den Tod ist ein Sieg über das Leben. Alles hat eine Positivität, alles ist gut [...]. So wird jeder Widerspruch und jeder Schmerz im Laufe dieses Lebens eine positive Antwort finden. [...] Weil das Leben schön ist. Das Leben ist schön: Das ist eine Verheißung, die Gott uns gemacht hat mit dem Sieg Christi. Deshalb ist jeder Tag, an dem wir aus unserem Bett aufstehen – wie auch immer unsere unmittelbare Situation sein mag, wie schlimm oder unvorstellbar sie auch sein mag –, jeder Tag ist etwas Gutes, das an unserem äußersten Horizont als Menschen aufscheint.“¹¹

Diese unüberwindliche Positivität, auch angesichts des Todes, ist der Beweis dafür, dass es eine Hoffnung gibt, die uns nicht enttäuscht, eine Hoffnung, die das Erfahren von etwas ist, das jetzt da ist: „Die Zukunft basiert auf etwas, das wir jetzt besitzen, und das uns jetzt besitzt.“¹²

b) *Das Leid*

Wie der Tod, so gehört auch das Leid zum Leben des Menschen. Nicht nur das Leid, das mit unserer Endlichkeit verknüpft ist, sondern auch das Leid, für das wir

¹¹ L. Giussani, „Intervento conclusivo“, in: J. Carrón, *Il destino dell'uomo*, Cooperativa Editoriale Nuovo Mondo, Mailand 2004, S. 48. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹² L. Giussani, *Tutta la terra desidera il Tuo volto*, San Paolo, Cinisello Balsamo (Mi) 2015, S. 56. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

Menschen verantwortlich sind: „Wir müssen alles tun, um Leid zu überwinden, aber ganz aus der Welt schaffen können wir es nicht – einfach deshalb nicht, weil wir unsere Endlichkeit nicht abschütteln können und weil niemand von uns imstande ist, die Macht des Bösen, der Schuld, aus der Welt zu schaffen, die immerfort – wir sehen es – Quell von Leiden ist. Das könnte nur Gott: Nur ein Gott, der selbst in die Geschichte eintritt, Mensch wird und in ihr leidet.“¹³ Die Art und Weise, wie wir mit dem Leid und Leidenden umgehen, ist ein Anzeichen für die Wahrheit der menschlichen Erfahrung eines jeden von uns und der ganzen Gesellschaft. In unserer Umgebung nehmen wir immer mehr ein Ausblenden des Leides wahr und eine Flucht vor all dem, was Leid oder die Teilnahme am Leiden anderer bedeuten könnte. Und dennoch stellen wir fest: Es gibt keine aufrichtige Beziehung mit einem anderen, ohne dass man bereit ist, sein Leid zu teilen. Es kann keine Beziehung geben, die auf Liebe aufbaut, ohne die Bereitschaft zur Selbstentäußerung. Wir können nicht nach dem Guten, nach Wahrheit und Gerechtigkeit streben, ohne das Leid anzunehmen, welches sie mit sich bringen. (Wenn die Wahrung des eigenen Wohlstandes wichtiger wird als Wahrheit und Gerechtigkeit, dann herrschen die Macht des Stärkeren, Einschüchterung und Lüge.) Dasselbe gilt für das persönliche Leid: So sehr wir versuchen, ihm auszuweichen, es wird uns letztlich nicht gelingen. Denn sonst würden wir dem Leben selbst ausweichen. Wenn wir von wirklich schweren Prüfungen bedrängt werden, stellen wir fest, dass unsere kleinen und großen Hoffnungen oder unsere optimistischen Gedanken und Projekte nicht reichen,

¹³ Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 36.

um sie durchzustehen. Wir brauchen „die Gewissheit der wahren, großen Hoffnung“¹⁴, einer Gegenwart, die in der Lage ist, unser ganzes Drama zu umfassen.

Papst Franziskus schreibt in seiner Enzyklika *Lumen Fidei*: „Dem Leidenden gibt Gott nicht einen Gedanken, der alles erklärt, sondern er bietet ihm seine Antwort an in Form einer begleitenden Gegenwart, einer Geschichte des Guten, die sich mit jeder Leidensgeschichte verbindet, um in ihr ein Tor zum Licht aufzutun. In Christus wollte Gott selbst diesen Weg mit uns teilen und sein Sehen schenken, um darin das Licht zu schauen. Christus, der den Schmerz erduldet hat, ist ‚der Urheber und Vollender des Glaubens‘ (Hebr 12,2). Das Leiden erinnert uns daran, dass der Dienst des Glaubens am Gemeinwohl immer ein Dienst der Hoffnung ist“.¹⁵

Wir haben ein existenzielles Bedürfnis, Zeugen dieser wahrhaft großen Hoffnung zu erleben, die aus dem Glauben erwächst, das heißt Menschen, die mit ihrem Leben demonstrieren, dass man in der Gemeinschaft mit Christus und in seiner Gegenwart das Leid leben kann, ohne in das Dunkel der Einsamkeit, der Sinnlosigkeit und der Verlassenheit zu versinken. Mit Christus, mit seinem Tod und seiner Auferstehung, schreibt Benedikt XVI., ist „in alles menschliche Leiden ein Mitleidender, Mittragender hineingetreten; in jedem Leiden ist von da aus die *con-solatio*, der Trost der mitleidenden Liebe Gottes anwesend und damit der Stern der Hoffnung aufgegangen.“¹⁶ Das beweisen uns die Zeugen anschaulich. „Eben dadurch aber, dass es nun geteiltes Leid geworden ist, dass ein an-

¹⁴ Ebd., 39.

¹⁵ Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*, 57.

¹⁶ Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 39.

derer in ihm da ist, dringt das Licht der Liebe in dieses Leiden ein.“¹⁷ Ein Leiden wird blind und unerträglich, wenn es nicht geteilt wird und von einer Gegenwart umfassen ist, die nicht verschwindet, von der Liebe Gottes, die wir durch die Liebe der Menschen erfahren.

„Im November 2019 wurde bei mir ein sehr aggressiver Tumor im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert. Zunächst war das ein Schock, der mich und meine ganze Familie umgeworfen hat. Ich hatte den Eindruck, ich sei einem feindlichen und völlig unkontrollierbaren Geschehen ausgeliefert. Doch das änderte sich, als ein Freund zu Besuch kam und mir sagte, ich brauche mich nicht ausgeliefert zu fühlen, sondern sei genau in dieser Situation von Christus umarmt. Von diesem Moment an begann ich, mich in seine Arme zu begeben und mich dem Plan eines anderen anzuvertrauen. Alles, was ich viele Jahre lang gehört, gelesen und gesagt hatte, wurde plötzlich Fleisch. Es ging um meinen Glauben, ich musste von der ‚Theorie zur Praxis‘ übergehen. Ich nahm die Herausforderung an, die vor mir liegende Hypothese zu prüfen, dass Christus mich nicht verlassen habe und bei mir sei auch unter diesen Umständen. Die Früchte der Gnade stellten sich sehr bald ein. Die Beziehung zu meinem Mann und meinen Kindern veränderte sich, da ich begonnen hatte, in ihnen Christus zu sehen, der mir durch sie Gesellschaft leistete. Selbst die physischen Schmerzen, auch die heftigsten, die uns Angst einflößen und unsere ganze Zerbrechlichkeit offenbaren, waren kein Hindernis. Ich begann, die Umstände zu lieben, am Morgen aufzustehen und dem Tag entgegenzusehen mit der Freude eines Kindes, das erwartet, von seinen Eltern ein Geschenk zu bekommen,

¹⁷ Ebd., 38.

das es sich sehnlich wünscht. Die Beziehung mit alten und neuen Freunden wurde wertvoller oder erneuerte sich. Eine Freundschaft, die schon erloschen schien, entpuppte sich als eine Begleitung fürs Leben, die sich mit der gleichen Intensität auf die wirklich wichtigen Dinge bezog wie auf die kleinsten und konkretesten. Auch mit den Menschen im Krankenhaus, wo ich lange Zeit war, mit Ärzten, Krankenschwestern und Zimmernachbarn, ergaben sich neue Beziehungen und Begegnungen. Es wäre schwierig, sie alle aufzuzählen. Insbesondere eine Begegnung hat mich tief berührt. Als ich mich vor einer zweiten Operation stand, hatte ich, obwohl ich eigentlich optimistisch gestimmt war, Angst und wollte mich irgendwie nicht auf sie einlassen. Am Abend vor der Operation leistete mir ein Freund Gesellschaft, den ich durch diese Krankheit kennengelernt hatte. Am Ende unserer Unterhaltung fragte er mich, was es für mich in diesem Augenblick bedeute, „intensiv das Wirkliche zu leben“. Wie aus der Pistole geschossen antwortete ich, mit der Erfahrung im Herzen, die ich bisher gemacht hatte, es bedeute für mich, alles zu genießen, auch solche Momente. Doch dazu müsse ich jedem Ding auf den Grund gehen und fortlaufend die Gegenwart Christi in der Wirklichkeit und in meinem Leben erkennen. Daraufhin empfahl mir der Freund, diesen Wunsch als letzten Gedanken vor und als ersten nach der Operation im Gedächtnis zu behalten. Nach dem Eingriff, als ich noch ganz benommen war, teilten mir die Ärzte gleich mit, dass ich die nächsten zehn Tage unbeweglich im Bett liegen müsse. Ich fragte mich, wie ich intensiv leben solle, wenn ich aufgrund der Narkose und der Schmerzen eine ganz vernebelte Wahrnehmung der Wirklichkeit hätte und mich nicht bewegen könne. Was bedeutet es für mich, Christus zu begegnen,

wenn ich nichts anderes tun kann, als im Bett den Kopf zu drehen? Doch sobald ich meinen Kopf drehte, stellte ich fest, dass es trotz meiner Umnebelung die Wirklichkeit gab. Also begann ich, sie zu betrachten: Ich sah die Wände des Zimmers mir gegenüber und vor allem bemerkte ich, dass noch jemand mit mir im Zimmer lag, von dem ich in diesem Moment hinter den Umrissen des Nachttisches nur die Beine erkennen konnte. Meine neue Zimmernachbarin hatte denselben Vornamen und litt an demselben Tumor wie ich. Wir begannen, uns über unser Leben auszutauschen. Während dieses langen Monats, den wir zusammen verbrachten, vertrauten wir uns gegenseitig so manches an. Den Krankenhausaufenthalt nutzend, bat ich darum, tägliche die Kommunion empfangen zu können. Anfangs schaute meine Freundin neugierig zu und stellte mir viele Fragen. Doch eines Morgens bat sie darum, auch die Kommunion empfangen zu dürfen. Von dem Tag an beteten wir immer gemeinsam und auch mit dem Krankenhauseelsorger. In dieser Zeit wurde unser Zimmer zu einem Ort, in dem wir uns Gedanken darüber machten, was im Leben wirklich wichtig sei. Die Art der Beziehung zwischen uns erfasste auch alle, die ins Zimmer kamen: Ärzte, Krankenschwestern, Sozialarbeiter, Reinigungskräfte, Verwandte und Freunde. Auch mein Mann und der Freund kamen nicht mehr nur, um mich zu besuchen, sondern auch sie. Unser Zimmer wurde zu einem Ort, wo vieles geschah. Es hatte gewissermaßen seine Wände „ausgedehnt“ und zog alle an. Während ich im Krankenhaus lag, ließ ich mir von meinem Mann immer die Zeitschrift *Tracce* bringen – und ein weiteres Exemplar für meine Freundin. Gerade die Briefe las sie mit Interesse und hörte nicht mehr auf, von Kardinal van Thuan zu sprechen. Als sie entdeckte,

dass er in Rom begraben ist, sagte sie mir, sie wolle ihn dort besuchen gehen. An einem Tag wurde ihr bewusst, wie schwer ihre Erkrankung ist, nachdem sie das MRT-Ergebnis gelesen hatte. Dadurch stieg in mir die Frage auf (nicht nur in Bezug auf sie, sondern insbesondere auch auf mich): Worauf baue ich meine Hoffnung? Darauf, dass ich gesund werde? Oder auf die Gewissheit, dass alles, auch das Leid und der Tod, etwas Gutes hat? Dass derjenige, der mich gewollt hat und in jedem Augenblick bejaht, mich für die Ewigkeit geschaffen hat, und nicht damit ich mich im Vergessen auflöse? Insofern war die Hoffnung, die ich ihr geben konnte, etwas ganz anderes als der Optimismus derjenigen, die ihre Augen vor der Wahrheit verschließen. Wenige Tage später wurden wir entlassen. Die Beziehung zu meiner ehemaligen Zimmergefährtin ging aber unvermindert weiter, obwohl wir in verschiedenen Städten leben. Anfangs schien alles gut zu gehen. Doch nach ein paar Wochen bekam ich mit, dass es ihr zunehmend schlechter ging. Sie schrieb mir, sie merke, dass die Krankheit sehr schnell voranschreite und ihre Kräfte immer geringer würden. Sie fühle sich erschöpft, und die Ärzte könnten nichts mehr für sie tun. Das schmerzte mich sehr, und ich versuchte ihr zu sagen, dass ich um ein Wunder für sie bete. Ich hätte gerne etwas tun mögen, doch ich fühlte mich machtlos. Während ich ganz von diesen Gedanken eingenommen war, fiel mir auf, dass sie mir das einzig Vernünftige geschrieben hatte, nämlich, sie wolle sich ganz in die Hände des Herrn geben. Es war mein Mann, der mich darauf hinwies und hinzufügte: ‚Schau doch, sie ist in Frieden!‘ Ich fasste den Entschluss, sie zu besuchen. Mein Mann und unser Freund begleiteten mich. Es ging ihr wirklich schlecht, und sie gestand uns, ihr sehnlichster Wunsch sei, die

Kommunion zu empfangen. Nachdem wir aus dem Haus gegangen waren, suchten wir die nächstgelegene Kirche. Der Pfarrer erklärte sich bereit, sie am nächsten Tag aufzusuchen, um ihr die Beichte abzunehmen und die Kommunion und die Krankensalbung zu spenden. Zwei Tage später starb sie. In den Tagen darauf schrieb ich ihrem Lebensgefährten und sagte ihm, ich sei sehr dankbar dafür, sie kennengelernt zu haben, und ich sei gewiss, dass sie in der Gnade Gottes und im Frieden gestorben sei. Er antwortete mir, sie sei in den letzten Momenten nicht mehr bei Bewusstsein gewesen, doch kurz vor ihrem Tod habe sie die Augen aufgemacht und gelächelt und sei dann in Frieden gegangen. Was da geschehen ist, ist erstaunlich. Es ist unglaublich, was sich durch eine kleine Bereitschaft, an der Wirklichkeit festzuhalten, alles ereignet hat! Christus hat sich auch in scheinbar so feindlichen Umständen als gegenwärtig erwiesen, selbst wenn man unbeweglich in einem Krankenhausbett liegt und nichts anderes tun kann, als den Kopf zu drehen.

c) Das Böse

Wie verbreitet ist es, dass man sich als Gefangener seiner eigenen Fehler fühlt und hin und her schwankt zwischen der Niedergeschlagenheit wegen der eigenen Fehler, der Klage, man sei nicht auf der Höhe gewesen, und der ewigen Selbstrechtfertigung sowie dem Abladen der Verantwortung auf andere oder die Umstände. Verzweiflung und Hochmut wechseln sich ab. Und bei jedem etwas gravierenderen Fehler beginnt alles von vorne. Wie leicht lassen wir uns ganz von unseren Gewissensbissen einnehmen! Wie Miguel Mañara bei Milosz, der von der

Scham über das Böse, das er begangen hat, ganz erdrückt ist: Ich „habe [...] nicht gearbeitet. [...] Ich log. [...] Ich stahl. [...] Ich tötete. [...] Ich schäme mich.“ Oft denken wir: Wenn wir Tag für Tag dieselben Fehler machen und immer wieder fallen, wie soll man da nicht verzweifeln? Es braucht jemanden, der uns aus dieser Situation herausholt, der uns aus dem Griff des Bösen befreit und von den Maßstäben, mit denen wir uns selber messen. „Dingen sinnst du nach, die nicht mehr sind (und nie waren, mein Kind)“, sagt der Abt zu Miguel Mañara. Und später fügt er hinzu: „Zu sehr sinnst du deinem Schmerz nach. Weshalb suchst du den Schmerz? Weshalb fürchtest du ihn [Gott] zu verlieren, der dich zu finden wusste? Nicht Schmerz ist die Buße. Sie ist die Liebe.“ Das zu entdecken, lässt Miguel Mañara schließlich sein Ja zu dem sprechen, der ihn zu finden wusste hat: „Ich bin Mañara. Und der, den ich liebe, spricht zu mir: Diese Dinge waren nicht. Hat er gestohlen und hat er getötet, so sei dies nie dagewesen! Er allein ist.“¹⁸

Das Böse wird durch die unendliche Kraft der Vergebung Christi zunichte gemacht. Das Ja, das Milosz dem Protagonisten seines Dramas in den Mund legt, ist ein Echo jenes Jas, das Petrus Jesus sagte, „das er aussprach, weil er wusste, dass das Antlitz, das ihn das fragte, voller Vergebung war: ‚Simon, liebst du mich?‘ Das Ja des Petrus baut auf dieser Vergebung auf.“¹⁹ Deshalb können wir trotz allem, was wir realistischer Weise über uns wissen, und mit all unserer Fähigkeit zum Bösen und all den Fehlern, die auf uns lasten, immer wieder hoffen und neu

¹⁸ O.W. von L. Milosz, *Miguel Mañara*, Josef Stocker, Luzern 1944, S. 74-77, 81, 99.

¹⁹ L. Giussani, *Attraverso la compagnia dei credenti*, a.a.O., S. 155 f.

beginnen. Denn die Beziehung, die das fleischgewordene Geheimnis, der hier und jetzt gegenwärtige Christus, mit uns eingegangen ist, ist von Vergebung bestimmt. Mehr noch, sie ist Vergebung. Wenn wir uns auf diese Vergebung stützen, können wir tausend Mal am Tag von vorne anfangen. Nur dank der Vergebung entsteht unser Leben neu. Nur durch die Vergebung ist es möglich, etwa aufzubauen.

„Jeder, der diese Hoffnung auf ihn setzt, heiligt sich, so wie er heilig ist“²⁰, sagt Johannes. Und Giussani kommentiert das (eine wunderschöne Passage): „Unsere Hoffnung liegt in Christus, in jener Gegenwart, die wir, wie zerstreut und vergesslich wir auch sein mögen, nie mehr aus unserem Herzen tilgen können. Jedenfalls nicht vollständig, dank der ganzen Kette der Tradition, durch die er zu uns gelangt ist. Auf ihn setze ich meine Hoffnung, noch bevor ich all meine Fehler und Tugenden aufgerechnet habe. Hier geht es nicht um Bilanzen. Im Verhältnis zu ihm spielen Zahlen keine Rolle, spielen Maß und Gewicht keine Rolle. Und auch das ganze Böse, was ich vielleicht in Zukunft noch anstellen werde, spielt hier keine Rolle. Es kann das Ja des Petrus, das ich wiederholt habe, in den Augen Christi nicht verdrängen. So bricht ein Strahl hervor aus der Tiefe unseres Herzens, wie ein tiefer Atemzug, der aus der Brust aufsteigt, uns ganz durchströmt und zum Handeln treibt. Wir wünschen uns, möglichst gerecht zu handeln. Aus der Tiefe des Herzens bricht die Sehnsucht nach Gerechtigkeit hervor, nach wahrer, aufrichtiger, ungeschuldeter Liebe.“²¹

²⁰ 1 Joh 3,3.

²¹ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung*, a.a.O., S. 98.

d) Die Ungewissheit über die Zukunft

Wer einen Weg zurückgelegt hat, bei dem er gemerkt hat, wie sich sein Leben verändert, der trägt in sich eine erstaunliche Gewissheit für die Zukunft. Das Morgen hat kein unsicheres und angsteinflößendes Gesicht mehr.

Eine Studentin schreibt: „Es passiert häufig in dieser so unerwarteten und verunsichernden Zeit, dass ich mich mit einer Semi-Normalität zufriedengebe und dann ins Klagen komme oder mich meinen Launen hingebende. Dennoch kann ich nicht anders, als in meinem Inneren eine eigenartige Positivität festzustellen, die bleibt und die nicht einmal an besonders mühsamen Tagen verlorengeht. Vor ein paar Tagen lernte ich in der Bibliothek und war ganz in Gedanken versunken, als eine etwas jüngere Mitbewohnerin zu mir kam und mich fragte: ‚Werde ich, deiner Meinung nach, jemals glücklich sein?‘ Ich antwortete ihr ohne zu zögern mit Ja und bekräftigte das mit einem Lächeln. Anschließend fragte ich mich selbst: Wie kommt es, dass ich jemandem mit 100-prozentiger Sicherheit versprechen kann, dass er glücklich wird? Warum bin ich mir so sicher, dass es Hoffnung gibt? Ich stellte fest, dass meine Geschichte mir das sagt. Dass ich Christus gefolgt bin, hat mein Leben verändert. Nicht weil ich autark wäre oder alles Dramatische aus meinem Leben verschwunden wäre, im Gegenteil. Ich bin sehr zerstreut und häufig lasse ich mich ins Negative ziehen durch meine üblichen alten, gescheiterten Projekte. Christus zu folgen hat mein Leben verändert, weil nach vielen Jahren des Bemühens, des Fallens, nach Zeiten, in denen ich einfach nur noch erschöpft war, und solchen, in denen ich wieder mehr oder weniger verantwortlich agierte, sich in mir die Gewissheit Bahn zu brechen beginnt, dass alles für mich

ist. Das einzige, was mir hilft, das, was ich im Kopf habe und meine Projekte loszulassen, ist die Erfahrung, dass ich immer wieder neu von Christus erfüllt bin. Ich merke das sofort, weil ich dann das Gefühl habe, ich käme zur Ruhe und nach langem Hin-und Her-Vagabundieren endlich wieder nach Hause.“

Christus zu folgen, verändert das Leben. Das ist die Beschreibung einer Erfahrung, keine leeren Worte. Das, was uns von unseren Gedanken und Projekten befreit, ist, wie die Freundin geschrieben hat, „dass ich immer wieder neu von Christus erfüllt bin“. Sie nimmt das sofort wahr, anhand dessen, was in ihr geschieht: Es ist, „als käme ich zur Ruhe“. Die Veränderung, die sie in der Gegenwart erlebt, gibt ihr eine Gewissheit für die Zukunft, das heißt eine Hoffnung, die es ihr erlaubt, ohne zu zögern ihrer jüngeren Freundin, die sie fragt, ob sie jemals glücklich sein werde, mit Ja zu antworten. Ohne eine Gewissheit in der Gegenwart, die es ihr erlaubt, mit Gewissheit auf die Zukunft zu schauen, wäre sie nicht so tollkühn, sofort mit Ja auf eine Frage wie diese zu antworten. Sie hätte nicht die Kraft, dieses Ja zu vertreten. Aber so etwas wird möglich an einem Ort, der in denjenigen, die zu ihm gehören, eine „eigenartige Positivität“ entstehen lässt. Sie beginnen in die Zukunft zu vertrauen aufgrund einer gegenwärtigen Wirklichkeit.

Die Gegenwart Christi ist auch die einzige Quelle des Friedens. Nur eine Gegenwart, die eine Antwort darstellt auf alle unsere Ungewissheiten – auf den Tod, das Leid, das Böse, die Zukunft – kann Frieden in unser Leben bringen, da sie die Aufmerksamkeit von uns weg auf ihn lenkt und damit auch auf andere. Ohne Gegenwart schlägt die Hoffnung, die nicht enttäuscht, keine Wurzeln in uns. Wer bist du, Christus, für uns? Unsere sichere Hoffnung.

2. Die Hoffnung der Menschen stützen

Wir haben vorhin gesagt, die Andersartigkeit, die die Begegnung mit Christus hervorbringt, sei der Faktor, der uns die Hoffnung vermittelt. Deshalb unterstreicht Giussani: „Wir müssen jeden Tag um die Veränderung beten, durch die sich die Hoffnung in der Welt verbreitet.“ Die Veränderung hat als ersten Gegenstand uns selbst, unseren Alltag. Und sie hat „als unendlichen Horizont außerhalb von uns das Bedürfnis der anderen, die Hilfe, die wir anderen in ihren Bedürfnissen leisten“.²² Gottes Ziel ist es, alle zu erreichen. Doch dazu benutzt er seine eigene Methode: Er erreicht alle durch einige wenige. Das ist die Methode, die das Geheimnis gewählt hat, um sich den Menschen aller Zeiten mitzuteilen. In dem bereits zitierten Gespräch mit Testori sagt Giussani: „Mir scheint der Augenblick gekommen zu sein, in dem der Herr, um sein Werk zu retten, die Menschen erneuern muss. Er muss jene Personen und jene Weggemeinschaften hervorbringen und jene Bewegungen schaffen, von denen wir gesprochen haben. Der Moment ist gekommen. Das ist wie ein Zeichen der Zeit. Deshalb ist paradoxerweise der Moment, in dem die Krise ihren Tiefpunkt erreicht, der Augenblick der größten Hoffnung.“²³

Christus teilt sich der Welt mit durch die veränderte Menschlichkeit, die er im Leben derjenigen bewirkt, die ihm begegnen und ihm folgen. Wer sich durch das Christusereignis hervorbringen lässt, in dem blüht eine unvorstellbare Sensibilität für die Bedürfnisse der anderen auf und eine Leidenschaft für ihre Bestimmung, in welcher

²² L. Giussani, „Cristo, la speranza“, a.a.O., S. 17 f.

²³ L. Giussani - G. Testori, *Il senso della nascita*, a.a.O., S. 154.

Situation auch immer sie sich befinden mögen, und die Sehnsucht, an ihrem konkreten menschlichen Weg Anteil zu nehmen. Benedikt XVI. erklärt: „Das Mitsein mit Jesus Christus nimmt uns in sein ‚Für alle‘ hinein, macht es zu unserer Seinsweise. Es verpflichtet uns für die anderen, aber im Mitsein mit ihm wird es auch überhaupt erst möglich, wirklich für die anderen, fürs Ganze da zu sein. [...] ‚Deshalb ist Christus für alle gestorben, damit auch die, die leben, nicht für sich selber leben, sondern für den, der für alle gestorben ist‘ (2 Kor 5, 15). Christus ist für alle gestorben. Für ihn leben heißt, an seinem ‚Sein für‘ sich beteiligen lassen.“²⁴

Das „Sein für alle“, das aus der gelebten Gemeinschaft mit Christus und der Zugehörigkeit zu ihm durch diesen menschlichen Ort, an dem er sich erfahrbar macht, entsteht, drückt sich auf vielerlei Weise aus, je nach den vielfältigen konkreten Bedürfnissen (wie zum Beispiel die der Arbeitswelt) und persönlichen Umständen (Verlassenheit, Einsamkeit, Leid), und verändert so die Gesellschaft von innen heraus.

Hier wird wieder die Methode Gottes deutlich. „Das Christentum“, schreibt Benedikt XVI., „hatte keine sozialrevolutionäre Botschaft gebracht, etwa wie die, mit der Spartakus in blutigen Kämpfen gescheitert war. Jesus war nicht Spartakus, er war kein Befreiungskämpfer wie Barabbas oder Bar-Kochba. Was Jesus, der selbst am Kreuz gestorben war, gebracht hatte, war etwas ganz anderes: die Begegnung mit dem Herrn aller Herren, die Begegnung mit dem lebendigen Gott und so die Begegnung mit einer Hoffnung, die stärker war als die Leiden der Skla-

²⁴ Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 28.

verei und daher von innen her das Leben und die Welt umgestaltete.“²⁵

Beispielhaft ist in diesem Zusammenhang der Brief des Apostels Paulus an Philemon. Den Anlass kennen wir. Paulus schreibt aus dem Gefängnis an Philemon aus Kolossä, den er selbst zum Christentum bekehrt hat. Er bittet ihn, seinen Sklaven Onesimus wieder aufzunehmen, der ihm weggelaufen war und dann ebenfalls Paulus begegnet war, sich bekehrt und in dessen Dienst gestellt hatte. Die römischen Gesetze in Bezug auf die Sklaverei befolgend, schickt Paulus Onesimus an seinen legitimen Besitzer Philemon zurück und gibt ihm diesen Brief mit: „Ich bitte dich für mein Kind Onesimus, dem ich im Gefängnis zum Vater geworden bin. [...] Ich schicke ihn zu dir zurück, ihn, das bedeutet mein Innerstes. [...] Denn vielleicht wurde er deshalb eine Weile von dir getrennt, damit du ihn für ewig zurückerhältst, nicht mehr als Sklaven, sondern als weit mehr: als geliebten Bruder.“²⁶ Paulus appelliert an das Neue, das das Ereignis Christi mit sich bringt: Auch wenn sie nach dem Gesetz Besitzer und Sklave waren, sind sie jetzt eins, da sie beide von Christus ergriffen worden sind. Auch an die Epheser schreibt Paulus: „Wir sind als Glieder miteinander verbunden.“²⁷

Das Handeln des Paulus scheint nichts zu sein im Vergleich zu dem schwerwiegenden Problem der Sklaverei. Trotzdem beginnt damit eine tiefe Transformation, die die Geschichte verändert hat: „Das änderte, auch wenn die äußeren Strukturen gleich blieben, von innen her die

²⁵ Ebd., 4.

²⁶ Phlm 1,10-16.

²⁷ Eph 4,25; vgl. Röm 12,5.

Gesellschaft.“²⁸ Es ist eine Methode, die uns zu langsam scheinen mag. Manchmal wünschten wir uns eine Methode, die die Freiheit der Menschen übergeht und sofort und von oben herab die Dinge ändert. Doch die Methode Gottes ist die einzige, die eine radikale Veränderung herbeiführen kann und dabei die Freiheit des Menschen achtet und mit einbezieht. Man kann den Menschen, sagt Benedikt XVI., „allein von außen her [...] nicht heilen.“²⁹ Und auch Adrien Candiard unterstreicht in seinem Buch über den Brief an Philemon, die Veränderung, die vom Verhalten des Paulus ausgeht, ziele ganz auf die Freiheit ab.³⁰

Die gegenwärtigen Umstände mit ihren nicht zu leugnenden Schwierigkeiten, die uns in vielerlei Hinsicht noch immer im Griff haben, machen es paradoxerweise leichter festzustellen, was wir wirklich zum Leben brauchen und was unsere Hoffnung stützen kann. Das Leben „erscheint wie eine Fahrt auf dem oft dunklen und stürmischen Meer der Geschichte, in der wir Ausschau halten nach den Gestirnen, die uns den Weg zeigen. Die wahren Sternbilder unseres Lebens sind die Menschen, die recht

²⁸ Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 4.

²⁹ Ebd., 21.

³⁰ Candiard ruft den Dialog des Großinquisitors mit Jesus aus dem Roman von Dostojewski in Erinnerung: „Jesus, denkt der Inquisitor, hat alles falsch gemacht. Er hatte die Mittel, um die unerträgliche Qual des Menschen zu beenden, der mit seiner eigenen Freiheit kämpft. Er, der Gott ist, hätte dem Menschen befehlen können, dieses oder jenes zu tun, ihn dazu zwingen, darauf programmieren oder vor sich selber retten können. [...] Jesus hat von alledem nichts getan. Anstatt dich der Freiheit des Menschen zu bemächtigen, klagt der Großinquisitor ihn an, hast du sie noch vergrößert [...]. Du wolltest die freie Liebe des Menschen, du wolltest, dass er dir frei folgt, weil er von dir angezogen und überwältigt ist.“ (A. Candiard, *Sulla soglia della coscienza. La libertà del cristiano secondo Paolo*, EMI, Verona 2020, S. 118 f.) Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

zu leben wussten. Sie sind Lichter der Hoffnung. Gewiss, Jesus Christus ist das Licht selber, die Sonne, die über allen Dunkelheiten der Geschichte aufgegangen ist. Aber wir brauchen, um zu ihm zu finden, auch die nahen Lichter – die Menschen, die Licht von seinem Licht schenken und so Orientierung bieten auf unserer Fahrt.³¹ Giussani sprach in diesem Zusammenhang, wie bereits gesagt, von Personen, die eine Präsenz darstellen. Es handelt sich dabei, und das ist wichtig, nicht um Menschen, die besondere Gaben haben, sondern um solche, die von Christus ganz eingenommen sind und durch ihre Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinschaft eine „Präsenz“ geworden sind. Ein Brief, den mir eine junge Mutter geschrieben hat, zeigt das sehr schön.

„Ich möchte dir von einer Mutter in unserer Schule erzählen, die ich dieses Jahr kennengelernt habe. In den ersten Schultagen erzählte unser fünfjähriger Sohn mir von einem Kind, das neu in der Klasse sei, ihn immer wieder schlage und sehr nervös sei. Neugierig, welches Kind das sei, stellte ich fest, dass es der Sohn einer Mutter war, die kurz vor dem Lockdown Witwe geworden war. Der Gedanke an diese Mutter, die erst vor kurzem hergezogen und ganz allein war, veranlasste mich, sie zu kontaktieren. Ich hielt also auf dem Parkplatz Ausschau nach neuen Gesichtern und fragte dann eine Frau, ob sie die Mutter des Kindes sei, das neu in die Klasse gekommen war. Als sie bejahte, lud ich sie für den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Später entschloss ich mich, noch zwei weitere Familien aus der Schule einzuladen, damit sie gleich jemanden kennenlernen könne. Beim Essen erzählte diese Mutter ein bisschen von ihrer Geschichte. Sie

³¹ Benedikt XVI., Enzyklika *Spe salvi*, 49

sprach über ihren geliebten Mann, der mit 35 an Krebs gestorben war, und über ihren Alltag allein mit dem vierjährigen Sohn. Ich hatte gleich den Wunsch, sie näher kennenzulernen, und sah das auch als eine Gelegenheit für mich. (Ich erlebe momentan ebenfalls, wenn auch nur aus der Ferne, die Krankheit meines Vaters mit.) Es entwickelte sich gleich eine Vertrautheit zwischen uns. Aus Dankbarkeit für meine Einladung lud sie mich ein paar Tage später zu sich nach Hause ein, um eine Beziehung mit mir aufzubauen. Ich habe mich dabei nicht verstellt. Vor jedem Kaffee mit ihr betete ich einen *Angelus*, weil ich mich der Sache nicht gewachsen fühlte. Sie war Atheistin, aber ich verbarg nichts von dem, was ich lebe, und ermunterte sie gleichzeitig, mir von ihrem Leben in dieser schmerzhaften Situation zu erzählen. Eines Morgens rief sie mich an. Sie kam gerade aus einer Klinik, weil sie während der Nacht sehr starke Panikattacken gehabt hatte. Beim Frühstück sagte sie mir, sie habe sich gewundert, dass ausgerechnet ich ihr als erste in den Sinn gekommen sei, die sie anrufen könne, wenn es ihr schlecht gehe. Sie war gerührt und sagte, sie verstehe nicht, warum sie bei mir am Ende immer weine und endlich sie sich selbst sein könne. Bei diesem Gespräch vertraute sie mir ein Problem an, mit dem sie zu kämpfen hatte: Sie habe ursprünglich keine Kinder gewollt und jetzt stehe sie da mit einem kleinen Kind und sei wütend auf ihren Mann, weil er krank geworden sei und sie alleine gelassen habe. Ich erklärte ihr, ich sei sicher, dass ihr Mann immer noch präsent sei und sie jetzt auf eine andere Weise begleite. Und ich wünschte ihr, dass sie dankbar sein könne, am Leben zu sein, und bald wieder erwartungsfroh in ihren Tag gehen könne. Ich fragte sie: ‚Bist du morgens, wenn du aufstehst, nicht dankbar dafür, dass du noch da bist

und atmest? Glaubst du noch, dass etwas Schönes auf dich wartet?' Sie antwortete, sie habe diesen Gedanken nie gehabt und noch nie habe ihr jemand so etwas gesagt wie ich. (Mir dagegen schien das alles ganz einfach.) Die Woche darauf trafen wir uns wieder, um zu reden. Dabei überraschte sie mich, indem sie berichtete, sie habe ihrer ganzen Familie von mir erzählt, wie dankbar sie sei, dass sie mich kennengelernt habe, wie überrascht sie gewesen sei, dass ich sie zu mir nach Hauses eingeladen hatte, und dass sie sogar mit ihrem Therapeuten über mich gesprochen habe. Sie sagte: ‚Erinnerst du dich an die Frage, die du mir gestellt hast, ob ich dankbar dafür sei, am Leben zu sein? Neulich habe ich meinem Therapeuten gebeten, daran zu arbeiten. Ich sagte ihm, ich wolle nicht mehr nur über meinen Mann und den Schmerz sprechen, sondern das Interessanteste in diesen Monaten habe mir eine neue Freundin gesagt, die mit mir über die Dankbarkeit für das Leben gesprochen habe. Ich wiederholte, ich wolle mich damit beschäftigen, weil ich wieder mit einer Erwartung in meinem Alltag gehen wolle, so wie du es mir gesagt hast.‘ Ich war sprachlos und fühlte mich begnadet und zum hundertsten Mal ergriffen von einer Geschichte und einer Gegenwart, die in mir lebt.“

Das dokumentiert, wie eine Person unter ganz normalen Umständen eine Präsenz darstellt: Eine Mutter begegnet einer anderen Mutter, die leidet und in ihrem Schmerz und ihrer Wut gefangen ist, und steckt sie mit ihrer eigenen Hoffnung an. „Wie groß ist das, was zu leben und zu verwirklichen wir gemeinsam (da kann sich keiner von den anderen absetzen) berufen sind!“, sagt Giussani. Wenn wir den begonnenen Weg fortsetzen, entdecken wir immer mehr, dass „jeden Tag um die selben Dinge zu bitten, mehrmals am Tag darum zu beten, eine

Mentalität entstehen lässt, eine Persönlichkeit. Das macht uns bereit, so dass nichts uns mehr überraschend oder fremd erscheint, nicht einmal der Tod eines Freundes. Schmerz, aber nicht mehr Angst! Helfen wir uns also, in der Welt diese Hoffnung zu verbreiten, die zwar nicht den Schmerz wegnimmt (auch Gott, der das Kind einer Frau wurde, hat ihn erlitten), aber der Angst den Boden entzieht!³²

Trotz unserer Begrenztheit und Schwäche sind wir im alltäglichen Leben zu einer Präsenz geworden, nur weil uns das Christusereignis erreicht hat und wir bereit waren, uns von ihm umarmen zu lassen.

„Seit einigen Jahren haben wir aus verschiedenen Gründen große wirtschaftliche Probleme, bei denen uns auch die Fraternität eine Zeit lang geholfen hat. Zu diesen Schwierigkeiten musste ich mich auch noch einer langen und teuren Therapie unterziehen. Vergangene Woche bin ich, nachdem ich die Termine ein paar Monate aufgeschoben hatte, um so auch die Bezahlung hinauszuschieben, zur letzten Sitzung gegangen und habe darum gebeten, mir die Rechnung auszustellen. Länger konnte ich nicht warten. Im Verlauf der Therapie hatte ich gemerkt, dass der Arzt der Kirche fernstand. Und ich muss zugeben, dass ich mich nie darum bemüht habe, etwas zu sagen oder zu tun, um Zeugnis zu geben von dem, was ich lebe. Am Ende der Sitzung und nachdem er die Rechnung zusammengestellt hatte, setzte er sich neben mich und sagte: ‚Ich hoffe, Sie werden das akzeptieren, was ich ihnen jetzt sage: Sie schulden mir nichts. Ich möchte von Ihnen kein Geld haben.‘ Ich schaute ihn verständnislos an, doch er er-

³² L. Giussani, „Cristo, la speranza“, a.a.O., S. 18.

klärte: ‚Was Sie mir in diesen zwei Jahren gegeben haben, ist viel mehr wert als Geld.‘ Ich verstand immer noch nicht. ‚Sie können sich nicht vorstellen‘, fuhr er fort, ‚ wie mühsam es ist, den ganzen Tag mit Leuten zu arbeiten, die sich über alles beklagen. Ich erlebe dauernd unglückliche Menschen. Sie dagegen haben mir in dieser Zeit mit ihrer Positivität, ihrem Lächeln und dem Blick, den Sie haben, wenn Sie von ihrer kranken Tochter sprechen, geholfen, besser zu leben und meine Familie und mein Leben anders und voller Dankbarkeit zu betrachten. Sie haben mir bezeugt, dass das Leben schön ist. Ich bin es, der Ihnen etwas schuldet, und nicht Sie mir.‘ Ich ging hinaus mit Tränen in den Augen, denn ich bin nicht so, wie der Arzt mich beschrieben hat, ganz im Gegenteil! Er hat nicht mich gesehen, sondern Jesus, der ihn durch mich ansah, dessen bin ich mir sicher. Ich ging nach Hause zu meinem Mann und sagte ihm mit einer Freude im Herzen, die ich gar nicht beschreiben kann, es sei ein Wunder geschehen. Aber das Wunder bestand nicht darin, dass der Arzt mir die Schulden von vielen Tausend Euro erlassen hatte, sondern in etwas viel Größerem, das ich nicht einmal bemerkt hatte und mit dem der Herr mich überraschen wollte: meiner Veränderung und meiner Bekehrung. Er ist auch in mir gegenwärtig, sogar in mir. Ich würde fast sagen, mit meinem Leben, das ein solches Desaster ist, kann ich, wenn auch nur minimal, dazu beitragen, ihn wirklich bekannt zu machen. Zu sehen, dass in all meinen Problemen und meiner Untreue, in meiner Not und meiner vollkommenen Unfähigkeit er am Werk ist, ohne dass ich etwas anderes tue, als ihn in allem zu suchen und ihn immer anzurufen, wenn ich kann, hat mir deutlich gemacht, dass es ein Gut gibt, das viel

wertvoller ist als jedes andere, und dass er mir dieses Gut durch die Bewegung zuteilwerden lässt, nämlich die Gewissheit, dass der Herr mich wirklich verändert. Das hat mich mit einer Hoffnung und einem Frieden erfüllt, wie ich sie nie erlebt hatte. Jetzt kann ich den ganzen Tag mit lauter Stimme rufen: ‚Deine Gnade ist mehr wert als das Leben‘, weil mir nichts eine größere Freude bereitet hat. Danke, Julián, danke dir und der Fraternität und der ganzen Geschichte, der ich begegnet bin. Denn ohne euch, die ihr mir immer zeigt, worauf ich schauen soll, um ihn zu erkennen, hätte ich nie das Wunder wahrgenommen, das sich in mir ereignet.“

„Wir“, sagt Giussani, „sind das Instrument, mit dem Christus sich der Welt mitteilt. Der gewaltigste menschliche Impetus schlägt Wurzeln, nährt sich und hat seine Quelle in der Normalität des Alltags, durch den der Mensch sich selbst dem anderen mitteilt, sich opfert, etwas Heiliges wird für den anderen und den Verweis auf seine Bestimmung in das Leben des anderen bringt.“ Wir sind zu einem Kommunikationsmittel Christi geworden „in der Normalität des Alltags, in dieser Normalität, in der das Bewusstsein seiner Gegenwart und das Leben der Weggemeinschaft wirken, in dieser Emotion und in dieser Erschütterung. Es ist eine Emotion, weil es eine Schönheit darstellt, die Schönheit des Wahren, die Gewissheit der Bestimmung. Und es wird zur Erschütterung, weil es bewegt, es bewegt alles.“ Das Leben wird zu einer Leidenschaft, „einer Leidenschaft für das Sein“, einer Leidenschaft „für die Wahrheit, die Schönheit, die Gerechtigkeit, die Liebe und für die Freude“. Eine unvorstellbare Begeisterung für das Sein blüht auf. „Das ist die Positivität, die charakteristisch ist für den Blick und die Leidenschaft, die der Mensch, der Christus folgt, in die

Welt bringt, [...] eine unendliche Positivität, eine Positivität, die wie eine Welle alles durchspült.“³³

Zu diesem Thema gibt es einen Text von Balthasar aus dem Jahr 1961, den wieder zu lesen sich lohnt. Er hat nichts an Aktualität verloren, sondern im Gegenteil vielleicht noch dazugewonnen: „Der Leib Christi ist und wird zugleich; Paulus vergleicht ihn daher mit dem menschlichen Leib, der zum Vollalter heranwächst, indem er seine eigenen Kräfte an dem ihm von außen zugetragenen Stoff erprobt und zur Darstellung bringt. Der Grund der Kirche und ihre Struktur können nicht wachsen; wohl aber die Sphäre des Lebens, die vorwiegend von den Laien gebildet wird. Die Männer des Amtes (die als Glieder wie alle anderen zu wachsen haben) sind Heger und Gärtner des Wachstums. An den Laien ist es, das Wachsen und Blühen zu sein, das allein die Welt von der Wahrheit der Lehre Christi zu überzeugen vermag.“³⁴

³³ L. Giussani, *Un evento reale nella vita dell'uomo (1990-1991)*, a.a.O., S. 105, 107.

³⁴ H.U. von Balthasar, *Sponsa Verbi*, Johannes, Einsiedeln 1961, S. 348.

ANHANG

Fragen und Antworten*

„Manchmal kommt es mir so vor, als sei die Wirklichkeit irgendwie verdorben: Es gibt so viel Leid, Schmerz, Dunkles und Traurigkeit. Wie kann man auch diese Dinge leben, ohne sie zu verdrängen? Was bedeutet es, sie intensiv zu leben? Und wie kann es ein Weg zur Gewissheit sein, alles intensiv zu leben?“

Ich frage mich, wie ihr das schafft, wirklich all diese Aspekte des Lebens – Leid, Schmerz, Dunkelheit, Traurigkeit – zu verdrängen, also die eigentliche Dramatik des Lebens? Mir gelingt das nicht. Ob ich will oder nicht, am Ende drängen sie sich mir immer wieder auf. Die Frage ist also, wie man mit diesen Aspekten der Existenz umgeht, denen letztlich niemand ausweichen kann. Oft herrscht das vor, was in der gestellten Frage zum Ausdruck kommt: dass wir sie als Hindernisse auf unserem Weg wahrnehmen. Was uns am vernünftigsten erscheint, ist dann der Versuch, sich nicht mit ihnen zu beschäftigen, sie auszublenden. Doch es gibt noch eine andere Möglichkeit. Ein entscheidender Moment in meinem Leben

** Am letzten Tag der Exerzitien der Fraternität (16.-18. April 2021), deren Inhalte in dieses Buch eingeflossen sind, wurde eine Versammlung per Videokonferenz abgehalten, bei der ich auf einige Fragen geantwortet habe, die mir von Davide Prospero gestellt wurden und eine Synthese der mehr als 2000 Fragen darstellten, die am Vorabend aus aller Welt eingegangen waren.*

war, als bestimmte Gegebenheiten, die ich nicht ausblenden konnte und die ich als Hindernisse wahrnahm, so als würde ich betrogen oder nur daran gemessen (weil ich nicht in der Lage war, sie zu beseitigen), mir zu „Wegbegleitern“ wurden, das heißt zu Gelegenheiten, mir selbst auf den Grund zu gehen, der Wirklichkeit und dem, dem ich begegnet war, nämlich Christus. Das war eine ganz wichtige Erkenntnis für mich. Seitdem habe ich aus der Erfahrung heraus begonnen zu verstehen, warum es so wichtig ist, „stets intensiv das Wirkliche zu leben“. Nur so können wir nämlich den Dingen auf den Grund gehen, nur so können wir erfahren, was der Kern des Lebens ist.

Wie oft bleiben wir beim äußeren Anschein stehen, weil wir eine völlig unsinnige Angst haben. Aus Angst vor dem Wagnis, vor dem, was die Vernunft verlangt, vor dem, was wir sind als etwas „Gegebenes“, versuchen wir, alles zu „abzupuffern“. Doch das macht uns nur schwächer. Wir ziehen uns immer mehr in uns selbst zurück und sind immer weniger in der Lage, mit der Situation umzugehen. Ich persönlich will so etwas nicht! Ich will intensiv leben, um zu der Gewissheit zu gelangen, dass das Sein das Nichts besiegt. Ich kann nicht die ganze Zeit mit einem Damoklesschwert über dem Kopf leben, im Schatten des Nichts, das drohend über mir schwebt, und sozusagen um Vergebung dafür bitten, dass ich existiere. Wer so leben will, der möge es tun. Ich jedenfalls kann es nicht, ich kann es nicht mehr! Deshalb habe ich gesagt, ein entscheidender Moment in meinem Leben war, als mir all diese Dinge, die mir als Hindernis erschienen, zur Gelegenheit wurden für eine Beziehung, um mich ins Spiel zu bringen, um dem, dem ich begegnet bin, auf den Grund zu gehen. Das erste Ergebnis war, dass ich die Wirklichkeit völ-

lig neu entdeckte. Und nun will ich ihr weiterhin ins Gesicht schauen. Deshalb habe ich euch zu Beginn der Pandemie aufgefordert, euch nicht hinter irgendeinem Schild zu verstecken, um euch nicht mit der Realität auseinandersetzen zu müssen. Diejenigen, die diesem Vorschlag gefolgt sind, konnten feststellen, was es ihnen gebracht hat. Aber auch wer ihn nicht befolgt hat, wird gesehen haben, was er davon hatte, ob er mehr er selbst geworden ist oder eher entmutigt wurde. Das Leben verschont niemanden von uns.

Ich werde Don Giussani immer dankbar sein dafür, dass er mir einen wahren und ungeschminkten Blick auf die Wirklichkeit bezeugt und vermittelt hat. Dieser Blick ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Durch die Begegnung mit Giussani konnte ich bestimmten Dingen, die mich vorher blockiert hatten, ins Auge sehen, indem ich darauf achtete, wie er sie sah. Ich erinnere mich noch an die ersten Male, als ich an Treffen der Bewegung teilnahm. Damals verstand ich noch wenig Italienisch, aber die Art und Weise, wie Giussani den Tag anging, wie er sprach, wie er mit den Menschen umging, hat mich bewegt. Auch wenn ich nicht alles verstand, ging ich mit einem ganz neuen Blick nach Hause. Ein Blick, den ich mir nicht selber geben konnte. Ich hatte einen Menschen kennengelernt, der keine Angst hatte, allem, wirklich allem, ins Gesicht zu schauen. Und ich hatte Lust bekommen, nicht mehr unter diesem Druck zu leben, in einer Abwehrhaltung gegenüber den Umständen. Ich war auf einen Menschen gestoßen, für den die Umstände, die ich bis dahin als Hindernis empfunden und mit getrübtetem Blick, angstvoll betrachtet hatte, zu einer Chance wurden, einen Weg zu gehen, um Gewissheit zu erlangen im Leben.

Das ist die Herausforderung für jeden einzelnen von uns. Jeder von uns hat in der letzten Zeit feststellen können, wie er auf die Realität schaut. Man kann da nicht schummeln: Es gibt Leute, die aufgrund des Weges, den sie gegangen sind, eine sichere Hoffnung haben, wie wir aus den zitierten Zeugnissen gesehen haben. Und es gibt solche, die der Angst, dem Nichts erlegen sind. Das hat weder etwas mit Fähigkeiten, noch mit Intelligenz zu tun. Nur eines macht den Unterschied: Ob man die Hypothese ernstnimmt, dass es vernünftig ist, dem, dem man begegnet ist, nachzugehen und es zu prüfen. Das ist weder eine Frage von Intelligenz noch von ethischer Kohärenz. Es ist ein Problem der Freiheit. Und es geht darum, ob man sein eigenes Menschsein liebt und nicht will, dass es vom Nichts erdrückt wird. Das Endergebnis ist dann, dass einem entweder die Angst ins Gesicht geschrieben steht oder die Gewissheit, eine Gewissheit, die man mithilfe der Gnade lebt und jedermann bezeugt, angefangen bei den eigenen Kindern. Dann kann man alles, wirklich alles, mit einer letzten Positivität leben, ohne irgendetwas ausblenden zu müssen. Ich jedenfalls will mich nicht irgendwo vergraben. Ich will wissen, ob das, was ich lebe, wahr ist oder nicht.

„Simone Weil sagt, wahren Reichtum könne man nicht suchen, sondern nur erwarten. Wie passt das mit der Frage nach dem Wagnis zusammen? Bin ich trotzdem aufgerufen, meine Talente einzusetzen in der Beziehung zu Jesus, wenn ich ihm Raum schaffen will? Du hast gesagt, das Warten gehöre zu unserer Natur als Menschen: Wir sind Erwartung. Aber wenn wir immer so gespannt warten, besteht dann nicht die Gefahr, dass wir nicht mehr voll

und ganz in der Gegenwart leben? Wann ist es richtig und sinnvoll, ein Wagnis einzugehen, und wann ist es verrückt? Was uns blockiert, ist die Angst, alles zu verlieren, wenn wir etwas wagen: wenn wir umziehen, den Job wechseln, vielleicht in ein anderes Land gehen, Freunde hinter uns lassen, um dem zu folgen, was wir als uns entsprechend erkannt haben. Wie soll man entscheiden, ob man sich kopf- über hineinstürzt, oder nicht?“

Ich bin völlig einverstanden mit dem, was Simone Weil sagt: Auf den wahren Reichtum, das, was uns wirklich erfüllt, können wir nur warten. Wir suchen vielleicht danach, aber es hängt nicht von uns ab, es zu finden. Was ist dann also das Problem? Giussani sagt im vierten Kapitel des *Religiösen Sinns*: „Das eigentliche Problem bei der Suche nach der Wahrheit über den letzten Sinn des Lebens [besteht] nicht in der Anwendung einer außergewöhnlichen Intelligenz, einer besonderen Leistung oder im Einsatz außerordentlicher Mittel [...]. Die endgültige Wahrheit ist einem schönen Gegenstand zu vergleichen, den wir mitten auf unserem Weg finden. Man erblickt ihn und erkennt ihn, wenn man aufmerksam ist. Das Problem betrifft also die Aufmerksamkeit.“¹ Das, wonach der Mensch sich sehnt, steht in einem so großen Missverhältnis zu dem, was er sich vorzustellen oder aus eigener Kraft zu erreichen vermag, dass es die einzig angemessene Haltung ist zu warten, und zwar mit weit offenen Augen. Das wirklich Wertvolle erwartet man, so wie man auf den Mann fürs Leben wartet. Man kann alles Mögliche unternehmen (zum Friseur gehen, ein neues Kleid kaufen, besonders nett sein), aber nichts davon wird ihn

¹ L. Giussani, *Der religiöse Sinn*, a.a.O., S. 57.

herbeizaubern. Er kommt wie ein Geschenk, völlig unerwartet. Man kann nur darauf warten!

In welchem Verhältnis steht nun dieses Warten, als grundlegende Lebenseinstellung, zu dem Wagnis? Erwartung heißt, auf etwas zu warten, das unserer Sehnsucht entspricht. Wer auf einen geliebten Menschen wartet, kann nichts anderes tun, als die Augen weit offen zu halten, um ihn zu erkennen, wenn er kommt. Das Wagnis beginnt, wenn man ihn gefunden hat. Wenn man ihn nicht verlieren will, muss man das Wagnis eingehen, sich auf ihn einzulassen. Man muss seine Talente einsetzen, das heißt sein Menschsein, was das Wertvollste ist, was man hat. Sonst wird man ihn verlieren. Das gleiche gilt für die Beziehung zu Christus. An dem Tag, als sie mit Johannes dem Täufer am Ufer des Jordan standen, konnten Johannes und Andreas sich nicht vorstellen, dass das, wonach ihr Herz sich sehnte, diese Gestalt annehmen würde: Jesus von Nazareth. Nachdem sie ihm begegnet waren, hätten sie es auch dabei bewenden lassen können, wie andere es taten, die ihm vorher begegnet waren. Aber nein, Johannes und Andreas warfen ihr ganzes Ich in die Waagschale! War das Wagnis, das sie eingingen, indem sie ihm folgten, angemessen? Ist es vernünftig, jemandem zu folgen? Es kommt darauf an, wen wir treffen. Wenn die Person, die am Horizont auftaucht, einen nicht interessiert, kommt es einem gar nicht in den Sinn, ein Wagnis einzugehen. Aber wenn sie unsere Aufmerksamkeit erregt, dann wollen wir sie nicht verlieren. In diesem Fall geht es darum „dranzubleiben“! Wenn eine Person für einen anziehend ist, dann ist der offensichtliche, unvermeidliche Schritt, etwas zu wagen und sich auf sie einzulassen.

Wenn wir nicht genau darauf achten, wie die Dinge ablaufen, werden wir konfus und fragen uns, als wäre das ein Gedankenspiel, wie Erwartung und Wagnis zusammengehen, ohne dass wir uns je darüber klar werden. Als erstes sollte man immer auf die Wirklichkeit schauen. Giussani betont das schon in der ersten Prämisse des Religiösen Sinns: „umfassende, leidenschaftliche und beharrliche Beobachtung des Faktums, des wirklichen Geschehens“². Unser Weg wird viel schwieriger, wenn wir die Gnade nicht nutzen, dass wir jemandem wie Don Giussani begegnet sind. Ich jedenfalls habe nichts anderes für meinen Weg. Ich besitze kein geheimes Handbuch, sondern nur die Instrumente, die ihr auch habt. Schauen wir auf unsere Erfahrung: Wenn wir auf etwas stoßen, das endlich der Erwartung unseres Herzens entspricht, dann ist es höchst sinnvoll, etwas zu riskieren, denn es wäre dumm, das wieder zu verlieren. Dumm wäre hier nicht, etwas zu riskieren, sondern das aufzugeben, was uns so wichtig ist. Für etwas ein Wagnis einzugehen, das keinen Wert hat, das wäre wirklich töricht, weil es dafür keine angemessenen Gründe gäbe.

Das Evangelium drückt in seiner erhabenen Einfachheit das, was ich gesagt habe, so aus: „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn und grub ihn wieder ein. Und in seiner Freude ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker.“³ Ist es töricht, alles zu riskieren und den Acker zu kaufen, oder ist es *das* Geschäft des Lebens?

Für Paulus war das völlig klar: „Ich halte dafür, dass alles Verlust ist, weil die Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn,

² Vgl. ebd., S. 12.

³ Mt 13,44.

alles überragt.“ Was hatte er gefunden? „Seinetwegen habe ich alles aufgegeben und halte es für Unrat, um Christus zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden.“⁴ Der Christus, dem Paulus begegnet ist, ist kein anderer als der, dem wir begegnet sind. Es gibt nur einen Christus: den wahren Christus, der geboren wurde, gestorben und auferstanden ist und heute in der Kirche, seinem geheimnisvollen Leib, gegenwärtig ist – und nicht den Christus meiner Gedanken, meiner Vorstellung, meiner Interpretationen. Für den wahren Christus lohnt es sich, alles aufzugeben, weil ohne ihn alles andere wertlos wäre. Alles andere ist nichts im Vergleich zu diesem „Gewinn“. War der heilige Paulus besessen? Haben Johannes und Andreas sich geirrt, als sie Jesus nachgingen? Oder waren sie die vernünftigsten Menschen überhaupt? Glaube ist eine Frage der Vernunft!

Jeder ist aufgerufen zu entscheiden, ob es sich lohnt, etwas zu wagen für das, dem er begegnet ist. Die Erfahrung wird ihm dann zeigen, ob seine Entscheidung richtig war. Und wenn einer meint, Christus sei das Wagnis nicht wert, aber dann morgen doch erkennt, dass das, was er gewonnen hat, nur Unrat ist, dann kann er jederzeit zurückkommen und die suchen, die Christus nachgefolgt sind und aus Gnade ein erstrebenswerteres, spannenderes und glücklicheres Leben führen. Er wird immer willkommen sein! Der Kern der ganzen Frage ist, ob wir das, was wir getroffen haben, für wertvoll halten. Es geht nicht um billige Sentimentalität! Sentimentalität bewegt nichts. Was unser Ich bewegt, ist die Wertschätzung für etwas, das endlich unserer Sehnsucht entspricht und das wir deshalb um nichts in der Welt verlieren wollen. Wenn wir es gefunden haben, ist es an uns zu entscheiden, ob wir ihm

⁴ Phil 3,8-9.

folgen wollen oder nicht. Wenn wir es nicht gefunden haben, bleibt uns nichts anderes übrig, als mit weit offenen Augen zu warten, ob wir irgendein Zeichen von ihm erhaschen können „am Ufer des großen Schweigens“⁵, wie der Dichter Antonio Machado sagt.

„Gestern hast du an einen Satz erinnert, den Giussani dir gesagt hatte: ‚Am Ende besteht der Unterschied darin, ob jemand eine beständige Arbeit gemacht hat, oder nicht.‘ Kannst du uns näher erklären, was Giussani unter dieser ‚beständigen Arbeit‘ verstand? Inwiefern hilft diese Beständigkeit?“

Giussani hatte seinerzeit das Seminar in Venegono verlassen, um Religionsunterricht an einer Schule zu geben. Er wollte jungen Menschen zur Erkenntnis zu verhelfen, „dass der Glaube den Bedürfnissen des Lebens entspricht“. Als er die drei Stufen zum Berchet-Gymnasium hinaufstieg, war das sein Ziel. Er erklärte von Anfang an: „Durch die Formung in meiner Familie und im Seminar und später durch eigenes Nachdenken gelangte ich zu der tiefen Überzeugung, dass ein Glaube, der sich nicht in der täglichen Erfahrung finden ließe, der sich durch die Erfahrung nicht bestätigen ließe, der nicht imstande wäre, auf deren Bedürfnisse zu antworten, dass so ein Glaube nicht in einer Welt bestehen könnte, in der alles – alles! – das Gegenteil behauptete und auch heute noch behauptet.“⁶

⁵ A. Machado, *Soledades – Einsamkeiten. 1899-1907*, Ammann, Zürich 1996, S. 161.

⁶ L. Giussani, *Das Wagnis der Erziehung*, a.a.O., S. 19.

Giussani war überzeugt, dass dieses Ziel nur durch einen Weg, eine Methode erreicht werden könne. Was er vorschlug, war im Grunde eine Methode. Er hatte erkannt, dass eine bestimmte Art der Glaubensvermittlung, die die Jugendlichen, die er im Berchet-Gymnasium kennenlernte oder denen er vorher schon im Beichtstuhl begegnet war, bis dahin erlebt hatten, mittlerweile unwirksam war. Schon kurz nachdem sie in den Glauben eingeführt worden waren, interessierte diese Jugendlichen das Christentum nicht mehr. Ihm war klar, dass das Problem die Art und Weise war, wie man ihnen den Glauben nahegebracht hatte, und dass es deshalb eher an den Erwachsenen lag. Wie unser Freund Lucio Brunelli kürzlich geschrieben hat: „Die Krise der ‚leeren Kirchen‘ hatte einen langen Vorlauf. Sie hat schon begonnen, als die Kirchen noch voll waren.“⁷ Als Giussani zu unterrichten begann, waren die Kirchen noch voll. Ihm war aber klar geworden, wo das Problem lag: Die Menschen hatten nicht mehr das Gefühl, der Glaube habe etwas mit den Bedürfnissen ihres Lebens zu tun. Deshalb verloren sie das Interesse. Man musste also das Christentum wieder in seiner ursprünglichen Natur vorschlagen, als ein Ereignis des Lebens. Wenn man es auf einen Diskurs oder

⁷ Der Artikel fährt fort: „In den 50er-Jahren, als der Petersplatz die übergroße Menge der grünen Baskenmützen [von Mitgliedern der *Azione Cattolica*] kaum fassen konnte, beschloss ein junger Priester aus der Lombardei, seine akademische (und kirchliche) Karriere aufzugeben, um an einem staatlichen Gymnasium, dem säkularsten in Mailand, Religion zu unterrichten. Bei einer Zugfahrt, im Gespräch mit jungen Leuten, hatte dieser Priester – sein Name war Luigi Giussani – erkannt, dass der Glaube an Christus nur noch ein ferner Horizont in ihrem Leben war. Irgendetwas klemmte in dem beinahe natürlichen Mechanismus, mit dem die christliche Tradition jahrhundertlang von den Eltern an die Kinder weitergegeben worden war“ (L. Brunelli, „Le chiese vuote e la fantasia di Dio“, a.a.O., S. 9).

eine Ethik verkürzte, dann war und ist es in der Tat nicht in der Lage, auf die Erwartungen der Menschen zu antworten und kann ihr Interesse nicht wecken. Deshalb habe ich die folgende Passage von Giussanis zitiert: „Nur ein derartiges menschliches Zusammentreffen kann den Menschen von heute aufrütteln: ein Ereignis, das das Echo jenes ursprünglichen Ereignisses darstellt, als Jesus zu Zachäus hinaufschaute und sagte: ‚Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.‘“

Aber gerade aus dem Zusammentreffen mit diesem Ereignis heraus wird ein Weg des Überprüfens möglich und notwendig. Wenn einerseits die Kirche uns nichts vormachen kann, weil „sie Leben ist und Leben anbieten muss“, dann kann andererseits auch der Mensch nicht schummeln, sagt Giussani. „Sein Herz muss bereit sein, wirklich einen Weg zu gehen.“⁸ Das meinte ich mit „Arbeit“. Wir werden nicht durchhalten können, wenn wir nicht bereit sind, den Weg, auf den uns Giussani mit seinem Vorschlag geführt hat, zu gehen. Worin besteht er also?

Das Leben wirft Probleme auf und jeder stellt sich ihnen in der Weise oder mit der Hypothese, die ihm sein Umfeld nahelegt (und die er sich in gewisser Weise zu eigen macht). Dann stellt er in der Praxis fest, ob sie angemessen ist oder nicht. So ist es auch mir ergangen. In den 1970er-Jahren hatte ich versucht, ausgehend von dem, was ich mitbekommen hatte, die Probleme des Lebens anzugehen, auch die, die mit meiner Berufung und meinen Aufgaben als Priester zusammenhingen. Ich merkte aber bald, dass die Weise, die mir vermittelt worden war, nicht angemessen war. Es blieb immer ein Unbehagen

⁸ L. Giussani, *Warum die Kirche*, a.a.O., S. 282.

zurück. Dann lernte ich die Bewegung kennen, Ende der 70er-Jahre.

Entscheidend war dabei für mich, vor einem Menschen zu stehen, Giussani, bei dem ich das verwirklicht sah, was mir mit meiner ursprünglichen Hypothese nicht gelungen war. Das war keine sentimentale Reaktion von mir (aufgrund der Umstände konnte ich ihn zur damaligen Zeit gar nicht häufig sehen), sondern das klare Erkennen einer Andersartigkeit. Seitdem kann ich die Dinge, die ich erlebe, nicht mehr betrachten ohne Bezug auf diese Begegnung. Ich erinnere mich, wie ich schon gesagt habe, an die ersten Male, als ich an den internationalen Veranstaltungen der Bewegung teilnahm (wo ich ihn auch nur aus der Ferne sah, wie viele von euch), was für einen Eindruck mir die Art gemacht hat, wie Giussani vor der Realität stand. Ich dachte immer: Das ist etwas ganz anderes! Seitdem wünsche ich mir nichts anderes mehr, als diese Weise zu lernen und mich in diesen Blick zu versenken.

Der Kernpunkt, auf dem er immer beharrte, war die Erfahrung. Giussani forderte mich ständig auf, den Vergleich zwischen dem, was in meinem Leben geschah, und den tiefsten Bedürfnissen meines Herzens anzustellen. Dieses Vergleichen gehört zu der Methode, die seinen Vorschlag charakterisiert: „Von meiner ersten Unterrichtsstunde an habe ich immer gesagt: ‚Ich bin nicht hier, damit ihr das, was ich euch sage, übernehmt, sondern um euch eine wahre Methode beizubringen, mit der ihr das, was ich euch sage, beurteilen könnt. Und das, was ich euch sage, ist eine Erfahrung, Frucht einer langen Überlieferung: 2000 Jahre.“⁹ Giussani hat mir damit (ich habe

⁹ L. Giussani, *Das Wagnis der Erziehung*, a.a.O., S. 18 f.

es schon oft gesagt) ein Instrument in die Hand gegeben, mit dem ich einen menschlichen Weg gehen konnte. Er sagte: Christus, das Christuseignis, vertraut sich dem Urteil unserer Erfahrung an.¹⁰

Dieser Verweis auf die Erfahrung war für mich ganz wichtig. Selbst wenn ich etwas falsch machte, konnte ich doch immer etwas lernen. Eine Freundin erzählte mir, sie sei im Flur vor dem Labor auf eine Kollegin getroffen, die sichtlich traurig war. Sie fragte sie, warum sie traurig sei, und die Kollegin antwortete: „Weil mein Experiment fehlgeschlagen ist.“ Da erwiderte unsere Freundin: „Aber ein Experiment ist doch immer experimentell!“ Es lehrt uns also immer etwas. Selbst wenn es scheitert, bringt es immer einen Gewinn für den Weg der Annäherung an die Wahrheit. Indem ich also Erfahrungen machte, merkte ich jeden Tag, ob meine Art, den Dingen zu begegnen, richtig war, ob meine Bemühungen eine Antwort auf das Bedürfnis darstellten, das ich hatte. Wenn ich dann Giussani wieder traf, verglich ich seine Art, den Dingen zu begegnen, mit meiner. Ich sah, wie es bei ihm war und wie es bei mir war. Ich konnte nicht umhin festzustellen, dass das offensichtlich anders war, etwas Neues, das auch ich mir wünschte.

Wenn wir uns das Evangelium ansehen, dann hat Jesus das Gleiche mit seinen Jüngern gemacht. Auch sie gingen ihr Leben an mit der Arbeitshypothese, die sie durch ihre Zugehörigkeit zum Volk Israel erhalten hatten, bis sie dann jemandem begegneten, dem sie nie wieder von der Seite wichen aufgrund des Neuen, das sie bei ihm wahrnahmen. Von da an gingen sie alles an in Gemeinschaft mit ihm. Bei den Kartagen mit den Studenten musste ich

¹⁰ Vgl. L. Giussani, *Warum die Kirche*, a.a.O., S. 279.

wie nie zuvor an Petrus denken, der sich sofort auf Jesus eingelassen hat. „Von der ersten Begegnung an erfüllte dieser Mensch sein ganzes Gemüt, sein ganzes Herz“¹¹, sagt Giussani. Was ist die Gefahr für Petrus und auch für uns? Zu meinen, man wüsste bereits, wer das ist, der da vor einem steht. „Für wen halten die Menschen mich?“, fragt Jesus seine Jünger. „Einige für Johannes den Täufer, andere für Elia, wieder andere für Jeremia oder sonst einen der Propheten.“ „Und ihr?“ Petrus antwortet als erster: „Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ „Bravo, Petrus! Denn das hat du dir nicht selbst ausgedacht, sondern mein Vater hat es dir offenbart.“ Kurz darauf „begannt Jesus, seinen Jüngern zu erklären: Er müsse nach Jerusalem gehen und von den Ältesten und Hohepriestern und Schriftgelehrten vieles erliden, getötet und am dritten Tag auferweckt werden.“ Petrus, der schon meinte, er habe verstanden, er wisse, wer Jesus sei, entgegnet: „Das darf nicht passieren!“ Und Jesus antwortet ihm: „Weg von mir, denn du denkst wie Menschen, nicht wie Gott!“¹²

Das ganze Leben Petri ist geprägt vom ständigen Vergleich zwischen seiner eigenen Art, der Wirklichkeit zu begegnen, und der Christi, zwischen seinem eigenen Maß und dem Christi. Auf diese beständige Arbeit des Vergleichens kommt es an, gerade aufgrund der Entsprechung, die Petrus in der Begegnung mit Jesus gespürt hatte und derentwegen er ihm folgte. Er hat nicht immer und zu jeder Zeit verstanden, was Jesus wollte. Dass Jesus nach Jerusalem gehen musste, um zu sterben, gefiel ihm

¹¹ L. Giussani / S. Alberto / J. Prades, *Spuren christlicher Erfahrung in der Geschichte*, a.a.O., S. 96.

¹² Vgl. Mt 16,13-23.

zum Beispiel überhaupt nicht: „Nein, nein, das darf nicht sein!“ Oder denken wir an die Fußwaschung. Stellen wir uns vor, wie Petrus, der Jesus unendlich liebt, sieht, dass Jesus vom Tisch aufsteht und sich anschickt, den Jüngern die Füße zu waschen. Da begegnet ihm wieder dieses völlige Anderssein. Das ist zu viel für ihn: Nein, das geht nicht! „Du, Herr, willst mir die Füße waschen?“ Jesus antwortet Petrus: „Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; doch später wirst du es begreifen.“ An diesem Punkt stellt sich die Frage, ob es, auch wenn er es nicht versteht, vernünftig ist, das zuzulassen oder nicht. Petrus wiederholt ungestüm: „Niemals sollst du mir die Füße waschen!“ Aber wie bei anderen Gelegenheiten gibt Jesus in wichtigen Dingen niemandem nach, am wenigsten Petrus. Er widerspricht: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir.“ Da kapituliert Petrus, er wehrt sich nicht mehr. „Wenn es so ist, dann nicht nur die Füße, sondern auch die Hände und das Haupt!“¹³ Warum akzeptiert er es? Weil er in den vergangenen drei Jahren mit Jesus zusammen war und immer wieder das, was dieser Mann sagte und tat, mit den Bedürfnissen seines Herzens verglichen hat. Daher konnte er nicht anders als anzuerkennen, selbst wenn er es nicht verstand – oder noch nicht verstehen konnte –, dass Jesus allein Worte des ewigen Lebens hatte. „Wenn wir dich verlassen, zu wem sollen wir gehen?“ Die völlig vernünftige Verbundenheit mit diesem Menschen war stärker als all sein Unverständnis und sein Dickkopf.

Die beständige Arbeit, die Giussani vorschlägt, erfordert nicht, dass man ein Masterstudium in Harvard absolviert hat. Jeder kann sie leisten, Menschen wie Petrus,

¹³ Vgl. Joh 13,6-9.

Leute wie du und ich. Es ist keine Frage besonderer Intelligenz, es braucht keine schlaun Bücher, es ist nichts Kompliziertes, sondern der ständige Vergleich zwischen einer Gegenwart und dem eigenen Herzen, zwischen einer Gegenwart und dem eigenen Bemühen, sich den täglichen Herausforderungen zu stellen, zwischen dem Maß Christi und unserem Maß. Was war für Petrus interessanter als dieser ständige Vergleich zwischen seinem eigenen Bemühen und dem, was er Jesus tun sah? Hätte er Jesus auf seine eigenen Interpretationen reduziert oder wäre er jedes Mal weggelaufen, wenn die Dinge nicht seinen Vorstellungen entsprochen hätten, dann hätte er das Beste verpasst. Hier zeigt sich, was das Entscheidende bei der Methode ist. Giussani weist darauf hin, dass in einem bestimmten Kontext „das ernste Problem der Bewegung, das schwerwiegende Problem der Verantwortlichen darin besteht, dass sie Reden halten [...], aber nicht die richtige Methode anwenden“. Und er fügt hinzu: „Die Übersetzung der Ideen in Methode erfordert etwas, von dem [...] ich fürchte, dass es nicht einmal die haben, die den ersten Band des Seminars der Gemeinschaft¹⁴ durchgearbeitet haben, [etwas, das] mit dem Begriff, mit der Struktur der Vernunft zu tun hat [...]: Zuneigung. [...] Das ist der wichtigste Aspekt der Methode: Ohne Zuneigung kann man nichts erkennen. [...] Erkenntnis bedeutet offene Augen zu haben. Die Wirklichkeit ist leer, wenn sie uns nicht anrührt. Das Auftreffen der Wirklichkeit auf die Augen nennt man *affectus*, Zuneigung. [...] Die Methode hat also mit dem Wort Zuneigung zu tun. Die Zuneigung ist der Abschluss des Anerkennens der Wirklichkeit, beziehungsweise des Anerkennens der Bewegung, insofern

¹⁴ Gemeint ist das Buch *Der religiöse Sinn* von Luigi Giussani.

sie feststellt, auf welche Weise die Bewegung den grundlegenden Bedürfnissen, die das menschliche Herz ausmachen, entspricht und sie verwirklicht. Das Herz ist nicht die Quelle des Gefühls, es ist die Quelle der vollkommenen Vernunft.“ Dann fragt sich Giussani: „Woher kommt dann dieser Widerstand gegen die Methode?“ Wie kann es sein, dass man sich wehrt, wenn man doch Christus als seinem Herzen so entsprechend wahrgenommen hat? Warum widersetzt sich Petrus? Weil „die Freiheit wie ein Dolch ist, der zwischen Erkenntnis und *affectus* dringt und versucht, den *affectus* abzutrennen, um die reine Erkenntnis (Rationalismus) oder das reine Gefühl (Instinktivismus, Empirismus) auf den Schild zu heben.“¹⁵

Wenn wir die Methode befolgen wollen, müssen wir ein Gesetz beachten (und falls wir es nicht beachten, ist unsere Freiheit im Irrtum): „Um sich selbst zu bejahen, muss man einen Anderen bejahen.“¹⁶ Wenn wir jemandem begegnet sind, durch den sich unser Ich viel stärker verwirklicht (wie es einige der zitierten Zeugnisse bekunden), dann verstehen wir, dass das Bejahen eines anderen nicht eine Absage an die Vernunft ist, sondern dass sie dadurch voll zur Geltung kommt. Denn diesen anderen zu bejahen bedeutet, sich selbst zu bejahen. Wenn man allerdings diese „beständige Arbeit“ nicht macht, wenn man sich selbst nicht ständig mit der Gegenwart, der man begegnet ist, vergleicht, dann versteht man das nicht. Was wäre aus Petrus geworden, wenn er Christus nicht bejaht

¹⁵ „Consiglio di Presidenza. 11 ottobre 1994“, Typoskript im Archiv der Segreteria generale von CL in Mailand; vgl. auch L. Giussani, *L'autocoscienza del cosmo*, Bur, Mailand 2000, S. 278 f. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

¹⁶ „Consiglio di Presidenza. 11 ottobre 1994“, a.a.O.

hätte? Und was wäre aus uns geworden, wenn wir Giussani nicht gefolgt wären?

„Was ihr von mir lernen müsst, ist nur eines: wie man lernt“¹⁷, sagte Giussani 1978. Sind wir bereit zu lernen, diese „beständige Arbeit“ zu machen? Was ich erreichen kann, wenn ich meinem eigenen Maß folge, statt jener Gegenwart nachzugehen, die ich als der Erwartung meines Herzens entsprechend erkannt habe, kann ich in meiner Erfahrung überprüfen. Wenn ich nicht über mein eigenes Maß hinausgehe, dann wachse ich nicht, dann gelange ich nicht zu jener menschlichen Statur, die Petrus zum Protagonisten, zum Beginn des neuen Volkes gemacht hat. Jesu ganzes Anliegen war es, Petrus zu formen, denn ohne Petrus wäre nichts übriggeblieben, rein gar nichts! Giussanis Genialität war es, das Ja des Petrus mit dem Entstehen des Volkes zu verbinden. Auch wir können Protagonisten werden wie Petrus: Es genügt, dass wir uns von Christus hervorbringen lassen.

„Könntest du bitte deine Antwort auf die Frage einer jungen Frau noch besser erklären, die gesagt hatte: Ich sehe, dass mir Liebe zuteil wird von meiner Mutter, meinem Vater, meinen Freunden, aber ich verstehe nicht so recht, wie da Christus ins Spiel kommt. Ist die Zuneigung der Familie, das Wohlwollen der Kinder und Enkel ein Sich-Manifestieren Christi oder nicht? Auch Nicht-Christen lieben sich. Für mich ist Christus oft wie eine Briefmarke, die ich aufklebe, die aber nicht hält.“

¹⁷ L. Giussani zitiert in A. Savorana, *Vita di don Giussani*, Bur, Mailand 2014, S. 565. Eigene Übersetzung aus dem Italienischen.

„Kann Christus uns nur durch Zeugen vertraut werden? Besteht so nicht die Gefahr, dass man die Optionen des Ereignisses einschränkt? Welchen Wert haben die Sakramente, die Liturgie und die Offenbarung durch die Heilige Schrift, das persönliche Gebet, um zu einer Glaubensgewissheit zu gelangen?“

Wenn mir ein junger Mensch die erstgenannte Frage stellt, antworte ich: „Wenn du abends schlafen gehst, kannst du dann mit Gewissheit sagen, dass deine Mutter dich liebt? Es geht nicht darum, großartige Überlegungen anzustellen. Kannst du all das, was sie für dich getan hat, anders erklären denn als Zeichen ihrer Liebe? Oder hast du das Gefühl, dass ihre Gesten von einem bestimmten Interesse geleitet sind (zum Beispiel, dass du dich um sie kümmerst, wenn sie alt ist)? Sag mir, ob eine andere Interpretation der Zeichen, außer ihrer Liebe zu dir, dich überzeugt. Die Zeichen, die du siehst, verweisen auf einen Sinn, den du nicht siehst, nämlich die Liebe deiner Mutter. Aber du hast es mit Zeichen zu tun.“ Und dann füge ich hinzu: „Das Gleiche gilt in Bezug auf das christliche Ereignis. Es sind andere Zeichen, nicht vergleichbar mit denen einer Mutter, aber die Dynamik ist die gleiche. Sag mir, ob die Menschlichkeit, die dir manche Leute bezeugen, darauf reduziert werden kann, dass sie lieb, nett, wohlgezogen oder großzügig sind (und die Liste der möglichen Interpretationen kann man beliebig fortsetzen)? Oder verweist dich das auf etwas, das du nicht siehst oder nicht definieren kannst, das aber in dem, was du siehst, impliziert ist?“

Darum geht es: zu erkennen, dass es in dieser Gemeinschaft, auf die wir getroffen sind, einen anderen Faktor gibt – ich kann ihn vielleicht nicht definieren, aber er ist

da. Gewisse menschliche Ergebnisse, die ich sehe, Resonanzen im Menschen, die in ihr zum Ausdruck kommen, verweisen auf etwas, das ich nicht sehe, aber von dem ich zugeben muss, dass es da ist. Wenn ich das eliminieren würde, könnte ich die Erfahrungen, die ich mache, nicht erklären. In dieser Gemeinschaft, in den Menschen, denen ich begegnet bin, gibt es etwas, das sich auf nichts anderes zurückführen lässt – in ihnen, nicht äußerlich! Die Art, wie manche Leute leben, wie sie vor dem Leben und vor dem Tod stehen, lässt sich nicht anders erklären, denn als Verweis auf etwas Geheimnisvolles, das ich nicht sehe. Wenn ich das ausblende, tilge ich zugleich den Ursprung dieses Andersseins. Das heißt, um beim Beispiel von vorhin zu bleiben, ich tilge die Liebe, deren Zeichen ich sehe, und zerstöre damit gleichzeitig den Sinn der Zeichen. Man kann die Liebe mit keinem Gerät aufspüren, es gibt keinen Algorithmus, der sie berechnen kann, aber das heißt nicht, dass sie nicht da ist. Stellen wir uns eine junge Frau vor, die Kinder hat: Wie kann sie ihnen ihre Liebe zeigen, wenn nicht durch Zeichen? Und wie konnte Jesus seinen Jüngern zeigen, wer er war, wenn nicht durch Zeichen? Und wie können wir zur Glaubensgewissheit gelangen, wenn nicht durch die Zeichen seiner Gegenwart, jetzt, hier und heute, und nicht nur in Erinnerungen an die Vergangenheit?

Wenn nicht etwas anderes gegenwärtig ist (um noch schnell auf die zweite Frage zu kommen), spricht die Liturgie nicht zu uns. Das sieht man auch im Evangelium: Wenn Jesus da ist, verstehen die Jünger die Worte der Schrift und all das, was die Propheten gesagt hatten. Christus öffnet ihnen die Augen für das Verständnis der Schrift und der Prophezeiungen. Die Liturgie ist natürlich der Ursprung, aber gleichzeitig muss unser Herz auch

immer offen sein für sie, so dass wir, wenn wir hören, dass Christus auferstanden ist, dem nicht (wie Brunelli in dem Artikel sagt, den ich zitiert habe) gleichgültig gegenüberstehen wie so viele heutzutage. Der letzte, geheimnisvolle Ursprung unseres Glaubens ist das Ereignis, das wir in der Liturgie feiern und das immer wieder neu unsere Vernunft und unsere Freiheit herausfordert. All das, was dort geschieht, muss in unserem Herzen seinen Platz finden.

„Du hast uns darauf hingewiesen, dass dramatische Umstände wie der Tod, das Leid, das Böse, die Ungewissheit unsere Hoffnung infrage stellen. Aber wie können wir in den alltäglichen Dingen, die uns passieren, die Hoffnung lebendig halten? Wie machen wir das, wenn nicht gerade etwas Extremes oder Dramatisches passiert?“

„Wie leicht lassen wir uns von unseren Gewissensbissen und Fehlern peinigen, so dass wir oft Christi Augen nicht mehr sehen und seine Gegenwart nicht mehr erkennen können! Das ist sicher das, was meine Hoffnung am meisten infrage stellt.“

Die Antwort auf die erste Frage ist sehr einfach: Entweder ein Herzinfarkt oder Erziehung, wie ich manchmal mit einem paradoxen Bild sage. Die einzige Alternative, wenn wir nicht auf dramatische Umstände warten wollen, die uns aufwecken, ist, dass wir einen Ort haben, der nicht auf uns selbst zurückzuführen ist und der uns dazu erzieht, die Hoffnung lebendig zu halten. Wie Jesus es mit den Jüngern gemacht hat: Er hat sie nicht durch dramatische Umstände in die Hoffnung eingeführt, sondern durch die Faszination seiner Gegenwart. In ähnlicher

Weise hat Giussani uns nicht durch einen dramatischen Umstand in die Wirklichkeit, in die Hoffnung eingeführt, sondern durch eine Anziehungskraft, die auf nichts anderes zurückzuführen war und die unser Innerstes bewegt hat, wie es dramatische Umstände nie könnten. In letzter Zeit gab es keine Alternative dazu, sich ständig erziehen zu lassen. Denn selbst wenn man bestimmte dramatische Situationen überstanden hat, kehrt man sehr leicht in seine alte Routine zurück. Die Gefahr besteht, auch im Hinblick auf die Pandemie, darin, dass wir ein dramatisches Ereignis hinter uns lassen, als sei nichts geschehen. Wenn unser Leben nicht einen Ort hat, der uns immer wieder aufbaut, indem er uns herausfordert, dann ist es fast unmöglich, nicht dem Nichts eines sinnlosen Lebens zu erliegen und in unserer täglichen Routine zu ersticken.

Entsprechendes gilt für die Gewissensbisse. Wenn wir vor jemandem stehen, der uns fragt, wie er Petrus gefragt hat, nachdem der ihn verleugnet hatte: „Liebst du mich?“¹⁸, dann ist das Problem sicher nicht die Reue über unsere Dummheiten. Petrus hat ihn verleugnet, er hat den größten Fehler gemacht, den ein Mensch machen kann, und auch noch vor aller Augen. (Das ist etwas ganz anderes als die Reue über unsere kleineren oder größeren Fehler!) Hier zeigt sich, worin der Kern des Problems liegt. Bei Petrus wird das schon vor seinem Ja zu Christus deutlich. Die Jünger waren zum Fischen hinausgefahren und hatten nichts gefangen. Vom Ufer aus ruft jemand: „Warum werft ihr die Netze nicht auf der anderen Seite des Bootes aus?“ Und sie fangen eine unvorstellbare Menge Fische! Johannes erkennt klarsichtig: „Es ist der Herr!“

¹⁸ Vgl. Joh 21,15.

Und Petrus springt sofort ins Wasser.¹⁹ Die Liebe Petri zu Christus war stärker als seine Reue. Jesus hatte ihn noch nicht gefragt: „Liebst du mich?“ Aber die Zuneigung war so tief in seinem Inneren verwurzelt, dass nicht einmal das dreifache Verleugnen sie ganz ausreißen konnte. Nur das siegt über die Gewissensbisse: eine Gegenwart und eine Zuneigung, die viel größer sind als diese. Wie Giusani im Bezug auf das Ja des Petrus sagt: Es braucht eine Gegenwart, zu der man ja sagen kann.

Man gewinnt zu Christus eine solche Zuneigung, dass man sich nicht mehr von ihm lösen kann, egal welche Fehler man gemacht hat oder noch machen wird.

¹⁹ Vgl. Joh 21,1-7.

INHALT

EINFÜHRUNG 3

KAPITEL 1

„SCHLIMMER ALS DIE GEGENWÄRTIGE KRISE WÄRE NUR, WENN WIR DIE CHANCE, DIE SIE BIRGT, UNGENUTZT VERSTREICHEN LIESSEN“ 7

1. Das Zusammentreffen mit der Wirklichkeit 7
2. Verschiedene Haltungen angesichts dessen,
was geschieht 13
3. Das Urteilkriterium 22
4. Flucht vor sich selbst 29

KAPITEL 2

WIR SIND ERWARTUNG 39

1. Ein nicht auszurottendes Faktum 40
2. Zuneigung zu sich selbst 45
3. „Hättest du doch den Himmel zerrissen
und wärest herabgestiegen“ 52

KAPITEL 3

DAS UNVORHERSEHBARE ERZITTERN 59

1. „Nur etwas Unverhofftes kann ich erhoffen.
Doch man sagt mir, das sei eine Dummheit“ 60
2. Es gibt jemanden, der behauptet,
dass sich das Unverhoffte ereignet hat 69
3. Die Unverkürzbarkeit des christlichen Faktums 74
4. Die Erfahrung und die Kriterien des Herzens 84

KAPITEL 4

DIE BLÜTE DER HOFFNUNG 93

1. Ein Bedürfnis nach Gewissheit 93
2. Die Glaubensgewissheit ist der Same, aus dem die
Gewissheit der Hoffnung erwächst 118

KAPITEL 5

DIE STÜTZE DER HOFFNUNG **133**

1. Die Mühen des Weges 133
2. Die Wohnstatt des Höchsten 141
3. Der Ort der Hoffnung 145
4. Wie erkennt man diesen Ort? 152
5. Wie kann das, was du bei einem anderen siehst,
zu deinem werden? 159

KAPITEL 6

DIE HOFFNUNG AUF DEM PRÜFSTAND DER UMSTÄNDE **175**

1. Die Hoffnung, die uns nicht enttäuscht 175
2. Die Hoffnung der Menschen stützen 195

ANHANG

Fragen und Antworten **207**

Der Präsident der Fraternität von Comunione e Liberazione befasst sich hier mit einer Frage, die in diesen unsicheren Zeiten besonders verbreitet ist: „Gibt es Hoffnung?“ Das Zusammentreffen mit der harten Wirklichkeit hat unsere tiefsten Bedürfnisse als Menschen zum Vorschein gebracht. Auch und gerade in diesen dramatischen Zeiten gibt sich unser Herz nicht mit Teilantworten zufrieden, sondern verlangt mit aller Sehnsucht nach etwas, das diesen Herausforderungen gewachsen ist.

„Nur etwas Unverhofftes kann ich erhoffen“, sagt der italienische Schriftsteller Eugenio Montale. Die Botschaft von diesem Unverhofften hallt in der Geschichte wider, seit sie die Jünger Jesu ergriffen hat. So ist ein Same der Hoffnung in die Welt gekommen, der in immer mehr Menschen Wurzeln schlägt. Wenn wir ihnen begegnen, wird unser Herz neu entflammt und beseelt. Wir erleben eine „eigenartige Positivität“ und einen Wagemut, der das Böse, den Schmerz und sogar den Tod mit der Kraft einer gegenwärtigen Hoffnung herausfordert.

JULIÁN CARRÓN wurde 1950 in Navaconcejo (Spanien) geboren und 1975 zum Priester geweiht. Er war Ordinarius für Neues Testament an der Universidad San Dámaso in Madrid. 2004 kam er nach Mailand und übernahm auf Wunsch von Don Giussani die Leitung der Bewegung Comunione e Liberazione. Seit dem 19. März 2005 ist er Präsident der Fraternität. Gleichzeitig lehrt er Theologie an der Katholischen Universität Mailand. 2015 erschien sein Werk *La bellezza disarmata* (*Die wehrlose Schönheit*, deutsch 2018), 2017 *Dov'è Dio?* und 2020 *Das Erwachen des Menschlichen*, *Das Leuchten in den Augen* und *Wer erzieht, teilt sich selbst mit*.

Umschlagabbildung: Vincent van Gogh, *Fliederstrauch*, 1889. Eremitage, Sankt Petersburg.

© Foto Scala, Florenz